

Inhalt

Vorwort.....	7–11
Sell, Ulrike: Germanistik nach 1966/68: Reflexionen über ein Fach zwischen Selbstaflösung und neuer Identität. Ausgewählte Positionen und Strategien aus dem Elfenbeinturm (Dissertation).....	12–273
Sell, Ulrike: Diskurse auf den Germanistentagen – Was von den Hochschulgermanisten thematisiert wird und warum „Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule“ Nebendiskurse bleiben.....	275–308
Sell, Ulrike: Muttersprache – Identität – Nation? Zur Konstruktion der Germanistik als Nationalphilologie.....	309–315

für Grace und Lynn

Vorwort

Wie sprechen „Germanist_innen“ nach 1966/68 über ihr Fach? Wird die Bezeichnung „Germanist_in“ oder „Germanistik“ überhaupt noch verwendet oder ist nur noch die Rede von Sprach- oder Literaturwissenschaftler_innen sowie Sprach- oder Literaturdidaktiker_innen? Existiert noch so etwas wie eine „disziplinäre Identität“ des Faches „Germanistik“? Wie professionalisiert und legitimiert sich das Fach: als Einheit oder in der Auflösung dieser Einheit? Diese Fragen waren der Ausgangspunkt für die vorliegende Dissertation. Zu rekonstruieren war, was in den (Text-)Äußerungen von Fachvertreter_innen – auf den vom Deutschen Germanistenverband (DGV) veranstalteten sog. Deutschen Germanistentagen zwischen 1966/68 und 2001 – (wie) thematisiert bzw. nicht thematisiert wurde. So zeige ich anhand ausgewählter Materialien, dass sich das Fach in seinem expliziten bzw. impliziten *Diskurs über das Verhältnis der Germanistik zur Politik* nach – den für den fachhistorischen Diskurs einschneidenden Daten – 1966/68 auf mehreren relevanten Ebenen auf der Suche nach einer *neuen Identität* befindet.

Zugleich führen Spezialisierungs-, Ausdifferenzierungs- sowie Entdifferenzierungsprozesse der Disziplin als wissenschaftssysteminhärente Prozesse das Fach an seine Grenzen bis hin zur (*Selbst-*)*Auflösung*. Diese Auflösung ist systemtheoretisch als Prozess der Szientifizierung und der Entkoppelung von Wissenschaft und Politik zu beschreiben – eine Koppelung, die für die Entstehung des Faches wesentlich war. Gleichzeitig zeigen sich – gegen den sog. Elfenbeinturm gerichtete – Diskurse, diese Abkoppelung zu kompensieren (z.B. Sprachenpolitik). So kann festgestellt werden, dass in dem (untersuchten) Diskurs der „Germanistik“ nach 1966/68 in der diskursiven Konstruktion unterschiedlicher „Modelle“ von „Germanistik“ ein „Kampf um Anerkennung“¹ als (legitime) Wissenschaftsprofession geführt wird – quasi in der Auseinandersetzung um ihre (gesellschafts-, sprachen-, kultur- und bildungs-)politischen Anteile. Dabei zeigt sich eine prinzipielle Ausdifferenzierung in zwei professionelle Orientierungen, die entweder auf Auflösung oder Erhalt der disziplinären Identität der Germanistik zielen. Geht die Auflösung dieser formalen Einheit quasi automatisch mit neuen disziplinären Identitäten einher, erfordert der Erhalt dieser Einheit *diskursiv* ein neues Selbstverständnis der Germanistik. Dieses Selbstverständnis folgt einerseits Inszenierungsweisen der *Harmlosigkeit bzw. Ungefährlichkeit*, die die Disziplin als „wissenschaftlich“, „nüchtern“ und

¹ Vgl. Honneth, A. (1992). Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.

„weltoffen“ etikettieren, andererseits Inszenierungsweisen der *Gefährdung*, die der Disziplin einen gesellschaftlich relevanten und gleichzeitig „schützenswerten“ Status zuschreiben.

In der Analyse erwies sich der Begriff der *Differenz* als wesentliches Strukturelement der Diskurse: Differenz zwischen unterschiedlichen Positionen und Strategien *innerhalb* der Hochschulgermanistik einerseits und Differenz *zwischen* Hochschulgermanistik und Deutschdidaktik/Schule (Akteure in der Deutschlehrer_innenausbildung bzw. Deutschlehrer_innen), also zwischen den Teilverbänden bzw. ihren jeweiligen Vertretern, andererseits. Die Differenzlinie innerhalb der Hochschulgermanistik verläuft entlang der Verteidigung traditioneller „Einheiten“ (*Ad fontes!*) und dem – expliziten oder impliziten – Plädoyer für deren Auflösung (*Auf zu neuen Ufern!*). Solche „Einheiten“ stellen die Begriffe „national“ (Kap. 3.1.1) oder „das Eigene“ (Kap. 3.1.3) dar. Dabei kreisen die Diskurse um ein politisch korrektes Verständnis des Begriffes „national“. Im „BILDUNGSPOLITISCHEN EXKURS: `nationale Identität' als Konstruktion“, der auf außerhalb der Germanistik stattfindende Diskurse Bezug nimmt, wird deutlich, wie – seitens der Politologie und Philosophie – das Konstrukt „Nation“ durch „Postnationalität“ ersetzt wird (Anderson; Hacking), während – seitens der Erziehungswissenschaften – Migration zunehmend als Anlass genommen wird, in der Bildungsinstitution Schule die deutsche (Standard-)Sprache stärker zu fokussieren, und zwar v.a. für Lerner des Deutschen als Zweitsprache (Gogolin), um deren Ausschluss aus dem Bildungssystem zu verhindern. Dass und wie an diese Diskurse seitens der Germanistik angeschlossen wird, zeigen Kap. 3.1.1 und 3.1.2.

Als zentral erwies sich auch der Begriff der *Grenze*. So wird die (Fach-)Grenze unter den Aspekten „Internationalität – Transkulturalität – Mehrsprachigkeit“ (Kap. 3.1.2), Medialität (Kap. 3.1.4), Kulturalität (Kap. 3.1.5) und Interdisziplinarität (Kap. 3.1.7) überschritten bzw. verteidigt; die Grenze zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft unter dem Aspekt „Methoden“ (Kap. 3.1.6) verhandelt und die Grenze zur sog. Praxis unter dem Aspekt „Studienreform“ (Kap. 3.1.8) ausgelotet. Hier geht es um *Öffnungen* und *Schließungen* bzw. *Durchlässigkeiten* und *Geschlossenheiten* von Disziplinen, also um die „Offenheit“ der diskursiven Produktion bzw. Konstruktion von Identität bzw. Nicht-Identität.

Am Ende der Dissertation stand der Versuch, Ansätze der *Wissenschaftskommunikation* bzw. *-rhetorik* für eine Wissenschafts- und Diskursgeschichte anhand des untersuchten Fachdiskurses zu rekonstruieren. Hier zeigten sich 1) Anrufungen (Handlungsaufforderungen), 2) diese Anrufungen systematisierende

Strategie- bzw. Diskurstypen und 3) (vorgefundene) Begriffe und Metaphern, z.B. aus dem medizinischen („Depression“) oder aus dem biologischen Kontext („verkümmern“). Am Prägendsten für die Diskurse erschienen jedoch Sprechakte bzw. sprachliche Handlungen und mit diesen Sprechakten bzw. sprachlichen Handlungen vorgenommene implizite Wertungen. Diese Sprechakte wurden in zehn Kategorien systematisiert (Kap. 4). Diese Kategorien wären auch auf die in Kap. 1 und 2 rekonstruierten Forschungsstände zur Situation in den Geisteswissenschaften sowie im Fach Germanistik anwendbar. Wie werden hier von den zitierten Autoren „Fakten“ jeweils diskursiv geschaffen bzw. welche „Fakten“ schafft die Verfasserin durch die Rekonstruktion dieser Forschungsstände? In der Dissertation dienen diese „Fakten“ bzw. deren Darstellung zur Fixierung eines Ist-Zustandes, auf den die auf den Germanistentagen nach 1966/68 gehaltenen Reden bezogen wurden.

Schließlich wäre die verwendete eigene *Fachsprache* ein interessanter Untersuchungsgegenstand: Welche Begriffe, sprachlichen Bilder und sprachlichen Handlungen verwendet die Verfasserin bei ihrer Analyse und Beschreibung? Die eigene (Fach-)Sprache wird v.a. von der (soziologischen) Theorie geprägt sein, mit der die fachgeschichtliche Diskursentwicklung betrachtet wird. Einige Begriffe bzw. Konstrukte, die zur Beschreibung dieser Entwicklung verwendet wurden, sind: Fach, Disziplin, Wissenschaft, Germanistik, disziplinäre Einheit/Identität, Wandel, Spezialisierung, Ausdifferenzierung, Entdifferenzierung, Stärkung, Schwächung, Orchideenfach, Elfenbeinturm, gesellschaftliche Anerkennung/Bedeutung/Relevanz bzw. Aufwertung/Rettung, gesellschaftliche Marginalisierung. An metaphorischen Wendungen (vgl. Hayden White) finden sich Ausdrücke, etwa aus dem Kontext „Erde“ (z.B. „Wurzeln“, „Pfade“), dem Kontext „Wasser“ (z.B. „Ad fontes!“, „Auf zu neuen Ufern!“, „Unter neuer Flagge in See stechen“, „Auftrieb“, „Untergang“) oder aus dem Kontext „Kampf“ („Freund“, „Feind“, „Gegner“, „Treue“, „Abtrünnige“).

Einen Gegenpol zu einer gegenwärtigen Deutschdidaktik², die sich zunehmend an quantitativen Methoden der Psychologie orientiert, könnten die *neueren Methodologien* einer grenzüberschreitenden Literaturwissenschaft bilden, die ein ethnographisch, diskursanalytisch oder von sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden geleitetes qualitatives (empirisches) Vorgehen adaptieren, sich

² Erwähnt sei hier ein projektiertes Vorhaben, das Gemeinsamkeiten und Differenzen in der methodologischen Entwicklung der Germanistik und Deutschdidaktik anhand ausgewählter zentraler Publikationsorgane („Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“, „Didaktik Deutsch“, „Geschichte der Germanistik“, „LiLi“ etc.) in ihren expliziten und impliziten Äußerungsformen untersucht.

Schule und Unterricht bzw. der Lehrer_innen-Schüler_innen-Kommunikation bzw. -Interaktion zu nähern, bzw. die auf (macht-)kritische Theorieansätze, wie bspw. den Poststrukturalismus oder die feministische oder postkoloniale Theorie zurückgreifen.

In der aktuellen gesellschaftlichen Situation, d.h. dem Etablieren rechtspopulistischer Parteien in der Bundesrepublik Deutschland angesichts des Flüchtlingsleidens, erscheint das in der Dissertation vorgeschlagene *Institut für Deutschlandstudien* in der Relektüre legitimer als 2006, als man noch „zu Gast bei Freunden war“: ein Institut als außeruniversitäre Instanz, das als Folge der Entdifferenzierung von Wissenschaft und Politik – jenseits vom politischen und medialen System – theoretisch und historisch fundiert die gesellschaftlichen Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland im Kontext der europäischen und globalen Entwicklungen bzw. die in der Bundesrepublik Deutschland geführten Diskurse (z.B. Einwanderungsdiskurs; Flüchtlingsdiskurs etc.) beobachtet und analysiert und zu diesen Diskursen – bspw. auch sprachkritisch³ – reflektiert Stellung nimmt.

Die Anordnung der Texte resultiert aus ihrer *Publikationsgeschichte*. Die 2006 zunächst als CD-Rom⁴ veröffentlichte Arbeit wird hier nunmehr in Buchform herausgegeben. Sie wurde sprachlich überarbeitet. Mitherausgegeben wird ein Aufsatz⁵, der die Dissertation komprimierend zusammenfasst und darüber hinausgehend unter erneuter Sichtung des Materials auf einen Aspekt hin zuspitzt: auf das Verhältnis zwischen den Hochschulgermanist_innen einerseits und den Deutschdidaktiker_innen bzw. Deutschlehrer_innen andererseits. Schließlich wird auch ein im Kontext der Promotion 2002 entstandener Vortrag⁶ mitheraus-

³ Bekanntermaßen liefert hierzu bereits die – seit 1994 institutionell unabhängige – sprachkritische Aktion „Unwort des Jahres“, die 1991 von Horst Dieter Schlosser (Frankfurt am Main) ins Leben gerufen wurde, einen bedeutsamen Beitrag.

⁴ Sell, U. (2006). Germanistik nach 1966/68: Reflexionen über ein Fach zwischen Selbstauflösung und neuer Identität. Ausgewählte Positionen und Strategien aus dem Elfenbeinturm. Frankfurt a.M. (Diss./Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg/CD-ROM).

⁵ Vgl. dazu auch den verbandsgeschichtlichen Aufsatz: Sell, U. (2012). Zur Geschichte des DGV nach 1954. Das Verhältnis der beiden Teilverbände im Spiegel der Germanistentage. *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* (3), 257-276.

Dieser Aufsatz hätte m.E. seinen Ort in der *Didaktik Deutsch*, der Zeitschrift des Verbandes der Deutschdidaktik (SDD – „Symposion Deutschdidaktik“) finden sollen, und damit den Fokus der Deutschdidaktiker_innen/Deutschlehrer_innen auf das Verhältnis zwischen „Deutschdidaktiker_innen“/„Deutschlehrer_innen“ und „Hochschulgermanist_innen“ legen können.

⁶ Dieser Vortrag wurde auf dem – von Jakob Ossner zum 75. Geburtstag von Hubert Ivo am 21./22.11.2002 an der Goethe-Universität Frankfurt veranstalteten – Symposium „Sprachliche

gegeben, der den Aspekt der Konstruktion der Germanistik als Nationalphilologie thematisiert.⁷

Mein großer Dank gilt meinem Promotionsvater Prof. Dr. Jakob Ossner, Pädagogische Hochschule St. Gallen, ohne den diese Arbeit nicht zustande gekommen wäre. Danken möchte ich auch der Hessischen Landesgraduiertenförderung an der Goethe-Universität Frankfurt, die dieses Dissertationsprojekt von 2001-2003 unterstützt hat.

Ulrike Sell, Frankfurt am Main im Juni 2016

Bildung – diesseits von Babel“ unter dem Titel „Muttersprache – Identität – Nation? Zur Konstruktion der Germanistik als Nationalphilologie“ gehalten.

⁷ Dieses Thema wird in der Dissertation im „Bildungspolitischen Exkurs: `nationale Identität` als Konstruktion“ behandelt.

Inhaltsverzeichnis	13
0. Vorbemerkungen: Zur Vorgehensweise	17
Zur Interpretation	18
Handlungsaufforderungen	20
Rhetorische Analyse	21
Strategietypen	23
Zur Auswahl der Texte	24
1. Die Situation in den Geisteswissenschaften: Fachliche Spezialisierung, institutionelle Ausdifferenzierung und die „zwei Kulturen“	29
1.1 Universität und philosophische Fakultät im Umbruch und die Legitimationskrise der Geisteswissenschaften	31
1.1.1 Die Humboldtsche Universitätsreform und das Humboldtsche Bildungsideal	32
1.1.1.1 Die Einheit von Forschung und Lehre, Theorie und Praxis – Bildung durch Wissenschaft	35
1.1.1.2 Die Einheit der Wissenschaft und die Teilung des deutschen Bildungswesens im 19. Jh.	37
1.1.2 Die Anglo-Amerikanisierung der Humboldtschen Universität und das Primat des Anwendungsbezugs	39
Resümee	41
1.2 Zwei neuere Modelle zur Legitimation der Geisteswissenschaften	43
1.2.1 Geisteswissenschaften als „Kompensationswissenschaften“	43
1.2.1.1 Die „Kompensationsthese“	43
Narration contra hard sciences	44
1.2.1.2 Die Kritik an der „Kompensationsthese“ und ein Plädoyer für ein komplexeres Modell	46
Kulturkonservatismus contra Kulturrevolution	46
Die Zwei-Kulturen-These	47
1.2.2 Geisteswissenschaften als „Kulturwissenschaften“	49
Die kulturelle Form der Welt	49
Interdisziplinarität	51
Resümee	53

2. Die Situation in der Germanistik: Germanistik und Politik	57
2.1 Geschichte der Germanistik: Entstehungsgeschichte	58
2.1.1 Die ideologiekritische Perspektive	59
Zwischen Patriotismus und Nationalismus	59
Die Sprachnation – Volk oder Bürgertum?	63
2.1.2 Die systemtheoretische Perspektive	64
Differenzierung – Entdifferenzierung	65
Die späte Rolle der (Deutsch-)Lehrerausbildung	70
Die späte Rolle des Deutschunterrichts: Humanismus und klassisches Altertum – die nationalen Klassiker – Deutschkunde	73
Wissenschaft contra Praxis	77
Wissenschaftlichkeit contra Popularisierung	79
Philologie contra Altertum (Kulturwissenschaft)	83
Resümee	83
2.2 Geschichte der Germanistik: 1966/1968	86
2.2.1 1966/68 und die Folgen – „Krise“ der Germanistik	86
2.2.2 Jüngere Beobachtungen	89
3. Untersuchungsrahmen: Germanistik nach 1966/68	93
3.1 Beschreibung und Analyse ausgewählter Aspekte und Argumente	93
3.1.1 Nationalphilologie – Nationalkultur – nationale Identität	93
DIE „KRISE“ UND ANDERE GEMÜTSZUSTÄNDE 93 – DER FAKTOR „WANDEL DER BUNDESDEUTSCHEN UND EUROPÄISCHEN VERHÄLTNISSE“ 100 – DER FAKTOR „GLOBALISIERUNG/EUROPÄISIERUNG“ UND DER FAKTOR „NATIONALKULTUR“ 105 – NATIONALISMUS 110 – DAS IMAGE DER DEUT- SCHEN 119 – DIE WISSENSCHAFTSSPRACHEN 125	
3.1.2 Internationalität – Transkulturalität – Mehrsprachigkeit	127
DIFFERENZ UND GEMEINSAMKEIT 127 – NATIONALITÄT UND TRANSNATIO- NALITÄT 137 – DIE INTERNATIONALE VERSTÄNDIGUNG (EUROPA) 142 – UNIVERSELLE ENTGRENZUNG UND SCHRIFTSPRACHERWERB 148	

BILDUNGSPOLITISCHER EXKURS: „nationale Identität“ als Konstruktion	155
Nation als Kunstprodukt	155
Nation als Loopingeffect	157
Zur Konstruktion der Germanistik als Nationalphilologie	159
Die postnationale Schule	162
3.1.3 Philologie	166
DER FAKTOR „TECHNOLOGISIERUNG“ UND DIE SOG. EINHEIT DER KULTUR 166 – DIE SCHRIFTKULTUR UND DIE SPRACHLICHE UND LITERARISCHE BILDUNG 173 – DIE EINHEIT DER DISZIPLIN 181	
3.1.4 Medialität	191
DER FAKTOR „MEDIEN“ ALS ÄUßERER FAKTOR 191 – DER FAKTOR „MEDIEN“ ALS INNERER FAKTOR 199	
3.1.5 Kulturalität	204
DIE KONZEPTION VON „KULTUR“ 204	
3.1.6 Methoden	209
SINNPRODUKTION UND IDEOLOGIE 209	
3.1.7 Interdisziplinarität	217
INSTITUTIONELLE KONSEQUENZEN 217	
3.1.8 Studienreform – Anwendungsbezug	223
GESELLSCHAFTLICHER WANDEL 224 – THEORETISCHER WANDEL 228	
3.2 Zwei Diskurstypen	231
3.2.1 Der <i>Ad-fontes!</i> -Typ	233
3.2.2 Der Typ <i>Auf zu neuen Ufern!</i>	234
4. Resümee und Ausblick	237
<i>weitere inhaltliche Überlegungen</i>	242
<i>weitere Überlegungen zur Analyse von Wissenschaftskommunikation und -rhetorik für eine Wissenschafts- und Diskursgeschichte</i>	243

5. Literatur	247
Quellen	247
Sekundärliteratur	249
6. Anhang	271
Liste „Germanistentage“	272
„Dokumentationen“ – Übersicht über die Themenentwicklung	273

0. Vorbemerkungen: Zur Vorgehensweise

Der Untersuchungsrahmen erstreckt sich auf das neuere Selbstverständnis der Germanistik nach dem Umbruch von 1966/68 vor ihrem historischen Hintergrund¹, wie es sich auf den Deutschen Germanistentagen der letzten Jahrzehnte spiegelt. Gefragt wird danach, wie über dieses Fach reflektiert wird. Dabei wird deutlich, daß sich das Fach zwischen *Selbstauflösung* und *neuer Identität* bewegt. Nicht erfaßt wird, was „tatsächlich“ im Fach geschieht – dies erforderte eine quantitative empirische Untersuchung bspw. der Instituts- bzw. Lehrstuhlentwicklung oder der Textproduktion (Aufsätze, Monographien, Lehrbücher etc.). Im Mittelpunkt der Analyse stehen vielmehr *Äußerungen* zum Fach bzw. über das Fach, die sich nach diskursiven² Regeln, Strategien oder Typen klassifizieren lassen.³ Dafür kann hier zwar nicht der Vergleich mit anderen Philologien bzw. (Geistes-)Wissenschaften oder Diskursebenen (z.B. politischer Diskurs) herangezogen werden, eine Folie bietet jedoch die eigene Fachgeschichte.

Bei der Analyse spielen nicht nur die explizit vorgebrachten Aussagen und Argumente eine Rolle, sondern auch implizite Überzeugungen (Präsuppositionen), die *zwischen den Zeilen* herausgelesen werden müssen und die mit den Argumentations- bzw. Inszenierungsweisen (Rhetorik) anderer Autoren um Gültigkeit konkurrieren.⁴ Dabei geht es um die *Quaestio*⁵, welche Germanistik sich

¹ Vgl. dazu Kap. 1 und 2 dieser Arbeit.

² Die Diskursanalyse begreift Diskurse als Ergebnis sozialer Wirklichkeit *und* als deren Voraussetzung. Für die Analyse von Diskursen haben sich verschiedene methodische Ansätze herausgebildet. Vgl. z.B.: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1: Theorien und Methoden, Opladen 2001. Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin (Hrsg.): Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen, Hamburg 2001. Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hrsg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M./New York 1999. Schallenberg, Stefan: Moralisierung im Kriegsdiskurs. Eine Analyse von Printmedienbeiträgen zum Golfkrieg und zum Vietnamkrieg, Frankfurt a.M. 1999. Titscher, Stefan u.a.: Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick, Opladen 1998. Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen 1994. Jäger, Siegfried: Kritische Diskursanalyse, Duisburg 1993. Link, Jürgen/Link-Heer, Ursula: Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse, S. 88-99; in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi), 77, 1990.

³ Maas definiert: „In einer Diskursanalyse werden die `Regeln´ gefaßt, die einen bestimmten Diskurs konstituieren, die in diesem Fall (Maas spricht hier von der Sprache im Nationalsozialismus; U.S.) den Text zu einem faschistischen machen.“ (S. 18) Vgl. Maas, Utz: „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“. Sprache im Nationalsozialismus. Versuch einer historischen Argumentationsanalyse, Opladen 1984.

⁴ Vgl. Kopperschmidt, Josef: Methodik der Argumentationsanalyse, Stuttgart-Bad Cannstatt 1989. Vgl. auch ders.: Argumentationstheorie zur Einführung, Hamburg 2000, S. 59/60. Nach

heute und in Zukunft durchsetzen soll, nachdem der Germanistik 1966/68 der Fachkonsens aufgekündigt worden war, was nicht zuletzt auch als Ergebnis der Auseinandersetzung der jüngeren Fachgeneration mit der älteren anzusehen ist. Die Auflösung des Faches war damit vorprogrammiert. Die in dieser Arbeit untersuchten Positionen zeigen exemplarisch Reaktionsweisen auf diese Situation auf. Zurückgegriffen wurde auf einen Korpus an Texten, in denen explizit über das Fach reflektiert wird, also auf Texte mit weitgehend *programmatischem* Charakter, die ja ihrerseits auf Theorien und Traditionen rekurrieren.⁶ Dabei war die Arbeit von dem Motiv getragen, eine Antwort zu finden auf die Frage, ob der Germanistik nach 1966/68 *als Ganzer* noch eine (gesellschaftliche) Bedeutung abgerungen werden kann, etwa auch über die DeutschlehrerInnenausbildung hinaus.

Bevor die *Textauswahl* im Detail begründet wird, soll im Folgenden zunächst der *methodische Zugang* beschrieben werden.

Zur Interpretation

Nachdem in den ersten beiden Kapiteln auf der Grundlage der Sekundärliteratur Annäherungen an das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften und der Germanistik versucht wurden, stand im dritten Kapitel die detaillierte Interpretation von ausgewählten Äußerungen nach 1966/68 zum Fach im Fokus. Aus diesen Äußerungen wurde herauszulesen versucht, welche Germanistik verteidigt

Hirseland/Schneider unterscheidet sich die Wissenschaft von der Ideologie durch ihre Bereitschaft, Aussagen zu überprüfen. Die Wissenschaft liefert sozusagen eine kritische Variante des Umgangs mit der *Realität*: „Auch beim theoretischen Diskurs der Wissenschaft handelt es sich um einen aus dem ideologischen Diskurs hervorgegangenen speziellen Diskurs, der ebenfalls nicht universell ist, sondern als ‚Partialsystem‘ kollektive Standpunkte und Interessen ausdrückt, sich hingegen aber durch eine *dialogische, reflexiv-kritische* Positionierung des Aussagesubjekts zu unterscheiden sucht.“ (S. 398, kurs. im Orig.) Vgl. Hirseland, Andreas/Schneider, Werner: Wahrheit, Ideologie und Diskurse. Zum Verhältnis von Diskursanalyse und Ideologiekritik, S. 373-402; in: Keller/Hirseland/Schneider/Viehöver (2001: Bd. 1).

⁵ Vgl. Klein, Wolfgang: Argumentation und Argument, S. 9-57; in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi), 38/39, 1980. Nach Klein zielt eine Argumentation auf die Überführung eines „kollektiv Fraglichen“ in das „kollektiv Geltende“. Daß dieses „kollektiv Geltende“ nicht willkürlich entsteht, wird nach Klein durch die „Logik der Argumentation“ verbürgt (vgl. S. 46 ff.).

⁶ Dainat unterscheidet die Ebene der „Operationen“, der „Programme“ und der „Theorie der Germanistik“. Vgl. Dainat, Holger: ...die Dinge selbst in Bewegung setzen. Fachentwicklung und Selbstreflexion in der bundesrepublikanischen Germanistik seit den sechziger Jahren, S. 207-216; in: Janota, Johannes (Hrsg.): Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991, Bd. 2, Tübingen 1993, hier S. 214.

wird. Erfasst werden konnten somit Positionen bzw. Richtungen – ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Im ersten Kapitel wurde zunächst die Entstehungsgeschichte der Geisteswissenschaften rekapituliert (vgl. Kap. 1.1), und die Germanistik gehört auch – zumindest in Teilen – in diesen Wissenschaftstypus. Wiedergegeben wurden dort außerdem die aktuellen Positionen der 80er und 90er Jahre zur neueren Diskussion über die Geisteswissenschaften, also zu ihrer Rolle unter den Bedingungen der Modernisierung (vgl. Kap. 1.2).

Auch das zweite Kapitel beschränkt sich weitgehend auf die Darstellung der (Entstehungs-)Geschichte der Germanistik auf ihrem aktuellen Forschungsstand (vgl. Kap. 2.1), wobei diese Darstellung als Mehrwert das – schon seit seiner Gründerzeit vorhandene – *Doppelgesicht* des Faches offenbart. Dieses sehe ich darin, seine politische Rolle entweder emphatisch anzunehmen oder (ebenso emphatisch) abzulehnen. Deutlich wird bei der Sichtung der Fachgeschichtsforschung zudem, daß die Fach- bzw. Wissenschaftsgeschichtsschreibung immer wieder neue Akzente setzt, die selber interpretationsbedürftig sind. Zudem werden die Entwicklungen 1966/68 vorgebracht (vgl. Kap. 2.2).

Die ersten beiden Kapitel dienen in erster Linie als Folie für das dritte Kapitel, in dem der Diskurs entlang einiger ausgewählter Aspekte und Argumente beschrieben und analysiert wird (vgl. Kap. 3.1), was wiederum die Grundlage für die Charakterisierung der beiden Diskurstypen bildet (vgl. Kap. 3.2).

Im dritten Kapitel stellt sich die Frage nach der Interpretationsmethode. Zunächst wurde eine Textauswahl getroffen. Die Überlegungen, die dieser Auswahl zugrunde lagen, werden im nächsten Unterkapitel beschrieben. Aus diesen ausgewählten Texten wurden solche Äußerungen (Zitate) herausgegriffen, die zur Forschungsfrage eine Antwort zu geben geeignet schienen. Dabei wurden die Äußerungen (Textstellen) nach Aspekten, die sich bei der Lektüre herauskristallisierten, sortiert.⁷ Diese Aspekte betreffen immer wiederkehrende Themenbündel im Zusammenhang mit der Selbstreflexion des Faches und struktu-

⁷ Die Relevanz dieser Aspekte für das Selbstverständnis der Germanistik wird auch an der thematischen Entwicklung auf den „Deutschen Germanistentagen“ seit den 60er Jahren deutlich. So rücken ab Anfang/Mitte der 80er Jahre des 20. Jhs. die Begriffe „Medien“ und „Kultur“ in den Vordergrund, während bis dahin die Begriffe „Sprache/Literatur“ und „Nation“ dominant waren. Vgl. unter 6. Anhang dieser Arbeit: „Dokumentationen“ – Übersicht über die Themenentwicklung. Die folgende Untersuchung ist jedoch nicht quantitativ angelegt. Dafür ist das gesichtete Material auch nicht umfangreich genug, da sich die auf den Germanistentagen gehaltenen Vorträge in der Regel auf wissenschaftliche Fragestellungen beziehen und somit „Operationen“ beinhalten und nicht Programmatiken. Auch auf eine zeitliche Subdifferenzierung wurde daher verzichtet.

rieren den Diskurs.⁸ Da in den meisten der untersuchten Textdokumente zu mehreren Aspekten Stellung genommen wird, erscheinen diese Dokumente im Hauptteil auch unter mehreren Aspekten. Die Aspekte lauten:

- 1) Nationalphilologie/Nationalkultur/nationale Identität
- 2) Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit
- 3) Philologie
- 4) Medialität
- 5) Kulturalität
- 6) Methoden
- 7) Interdisziplinarität
- 8) Studienreform/Anwendungsbezug

Innerhalb dieser Aspekte wurden weitere Subkategorisierungen nach untergeordneten Themen bzw. Argumenten vorgenommen (Die „Krise“ und andere Gemütszustände; Der Faktor „Wandel der bundesdeutschen und europäischen Verhältnisse“ etc.), wobei noch einmal zwischen fachinternen und -externen Faktoren unterschieden werden kann. Für die Interpretation der Textpassagen zentral waren Handlungsaufforderungen und rhetorische Mittel.

Handlungsaufforderungen

Es wurde eine bestimmte Beobachterposition eingenommen und die Beobachtung auf einen eingegrenzten Ausschnitt gelegt. Dieser Ausschnitt betrifft die Haltung oder Einstellung des jeweiligen (Wissenschafts-)Autors bzw. der jeweiligen Autorengruppe gegenüber dem Fach Germanistik. Die Ausgangssituation kann dabei folgendermaßen beschrieben werden: 1966/68 verlor die Germanistik ihr bis dato aufrechterhaltenes Selbstverständnis. Die Frage, die interessierte, war nun, welche (fach- und wissenschaftspolitischen) Diskursstrategien in den letzten Jahrzehnten unternommen wurden, um diese neue Lage zu bewältigen. Diese Strategien sollten aus den Textstellen herausgelesen werden. Dabei war die Vorstellung hilfreich, was sich die FachvertreterInnen gegenseitig zurufen bzw. von eingeladenen Fachfremden zurufen lassen, während das – bildhaft gesprochen – einst mächtige Schiff Germanistik untergeht – eine Naturalisierung, die weitere Übertragungen in Gang setzt. Was wird also geraten bzw. wovor wird gewarnt, um wieder auf sicheren Kurs zu gelangen? Auf diese *Zurufe* oder *Appelle* hin – die teils explizit formuliert, teils implizit im *Subtext* vorhanden

⁸ Diese Klassifikationen müssen sich über ihre Nachvollziehbarkeit behaupten. Ausgegangen wird von einem empirisch fundierten Konstruktivismus, der den fiktionalen Charakter der (Fach-, Wissenschafts- bzw. Diskurs-)Geschichtsschreibung begrenzt.

sind – wurde das Textmaterial ausgewertet (z.B. „Werft die Fossilien über Bord!“; „Verteidigt die eigenen Wurzeln!“). Diese Zurufe oder Appelle lassen sich auch – basierend auf einem spezifischen Fach- bzw. Gegenstandsverständnis (z.B. „Das grammatische Wissen ist angeboren.“; „Die Germanistik ist als Philologie gefragt.“) – unter zwei unterschiedliche Strategien subsumieren („Auf zu neuen Ufern!“ oder „Ad fontes!“), die als Konsequenz die Selbstauflösung des Faches oder die Ausbildung einer neuen Identität bzw. eines neuen Selbstbewußtseins bedeuten. Auf diese beiden alternativen Richtungen hin, die der Arbeit als *These* zugrunde liegen, wurden die Texte also letztlich befragt.

Rhetorische Analyse

Nicht nur die Argumentationen der ausgewählten Positionen, sondern auch die in den analysierten Texten verwendeten rhetorischen Mittel waren Gegenstand der Untersuchung. Dabei stellte sich heraus, daß die Texte zu einer „individuellen“ Behandlung aufforderten, was die Auswahl der Analysemethoden betraf. Auch erschienen die Texte rhetorisch unterschiedlich stark „aufgeladen“, so daß die folgenden Analysemethoden bei den einzelnen Texten auch unterschiedlich stark zum Tragen kamen.

Übertragungen

Für die rhetorische Analyse spielten die Formulierungen selber eine Rolle, d.h. die verwendete Sprache, genauer: *Metaphern* gaben Hinweise auf die Sichtweise des jeweiligen Redners auf die Germanistik (in der Regel handelte es sich bei den gedruckten Texten um die gehaltenen Reden). So wurden etwa Übertragungen aus der Medizin verwendet (z.B. „Aderlaß“; „Depression“) – was das Bild vom *Patienten Germanistik* nahelegt, der geheilt werden muß.

Sprachhandlungen

Auch Sprachhandlungen (Sprechakte) spielten eine Rolle, d.h. die Akte, die der jeweilige Sprecher unternimmt, um die eigene Strategie – mit der Germanistik zu verfahren – den Hörern bzw. Lesern plausibel zu machen. Damit begeben wir uns in den Bereich der *Wissenschaftskommunikation* bzw. *Wissenschaftsrhetorik*, da auch Überzeugungsarbeit gegenüber den FachkollegInnen zu leisten ist. Schließlich ist davon auszugehen, daß nicht allein (Sach-)Argumente (Fakten, Daten etc.) für die Erreichung der beabsichtigten Wirkung (mehr oder weniger gelungen) eingesetzt werden, sondern auch – in unterschiedlichem Umfang – rhetorische Mittel (wenn man nicht – wie eine strenge Diskurstheorie dies ver-

langen würde – davon ausgeht, daß jede sprachliche Aussage zugleich auch als rhetorische Aussage anzusehen ist). Diese Absicht mag darin bestehen, die eigenen Forschungsinteressen – die ja auf bestimmten Überzeugungen vom Gegenstand bzw. von dessen Konstitution beruhen – auszuweiten und die eigene Definition von „Germanistik“ und die eigenen Theorien zum Gegenstand – möglichst unter Mitnahme ihrer Ressourcen bei gleichzeitiger „Ausscheidung“ ihrer Altlasten – durchzusetzen.

Leitend war also die Frage, was der Sprecher/Redner (sprachlich) tut, und daran geknüpft, welchen Zweck er mit dieser *sprachlichen Handlung* verfolgt bzw. welchen *Effekt* er mit ihr (u.U. auch unabhängig von seinen Absichten) erzielt – ausgehend von der Einsicht, daß jeder Sprechakt in seinem jeweiligen (Text- bzw. Diskurs-)Kontext eine Funktion erfüllt.⁹ So führt bspw. Lämmert zahlreiche Vorteile einer medialen Gegenstandserweiterung vor, um die FachvertreterInnen dafür zu „gewinnen“. Oder so versucht bspw. Oellers mit seiner Behauptung, viele – methodische – Wege führten nach Rom, zugleich, allen FachvertreterInnen ihre Legitimation zu bescheinigen und damit die (ausufernden) „Schulstreitigkeiten“ innerhalb eines zerrissenen Faches zu befrieden.

implizite Wertungen

Bei der Auseinandersetzung mit den Texten stellte sich noch ein weiterer Zugang als verfolgenswert heraus: die Analyse der Art und Weise – und hier kommt die *Wissenschaftsrhetorik* noch einmal aus einer anderen Perspektive ins Spiel – wie die eigene Strategie verteidigt und ggf. die Strategie von anderen diskreditiert wird. Die eigene (Forschungs-)Richtung wird als wahr/fortschrittlich etc. markiert, die der vermeintlichen Gegner als falsch/überholt etc. Im Rezeptionsprozeß des Hörers, Lesers bzw. Analysators werden dann spezifische Bilder bzw. Vorstellungen generiert, die im Text explizit nicht formuliert sind bzw. sein müssen, für deren Produktion aber die Voraussetzungen im Text – zwischen den Zeilen eben – vorhanden sind. Aufgabe des Analysators ist es dann, diese *impliziten Effekte* zu explizieren. Ein solcher Effekt entsteht bspw., wenn die „gegnerischen“ Forschungsrichtungen als überholt – als ur- oder steinzeitliche Dinosaurier – inszeniert werden, die eigene For-

⁹ Vgl. die Konversationsmaximen von Grice, Herbert Paul: *Logic and Conversation*, p. 41-58; in: *Syntax and Semantics*, Vol. 3, *Speech Acts*, ed. by Peter Cole and Jerry L. Morgan, New York 1975. Vgl. Austin, J. L.: *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1972 (im Orig.: *How to Do Things with Words*, Oxford 1963). Vgl. Searle, J. R.: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt a.M. 1971 (im Orig.: *Speech acts. An essay in the philosophy of language*, Cambridge 1969).

schungsrichtung aber als fortschrittlich („Revolution“¹⁰). Es wird dann „so getan“, *als ob* bestimmte Richtungen Fossilien darstellen, die über Bord geworfen werden sollten, auch wenn dies nicht explizit ausformuliert wird. Das *Mit-Gesagte* und auch die Manipulation, die darin stecken mag, wird so erst sichtbar bzw. bewußt, wenn jene Bilder (Fossil, Dinosaurier; oder auch in einem anderen Falle: das Versuchskaninchen „Text“) und die in diesen Bildern „mitgetragenen“ *Wertungen* ausformuliert werden.¹¹

Strategietypen

Wie bereits angedeutet, bestand das Ziel der argumentativen und rhetorischen Analyse im Ausweis zweier prinzipiell verschiedener *Strategietypen* („Auf zu neuen Ufern!“ oder „Ad fontes!“) mit unterschiedlichen Folgen für das Fach. Damit wird nach 1966/68 eine grundsätzliche Ausdifferenzierung innerhalb der Germanistik in zwei divergierende Diskurstypen – die auch zwei unterschiedliche *professionelle* Orientierungen beinhalten – plausibel, die notwendig den viel komplexeren Sachverhalt des Oszillierens zwischen Tradition und Modernisierung vereinfachen mag. Für die Herausbildung dieser Typen spielen die nationalistische bzw. nationalsozialistische Geschichte des Faches einerseits und die Entpolitisierung (Szientifizierung) des Wissenschaftssystems andererseits eine Rolle (vgl. Kap. 4). So folgen Resümee und Ausblick auf der Folie der Fachgeschichte sowie globaler Wissenschaftsentwicklungen.

Im Ganzen geht es hier also nicht um eine Theorien-, Methoden- oder Paradigmengeschichte im Hinblick auf die Gegenstände Sprache und Literatur, sondern um eine den Fokus auf das Verhältnis von *Wissenschaft* und *Gesellschaft* richtende Fach- bzw. Wissenschaftsgeschichte als *Diskursgeschichte*. Dabei soll diese Arbeit zeigen, daß die Germanistik trotz gegenläufiger Tendenzen („Selbstauflösung“) nicht „unterzugehen“ geneigt ist („neue Identität“): Die Fachgrenzen werden überschritten *und* verteidigt.

¹⁰ Die Verwendung dieses Begriffes mag auf Kuhns (1976) bahnbrechendes wissenschaftstheoretisches Werk zur Struktur wissenschaftlicher Revolutionen zurückgehen.

¹¹ Mit *texttheoretischem Anspruch* sei hier angeknüpft an ein Sprach- bzw. Metaphernverständnis, wie es Nietzsche entworfen hat. Danach sind Übertragungen ständiger Bestandteil des Sprachgebrauches. Die Sprache *ist* metaphorisch, und damit sind auch die (schriftlich fixierten) Texte von Metaphern durchzogen. Die „eigentlichen“ Metaphern bilden dabei oft nur die auffälligsten Bilder, während Sprachgebrauch oder Redeweise bestimmte Vorstellungen bzw. Bilder von einer Sache nahelegen. Vgl. Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, S. 875-890; in: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. 1, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München, Berlin, New York 1980.

Zur Auswahl der Texte

Nach Jäger, S. (1993: 142) ist der Diskurs über Texte rekonstruierbar, da Texte bzw. Textausschnitte „Fragmente eines (überindividuellen) sozio-historischen Diskurses (Diskursfragmente) (sind oder enthalten; U.S.). Sie lassen sich bestimmten Diskurssträngen zuordnen, die sich auf verschiedenen Diskursebenen bewegen und sich zum Gesamtdiskurs einer Gesellschaft zusammenschließen; somit bilden sie die jeweiligen Voraussetzungen für seinen weiteren Verlauf“. So unterscheidet Jäger die akademische Diskursebene und die Diskursebenen der Politik, der Medien, des Alltags und der Erziehung.¹² In dieser Arbeit lag der Fokus auf dem wissenschaftlichen Diskurs an der Schnittstelle zum öffentlichen, also auf der Schnittstelle zwischen „esoterischem“ und „exoterischem“ Kreis.¹³ Dabei wurden zwei konkurrierende Diskurs- bzw. Strategietypen herausgearbeitet. Für die Auswahl der Texte boten sich die vom „Deutschen Germanistenverband“ (DGV) veranstalteten „Deutschen Germanistentage“¹⁴ an, die in Form von „Dokumentationen“¹⁵ vorliegen.¹⁶ Die Tagungen der GermanistInnen haben schon immer eine nicht unwesentliche Rolle für das Fach gespielt: Mit ihnen begann die Institutionalisierung des Faches oder 1966 die Auseinandersetzung

¹² Vgl. Jäger, S. (1993: 183).

¹³ Vgl. Knobloch, Clemens: Über die Schulung des fachgeschichtlichen Blickes: Methodenprobleme bei der Analyse des „semantischen Umbaus“ in Sprach- und Literaturwissenschaft, S. 203-235; in: Bollenbeck/Knobloch (2001: 216), der auf die Abhängigkeit der Ressourcen der Wissenschaft von deren gesellschaftlicher „Resonanzfähigkeit“ hinweist. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft vgl. auch Link/Link-Heer (1990: 92), die zwischen wissenschaftlichen „Spezialdiskursen“ und dem – ideologisch anfälligeren – öffentlichen „Interdiskurs“ unterscheiden. Folgt man der systemtheoretischen These von der funktionalen Ausdifferenzierung der (Gesamt-)Gesellschaft richtet sich der Fokus auf das Verhältnis des Teilsystems Wissenschaft zu anderen Teilsystemen (Politik, Bildung und Ökonomie). Vgl. Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1984.

¹⁴ Der Korpus „Deutsche Germanistentage“ mußte an einigen Stellen überschritten werden, da für relevant erachtete Phänomene an anderer Stelle thematisiert wurden. Vgl. dazu weiter unten. Vgl. auch Jäger, Siegfried: Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen, S. 136-147; in: Bublitz/Bührmann/Hanke/Seier (1999: 142).

¹⁵ Neben diesem publizierten Textmaterial findet sich unpubliziertes Material des DGV im Deutschen Literaturarchiv Marbach bei der Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik. Eine Analyse der Programmgeneese (Themenauswahl und -verteilung) zu den Germanistentagen 1982, 1984, 1987 und 1991 anhand der „Vorstandsprotokolle“ kann hier nicht dargeboten werden, da nicht in allen Fällen die notwendige Zustimmung der Beteiligten vorlag.

¹⁶ Die Erhebung eines Textkorpus über qualitative Interviews mit FachvertreterInnen erwies sich damit als nicht zwingend, wenngleich eine solche – u.U. auch die Studierendensicht miteinbeziehende – Erhebung an diese Arbeit angeschlossen werden könnte. Der Einbezug germanistischer Fachzeitschriften (bspw. auch stärker der „Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“) hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt.

mit seiner nationalsozialistischen Geschichte. Auch dienen die Germanistentage dem Austausch der FachvertreterInnen (auch zwischen HochschulgermanistInnen und DeutschlehrerInnen¹⁷) und richten sich zugleich an die außerfachliche Öffentlichkeit. Als Beleg hierfür mag die regelmäßige und z.T. ausgiebige Berichterstattung in den überregionalen Tageszeitungen gelten. Die Germanistentage werden zumindest immer wieder genutzt, um den eigenen Selbstverständigungsdiskurs fortzusetzen, vielleicht nicht zuletzt auch deshalb, weil die (bundesdeutsche) Öffentlichkeit dies erwartet. Dabei boten die Germanistentage 1987 und 1991 besonders interessantes Material.

Die engere Auswahl fiel also auf jene Texte, in denen explizit zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Faches Stellung genommen wurde. Interessant war nun, daß Reflexionen, Standortbestimmungen und Perspektiven des Faches insbesondere in den (z.T. von Nicht-GermanistInnen gehaltenen) Eröffnungsvorträgen, Plenarvorträgen und Vorwörtern zu finden waren.¹⁸ Die Eröffnungs- und Plenarreden beanspruchen durch ihre die Tagung bzw. die Plena einleitende Funktion einen besonderen Status. Formal an prominenter Stelle platziert, geben sie (Denk-)Strukturen vor bzw. leiten den Diskurs.¹⁹ Auch die Vorwörter, die entweder als Begrüßungsansprache die Tagung (mit-)eröffnet haben oder diese im nachhinein noch einmal rahmen bzw. kommentieren, verfügen über eine ähnliche Funktion. Der (Vorstand des) DGV, der die Eröffnungs-, Begrüßungs- und Plenumsredner auswählt, hat also offensichtlich (Fach-)Reflexionen immer wieder gezielt angestoßen.²⁰ Grundsatzprogrammatiken

¹⁷ Auch der Einbezug der gegenseitigen Wahrnehmung von HochschulgermanistInnen und DeutschlehrerInnen hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt.

¹⁸ Vgl. unter 6. Anhang dieser Arbeit: Liste „Germanistentage“.

¹⁹ Aus diesen „Leitreden“ wurden ausgewählt: Eröffnungsvortrag Lämmert (1985); Vorwort Oellers (1988); Eröffnungsvortrag Scherpe (1988); Plenarvortrag Dyck (1988); Vorwort Janotta (1993); Plenarvortrag Schmidt (1993); Plenarvortrag von Heydebrand (1993); Vorwort Jäger (1995); Eröffnungsvortrag Welsch (1998); Eröffnungsvortrag Gumbrecht (2001) (in Form des FAZ-Artikels, der der Verfasserin zuerst zugänglich war). Z.T. wurden auch andere Texte der genannten Autoren miteinbezogen.

²⁰ Die im ein- bis zweijährigen Turnus stattfindenden Germanistentage stellen eine institutionelle Praktik des (organisierten) germanistischen Wissenschaftskollektives dar, die von den Initiatoren – auch in ihrer Öffentlichkeitswirkung – geführt wird. Zu dieser (Diskurs-)Praxis scheint bspw. zu gehören, daß der Vorstand des Deutschen Germanistenverbandes das Tagungsthema vorgibt, worauf Wyss (1995: 322) am Anfang seines auf der Germanistentagung 1994 gehaltenen Vortrages anspielt: „Auch mein Vortrag muß mit einem auf diesem Germanistentag immer wieder zu hörenden Exordialtopos einsetzen: Ich habe mir mein Thema nicht selber gestellt, es ist mir vom Vorstand des Germanistenverbandes aufgegeben worden. Das braucht jedoch kein Nachteil zu sein; gerade wir Mediävisten wissen, wie viele Meister ihres Faches im Auftrag von Fürsten und anderen Mäzenen zu arbeiten gewohnt waren, und daß damit Rang und Bedeutung ihrer Werke nicht gemindert wurden.“ Vgl. Wyss, Ulrich: Deutsches oder europäisches Mittelalter?, S. 322-338; in: Jäger, Ludwig (Hrsg.): Germanistik:

fanden sich aber auch in einzelnen Fachvorträgen.²¹ Dazu genommen wurden auch einzelne Zeitungsartikel, auf die im Korpus Bezug genommen wurde.²² Ein großer Teil der ausgewählten Texte nimmt zudem aufeinander Bezug, was ihren für die Analyse relevanten Status unterstreicht.²³ Die Thematik der Sprachenpolitik wurde anhand der vom DGV angestoßenen „Tutzinger Thesen“ (1999) aufgegriffen (auf den Germanistentagen selbst wurde sie erst 2004 ein größeres Thema). Aus Raumgründen wurde auf weitere Positionen oft nur in den Anmerkungen verwiesen, so z.B. auf die „Homburger Empfehlungen“ (2001) oder auf die – unter Beteiligung des Instituts für deutsche Sprache (IDS) in Mannheim herausgegebenen – „Mannheim-Florentiner Empfehlungen“ (2002). Der Verweis auf diese Textdokumente dient dann in erster Linie als Beleg für eine – bei allen Unterschieden – in ihrer Intention ähnliche Richtung, die seit Ende der 90er Jahre Kontur gewinnt. Auch die Diskussion von Positionen bzw. die Darstellung von Theorie-Kontroversen wurde zu einem beträchtlichen Teil in die Anmerkungen verlagert, da diese tatsächlich als *Kommentar* verstanden wurden, der an die Darstellung des Diskurses „angeheftet“ wurde. Mit einer markanten These rückte auch Ivo (2002) als Vertreter der Deutschdidaktik ins Blickfeld, der – mit seiner These in einer wissenschaftlichen Zeitschrift auftretend – ein „gewaltiges“ Aufgebot an Argumenten (rhetorisch) einsetzen muß. Gemeinsam ist allen ausgewählten Texten, daß sich FachvertreterInnen, die in der Regel eine Teildisziplin des Faches repräsentieren (Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft, Deutschdidaktik), oder Fachfremde, die eine Außenperspektive einnehmen, zur Hochschulgermanistik bzw. zum Deutschunterricht äußern. Insofern existiert *die* Germanistik gar nicht. Sie besteht vielmehr aus VertreterInnen von Teildisziplinen, die die Germanistik als Ganze verteidigen oder dies nicht tun. Als von den FachvertreterInnen geladene Redner spielen die Reden der Fachfremden eine besondere Rolle, wie bei der Analyse zu sehen sein wird.

Einzuschränken ist deshalb, daß der Diskurs über die ausgewählten Texte nur *exemplarisch* untersucht werden kann. Insofern ist auch hervorzuheben, daß hier nicht der DGV und seine Verbandsgeschichte bzw. -politik Objekt des Interesses ist. Vielmehr dienen die auf den Germanistentagen gehaltenen Vorträge

Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994, Weinheim 1995.

²¹ Ausgewählt wurden: Böhme (1993); Witte (1993); Grewendorf (1993); Lämmert (1993). Z.T. wurden auch hier andere Texte der genannten Autoren miteinbezogen (z.B. Böhme 1995). Stützend wurden auch Aufsätze anderer Autoren (in den Fußnoten) angeführt. Unsystematisch wurden auch Medienstimmen (ebenfalls in den Fußnoten) angefügt.

²² Z.B. Oellers (1987) oder Dyck (1985).

²³ Eine Reihe der ausgewählten Positionen war auch 1991 auf dem Aachener Symposium „Germanistik: Forschungsperspektiven 2000“ präsent. Vgl. Jäger/Switalla (1994).

dazu, um etwas über *einen* Diskurs der „GermanistInnen“ zu erfahren. Dabei diente die quantitative Analyse der Inhaltsverzeichnisse der Tagungsbände seit dem Münchener Germanistentag 1966 (und davor) dem heuristischen Zweck, eine Übersicht über die Themenentwicklung zu erhalten, die zumindest grobe Richtungen der Positionen und Strategien aus dem sog. Elfenbeinturm anzudeuten vermochte und die in die Formulierung der Aspekte, unter denen der Diskurs betrachtet wird, mündete.²⁴

Rekapituliert wird zunächst die Geschichte der Geisteswissenschaften sowie die jüngere Auseinandersetzung über ihre gesellschaftliche Relevanz als Folie für die Einschätzung des Diskurses nach 1966/68 der – ebenfalls über eine geisteswissenschaftliche Tradition verfügenden – Germanistik.

²⁴ Vgl. unter 6. Anhang dieser Arbeit: „Dokumentationen“ – Übersicht über die Themenentwicklung.

1. Die Situation in den Geisteswissenschaften: Fachliche Spezialisierung, institutionelle Ausdifferenzierung und die „zwei Kulturen“

Beim Versuch einer Verortung der sog. Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik „mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Verlust der politischen Unschuld, mit dem sie zugleich ihre Führungsrolle in der Welt verspielten, viereinhalb Jahrzehnte nach Kriegsende und dem Versuch, an die Tradition vor 1933 bruchlos wieder anzuschließen, mehr als zwei Jahrzehnte nach den Studentenrevolten von 1968, die den Verlust des humanistischen Bildungsbegriffes besiegelten und zugleich die Bildungsreform einläuteten, deren Ergebnis eine beispiellose Expansion des Hochschulsystems – und mit ihm der Geisteswissenschaften – war“ (S. 9/10), liefern Prinz/Weingart (1990)²⁵ ein umfassendes, wenngleich – wie sie selbst betonen – nichtrepräsentatives Bild, das die Spezialisierungs- und Differenzierungsprozesse innerhalb dieser Wissenschaften nach 1945 verdeutlicht. Der qualitativen Betrachtung der „inneren“ Situation der Geisteswissenschaften stellen Weingart u.a. (1991)²⁶ eine quantitative Betrachtung der „äußeren“ institutionellen und personellen Lage an die Seite.²⁷ Auch dabei tritt die Beobachtung hervor, „daß sich auch in den Geisteswissenschaften die für die Wissenschaft allgemein geltende Tendenz zur Spezialisierung und Differenzierung abzeichnet“ (Weingart u.a. 1991: 314). In diesem Zusammenhang sprechen Prinz/Weingart (1990: 19) von einer „doppelten Differenzierung“, durch die „die Einheit der Fächer und ihrer Gegenstände verlorenzugehen droht“. Diese Differenzierung betrifft zum einen die immer feinere Spezialisierung nach Gebieten und Teilgebieten, zum anderen nach theoretischen und methodischen Ansätzen. Diese Spezialisierungs- und Differenzierungsprozesse sind, wie die angeführten

²⁵ Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter: Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung: Einleitende Bemerkungen, S. 9-23; in: Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter (Hrsg.): Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, Frankfurt a.M. 1990, hier S. 12.

²⁶ Weingart, Peter/Prinz, Wolfgang/Kastner, Maria/Maasen, Sabine/Walter, Wolfgang: Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954-1987, Frankfurt a.M. 1991. Diese Untersuchung beruht auf dem „Bericht zur Lage und Entwicklung der Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik 1954-1987“ (Weingart u.a. 1991: 26).

²⁷ Die „Innenansichten“ (Bielefeld) und die „Außenansichten“ stellen den vom Bundesminister für Forschung und Technologie geförderten Versuch dar, den „Status der Geisteswissenschaften“ zu ermitteln. Beide Projekte stehen wiederum in Zusammenhang mit dem Konstanzer Projekt von Frühwald, Wolfgang/Jauß, Hans Robert/Kosellek, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhardt: Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift, Frankfurt a.M. 1991. Vgl. dazu weiter unten. Vgl. Prinz/Weingart (1990: 10).

Untersuchungen zeigen, sowohl auf der institutionellen Ebene als auch auf der fachlichen Ebene auch innerhalb der Germanistik zu verzeichnen.²⁸

Prinz/Weingart (1990: 9) sehen diese Entwicklungen auch als Folge einer veränderten Rolle der Geisteswissenschaften in der Gesellschaft, die zugleich zu der Befürchtung Anlaß gibt, die Geisteswissenschaften könnten „einer allzu einseitig auf technisch-utilitaristische Prioritäten fixierten Forschungspolitik zum Opfer fallen, mit der Folge des unwiederbringlichen Verlusts der einen der `zwei Kulturen´“. Zu dieser gesellschaftlichen Rolle gehört traditionell ihre „Bildungsfunktion und ihre damit verbundene Rolle in der Lehrerausbildung“ (Prinz/Weingart 1990: 21). Diese Bildungsfunktion erfuhr schon Ende der 60er Jahre – nicht nur wegen des Statusgewinns von Naturwissenschaft und Technik – einen massiven Statusverlust: „Der traditionelle Bildungsbegriff hatte unter dem Einfluß der Theoretisierung und sozialwissenschaftlichen Perspektive keine Chance zum Überleben. Der besondere Kanon der mit der Dignität sogenannter Bildungsgüter ausgestatteten Inhalte verlor seine Existenzberechtigung. Warum sollte die Auseinandersetzung mit der Klassischen Antike und ihren Sprachen besonders bildsam sein? Wozu die eurozentrisch angelegte Auswahl sogenannter Bildungsgüter? Geht es nicht eigentlich in erster Linie um die Frage, an welchen besonderen Inhalten das Allgemeine gezeigt werden kann?“ (Prinz/Weingart 1990: 22) An die Stelle des Bildungsbegriffes seien neue (Bildungs-)Begriffe getreten, wie der Begriff des Wissens oder der Orientierung.²⁹ Auch diese Begriffe sind problematisiert worden.³⁰

Vor dem Hintergrund ihrer Geschichte werden die jüngeren Entwicklungen in den Geisteswissenschaften noch deutlicher. Im Folgenden soll deshalb zunächst die Entstehung der Geisteswissenschaften und ihre Institutionalisierung an der Universität bzw. philosophischen Fakultät skizziert werden, um dann zwei Legitimationsmodelle vorzustellen, die den „Verlust der einen der `zwei Kulturen´“ auf unterschiedlichen Wegen zu verhindern suchen.

²⁸ Vgl. die Beiträge von Stempel; Lämmert; Barner; Switalla und Voßkamp in Prinz/Weingart (1990) und die Ergebnisse zu Differenzierung und Spezialisierung in der „Facheinheit: Germanistik/Germanistische Fächer“ in Weingart u.a. (1991).

²⁹ Vgl. Prinz/Weingart (1990: 22).

³⁰ Vgl. dazu Frühwald u.a. (1991) weiter unten.

1.1 Universität und philosophische Fakultät im Umbruch und die Legitimationskrise der Geisteswissenschaften

Wie Frühwald (1991)³¹ feststellt, kehren seit dem späten 18. Jh. in Zeiten vorherrschender Zweckrationalität Selbstverständigungs- und Legitimationskrisen in den Geisteswissenschaften³² zyklisch wieder, wenn „nach dem Praxisbezug der Wissenschaften gefragt wird, ihre Dienste für politische, soziale und ökonomische Ansprüche geprüft und ihre Anwendungsorientierungen diskutiert werden“. Auch Weingart u.a. (1991: 13) verweisen auf die beinahe sprichwörtlich gewordene „Krise“ der Geisteswissenschaften als „Reaktion auf eine tiefgreifende Unsicherheit in einer Zeit der ‚High-Tech‘-Euphorie“ – einen Topos, an den sich Untergangs- und Rettungsphantasien gleichermaßen knüpfen –, auch wenn sie aus der Außenperspektive die von den Geisteswissenschaftlern „reklamierte“ Krise nicht bestätigen können.³³ Dabei steht die Rolle der Geisteswissenschaften im gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß zur Diskussion.³⁴

Krisenhafte Phasen erkennt Frühwald in der Wende zum 19. und zum 20. Jh. sowie in den 80er und 90er Jahren des letzten Jhs. Zu Beginn des 19. Jhs. schafften es die Geisteswissenschaften eine zentrale (Bildungs-)Funktion zu erfüllen. Durch die Humboldtsche Universitätsreform und die damit einhergehende Verstaatlichung der Hochschulen dienten sie der Ausbildung der Beamten-schaft in einem modernen Staatswesen. Ende des 19. Jhs. sahen sich die Geisteswissenschaften erstmals von den Industrialisierungsschüben und den Erfolgen von Naturwissenschaft und Technik gravierend unter Legitimationsdruck gesetzt. Seit ein paar Jahrzehnten werden die Geisteswissenschaften wieder vermehrt an den Paradigmen der anderen – anwendungsorientierten – „Wissenschaftskultur“ gemessen. So ist nach Frühwald (1991: 86) „auch die gegenwärtige

³¹ Frühwald, Wolfgang: Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung: die Erfahrung des 19. Jahrhunderts, S. 73-111; in: Frühwald u.a. (1991: 85).

³² Zum Begriff Geisteswissenschaften vgl. Mittelstraß, Jürgen: Die Geisteswissenschaften im System der Wissenschaften, S. 15-44; in: Frühwald u.a. (1991: 26 ff.). Wie Mittelstraß rekapituliert, stellt der Begriff Geisteswissenschaft eine im Sinne des Deutschen Idealismus interpretierte Übersetzung von dem von John Stuart Mill eingeführten Begriff der „moral science“ dar. Vgl. auch Pöggeler, Otto: Einleitung, S. 1-19; in: Flashar, Hellmut/Lobkowitz, Nikolaus/Pöggeler, Otto: Geisteswissenschaft als Aufgabe. Kulturpolitische Perspektiven und Aspekte, Berlin/New York 1978, hier S. 13.

³³ Vgl. Weingart u.a. (1991: 27). Demgegenüber verzeichnen Förster/Neuland/Rupp einen Abbau der geisteswissenschaftlichen (Lehrerausbildenden) Fächer an den Universitäten als Folge einer bildungspolitischen, wissenschaftspolitischen und ideologischen Wende der 80er Jahre. Vgl. Förster, Jürgen/Neuland, Eva/Rupp, Gerhard: Wozu noch Germanistik? Zur Aktualität einer alten Fragestellung, S. 1-14; in: dies. (Hrsg.): Wozu noch Germanistik? Wissenschaft – Beruf – kulturelle Praxis, Stuttgart 1989, hier S. 2.

³⁴ Vgl. Mittelstraß (1991: 43).

tige Debatte erneut von Zweckdenken und Nützlichkeitsargumenten durchsetzt, da von der Mathematisierung und der Informatisierung der Geisteswissenschaften außerhalb und innerhalb geisteswissenschaftlicher Fächer und Disziplinen ein Paradigmenwechsel erwartet wird, der – so wird vermutet – nachhaltiger und stärker wirken werde, als der Paradigmawechsel am Übergang von Wissensatomistik und Pennalismus zur Humboldtschen Bildungsuniversität des 19. Jahrhunderts“. Diese gesellschaftlichen Anpassungserwartungen an die anwendungsbezogeneren experimentellen Wissenschaften haben die Geisteswissenschaften auf unterschiedliche Weise zu parieren versucht. So verweist Frühwald auf die Legitimationsversuche von Marquard („Kompensationsthese“), Tugendhat („Emanzipationsthese“) und Simon („Inutilisationsthese“).³⁵

Die Legitimationskrisen der Geisteswissenschaften gingen auch immer mit institutionellen Umbauten im deutschen Hochschulwesen einher. Mit der Humboldtschen Universitätsreform hatten die Geisteswissenschaften zunächst einen privilegierten Platz erhalten.

1.1.1 Die Humboldtsche Universitätsreform und das Humboldtsche Bildungsideal

Die Wende vom 18. zum 19. Jh. markiert einen von Frühwald als revolutionär bezeichneten Wandel des Wissenschafts- und Bildungssystems.³⁶ Mit der Berliner Universitätsgründung 1810 im Kontext der Stein-Hardenbergschen Reformära, die auf die Stärkung der (ökonomischen und politischen) bürgerlichen Freiräume zielte³⁷, institutionalisierte Wilhelm von Humboldt die moderne Universität, deren von Fichte³⁸, Schelling³⁹, Schleiermacher⁴⁰ und Hegel beeinflusste

³⁵ Vgl. dazu weiter unten. Vgl. Tugendhat, Ernst: Die Geisteswissenschaften als Aufklärungswissenschaften, Manuskript, 1989. Nach Tugendhat vollziehen die Geisteswissenschaften die Moderne durch deren wissenschaftliche Reflexion. Vgl. Frühwald (1991: 87/88). Vgl. Simon, Dieter: Zukunft und Selbstverständnis der Geisteswissenschaften, S. 209-230; in: Rechtshistorisches Journal 8, 1989. Simon sieht in den Geisteswissenschaften deren „Unnutzen“ und vergleicht sie mit dem Hofnarren, mit Cassandra und mit dem Bettelmönch. Vgl. Frühwald (1991: 88).

³⁶ Vgl. Frühwald (1991: 84).

³⁷ Vgl. Lohmann, Ingrid: Bildung und Gesellschaft. Die Entstehung ihrer Beziehung am Beginn der Moderne, überarbeitetes Vorlesungsmanuskript, Universität Hamburg, FB Erziehungswissenschaft 2002 (unveröffentlicht), hier S. 3 ff.

³⁸ Fichte, J.G.: „Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt, die in gehöriger Verbindung mit einer Akademie der Wissenschaften stehe“ (1807), S. 30-105; in: Weischedel, W. (Hrsg.): Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin 1960.

³⁹ Schelling, F.W.J.: „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (1801-1804), S. 441-586; in: ders.: Schriften von 1801-1804, Nachdruck Darmstadt 1981.

Konzeption bis in die Gegenwart Geltung beansprucht, während aktuelle sich an anglo-amerikanischen Universitätsmodellen orientierende Reformprozesse das „deutsche“ Modell abzulösen sich anschicken. Mit der neuen Universität und der „neuhumanistischen Bildungsbewegung“ (Frühwald 1991: 99) entstanden auch die Geisteswissenschaften im modernen Sinne.⁴¹ Die Humboldtsche Universitätsreform löste nicht nur die alte „Vorlesungsuniversität“ ab, sie begründete auch den weltweiten Ruf der deutschen Universität bis in die Gegenwart. So stellt Frühwald (1991: 73) fest, daß das „internationale Ansehen der deutschen Universität des 19. Jahrhunderts so groß war, daß es selbst in der Fülle der Krisen- und der Reformliteratur unserer Tage als Vergleichsfolie für moderne Universitätszentren dient“.

Die preußische Universitäts- und Schulreform verschaffte der philosophischen Fakultät zugleich eine Führungsrolle unter den – an sich nicht länger hierarchisierten – Fakultäten.⁴² Ihr war die „Artistenfakultät“ vorausgegangen, der Kant⁴³ noch einen „unteren“ Status hatte bescheinigen müssen, wenngleich ihr unter dem Primat der Aufklärung – als einzige ausschließlich der Autorität der Vernunft unterstellten Fakultät – die führende Rolle zugestanden hätte. Anfang des 19. Jhs. stieg die philosophische Fakultät gegenüber den staatlicher Aufsicht unterstehenden theologischen, juristischen und medizinischen Fakultäten zur „oberen“ auf. Damit rückte das unmittelbare Ausbildungsinteresse hinter die Wahrheitssuche.⁴⁴ Innerhalb der philosophischen Fakultät war zunächst die Philosophie die führende Wissenschaft, bis die Geisteswissenschaften diese „schon vor der Mitte des Jahrhunderts zu einer Spezialdisziplin unter anderen degradierten“ (Frühwald 1991: 82).

Ihre Aufwertung „verdankte“ die philosophische Fakultät dem Ziel der Reform, ein Hochschulwesen zu institutionalisieren, aus dem eine „gebildete“, an der Vernunft geschulte Beamtenschaft hervorgehen sollte, die von Berufs wegen die Funktion des mit Gemeingeist ausgestatteten „citoyen“ im Gegensatz zum „bourgeois“ übernehmen sollte.⁴⁵ Zu dieser Beamtenschaft, die sich über (wissenschaftliche) Qualifikationen, nicht über adelige Herkunft definierte, gehörten auch die Gymnasiallehrer: „Das allgemeinbildende Grundstudium an der

⁴⁰ Schleiermacher, F.D.: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende“ (1808), S. 106-192; in: Weischedel (1960).

⁴¹ Vgl. Frühwald (1991: 77 und 99).

⁴² Vgl. Frühwald (1991: 85).

⁴³ Vgl. Kant, Immanuel: Der Streit der Fakultäten; in: Werke, hrsg. v. Cassirer, Ernst, Berlin 1922 ff., Bd. VII.

⁴⁴ Vgl. auch Jauß, Hans Robert: Die Paradigmatik der Geisteswissenschaften im Dialog der Disziplinen, S. 45-72; in: Frühwald u.a. (1991: 46).

⁴⁵ Vgl. Lohmann (2002: 5 ff. und 12 ff.).

‘Artistenfakultät’, wie es für die traditionelle europäische Universität charakteristisch gewesen war, wurde an den reformierten deutschen Universitäten abgeschafft und neben der theologischen, der juristischen und der medizinischen Fakultät als ‘Berufsfakultät’ eines aufgewerteten Gymnasiallehrerstandes eingeführt.⁴⁶ Der Besuch eines Gymnasiums (Abitur) stellte wiederum die Voraussetzung zur Gymnasiallehrausbildung wie auch für eine Militär- oder Staatslaufbahn dar.⁴⁷ Die Gymnasien traten zugleich an die Stelle der Lateinschulen, womit die „Trennung von geistlichem Amt und höherem Lehramt“ (Zymek 2003: 246) vollzogen wurde. Der universitäre und der schulische Fächerkanon entsprachen sich im 19. und 20. Jh. weitgehend. An der philosophischen Fakultät und im Gymnasium standen die klassischen Philologien zunächst an erster Stelle, bis sich die Neuphilologien allmählich etablierten.⁴⁸ Daß sich die neuphilologischen Lehrstühle an der Universität schließlich durchsetzten, führt Zymek (2003: 247) auf die „Verkopplung von philosophischer Fakultät und höherem Lehramt“ zurück. Die Gymnasien brauchten flächendeckend akademisch geschulte Philologen, die nicht nur – wie die lediglich „seminaristisch“ geschulten Sprachlehrer – Kommunikationsfähigkeit vermittelten, sondern – dem Bildungsideal entsprechend – in die jeweilige Kultur einführen sollten. Dies setzte jedoch das Studium der Sprach- und Literaturgeschichte voraus.⁴⁹ Aufgabe der philosophischen Fakultät und Ursache für das institutionelle Anwachsen der neuphilologischen Professuren waren demnach primär die Ausbildungserfordernisse zum höheren Lehramt.⁵⁰ Dieses lieferte den Fachwissenschaften an der Universität die Legitimation für ihren quantitativen und qualitativen Ausbau. Die „Abkopplung“ der Fachwissenschaften vom Lehramt scheint so tendenziell die wissen-

⁴⁶ Zymek, Bernd: Wissenschaft, Universitätsstruktur und Lehramt. Das deutsche Muster, seine Krisen, seine Zukunft, S. 245-256; in: Estelmann, Frank/Müller, Olaf/Krügel, Pierre (Hrsg.): Traditionen der Entgrenzung. Beiträge zur romanistischen Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt a.M. u.a. 2003.

⁴⁷ Vgl. Zymek (2003: 246).

⁴⁸ Vgl. Zymek (2003: 246/247).

⁴⁹ Vgl. Zymek (2003: 248/249).

⁵⁰ Zur deutschen Philologie an der Universität und zum Deutschunterricht am Gymnasium vgl. Kap. 2 dieser Arbeit. Zur Volksschule vgl. Friedrich, Bodo: Geschichte des Sprachunterrichts im Deutschunterricht, S. 569-588 (2. Teilbd.); in: Bredel, Ursula/Günther, Hartmut/Klotz, Peter/Ossner, Jakob/Siebert-Ott, Gesa: Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch, Bd. 1 und 2, Paderborn 2003.

schaftlichen Disziplinen selbst zu bedrohen, sofern diese nicht neue Dienstleistungsfunktionen plausibel machen können.⁵¹

1.1.1.1 Die Einheit von Forschung und Lehre, Theorie und Praxis – Bildung durch Wissenschaft

Die Humboldtsche Universitätsreform war durch einen neuen Wissenschafts- und Bildungsbegriff gekennzeichnet: „Verkündet wurde dabei ein deutlich protestantisches Wissenschaftsideal, da der Protestantismus als die Religion der Bildung, wie Preußen als der Staat der Bildung galten“ (Frühwald 1991: 84). In diesem Ideal ging Humboldt davon aus, daß Bildung durch Wissenschaft zu erreichen sei. Mußte mangels Büchern das Wissen in den alten „Vorlesungsuniversitäten“ noch „verlesen“ werden, waren die Universitäten, als Bücher zugänglich wurden, allmählich zu „bloßen Diktat- und Repetieranstalten“ (Frühwald 1991: 91) verkommen. So war die Universitätskultur von Pennalismus und Paukwesen geprägt. Gleichzeitig wurde ein Wissenschaftsbegriff aufrechterhalten, „der nichts als die Addition des verfügbaren Detailwissens meinte“ (Frühwald 1991: 92). Wissenschaft definierte sich über die Reproduktion von tradierten atomisierten Wissensbeständen. Demgegenüber etablierte sich im Zuge der preußischen Universitäts- und Bildungsreform ein neuer Begriff von Wissenschaft und Bildung, der die Verbindung von Forschung und Lehre einerseits, von Theorie und Praxis andererseits suchte: „Es war dies ein Bildungs- und Wissenschaftsbegriff, der Wissen nicht auf verfügbares Einzelwissen reduzierte, sondern die Integration allen Teilwissens in der Handlungsorientierung des Wissens meinte. Ein solcher Wissenschaftsbegriff integrierte den Bildungsbegriff notwendig, er widerstrebte der Teilung der modernen Welt in voneinander unabhängige Expertenkulturen und schloß die Realien in die Humanoria selbstverständlich mit ein.“ (Frühwald 1991: 77) In der neu entstehenden Form des Seminars sollten die Lehrenden die Lernenden „am Prozeß des Denkens und der Entstehung neuen Wissens teilhaben“ (Frühwald 1991: 93) lassen. Humboldt ging davon aus, daß erst die Beteiligung am Forschungsprozeß die „Ausbildung“ von „Schlüsselqualifikationen“ (Frühwald 1991: 94) – wie z.B. Denk- und Urteilsfähigkeit – ermögliche. Diese mußten in der Forschungstätigkeit „praktisch“ erworben werden. Bildungsprozesse wurden so jenseits der Vermittlung von „theoretischem“ Wissen durch forschendes Lernen und lernendes Forschen in Gang gesetzt. Dazu

⁵¹ So versucht sich etwa die „Kognitive Linguistik“, über heilende (Neurolinguistik), ermittelnde (forensische Linguistik) und technologische (Computerlinguistik) Leistungen zu legitimieren. Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

Humboldt⁵²: „Darum ist auch der Universitätslehrer nicht mehr Lehrer, der Studierende nicht mehr Lernender, sondern dieser forscht selbst, und der Professor leitet seine Forschung und unterstützt ihn darin.“ Die wissenschaftliche Tätigkeit bzw. die Erfahrung von Wissenschaft stellten demnach die Grundlage dar für den Erwerb von Fähigkeiten über den bloßen Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten hinaus und garantierten die „persönlichkeitsbildende Funktion wissenschaftlicher Tätigkeit“ (Frühwald 1991: 73) – eine Funktion, die nach Frühwald heute völlig aufgegeben worden ist bzw. der heute kaum noch Relevanz beigemessen wird.⁵³ Dabei stand die Frage nach dem konkreten Anwendungsbezug der Lehr- und Forschungsgegenstände den Bildungsprozessen zunächst einmal nach. Diese setzten vielmehr eine sich von Zwecken und Nutzenanforderungen befreite Wissenschaft voraus. Dem Erwerb von anwendungsorientiertem Spezialwissen sollte daher ein Studium vorausgehen, das sich gegenüber Verwertungsinteressen autonomisiert hatte. Erst das zweckfreie Forschen führte zum gewünschten eigentlichen Nutzen – der „Bildung“ des preußischen Beamten oder Staatsbürgers: „Dieser Beamte aber war das vornehmste ‚Produkt‘ der Bildungsuniversität Humboldts“ (Frühwald 1991: 104).

Die Verbindung von Forschung und Lehre verlor sich nach Frühwald bereits im Laufe des Vormärz im Zuge der Professionalisierung der Fächer, die auch eine bis heute wirkende Hintanstellung der Lehre gegenüber der Forschung begünstigte, „so daß der Hochspezialisierung Tür und Tor geöffnet waren und die ‚Berufsqualifikation‘ (des Forschers) an die Stelle zu erwerbender ‚Schlüsselqualifikationen‘ (für Lehrende und Lernende) trat“ (1991: 95). Die aus der Abwertung der Lehre gegenüber der Forschung entstandene tendenzielle Abkopplung der Lehre von der Forschung sowie die seit den 80er Jahren des 20. Jhs. arbeitsmarkttechnisch bedingte wachsende Dominanz der Magister-Studiengänge gegenüber den lehrerbildenden Studiengängen stellt nach Frühwald den Praxisbezug der – sich über die Verbindung von Forschung und Lehre definierenden – Fächer der ehemaligen philosophischen Fakultät zunehmend in Frage.⁵⁴ Die gegenwärtige Diskussion um Schlüssel- und/oder Berufsqualifikationen im Zusammenhang mit der Einführung neuer berufsqualifizierender (B.A.-)Studiengänge versucht, diese Lücke zu schließen und den AbsolventInnen geisteswissenschaftlicher Studiengänge noch einen gesellschaftlichen Nutzen jenseits des Lehrer- und Forscherberufs zu „entreißen“.

⁵² Humboldt, Wilhelm von: Der königsberger und der litauische Schulplan (1809), S. 259-283; in: ders.: Werke, hrsg. v. Leitzmann, Albert, Bd. 13, Berlin 1920 (Nachdruck Berlin 1968), hier S. 261.

⁵³ Vgl. Frühwald (1991: 73 und 100).

⁵⁴ Vgl. Frühwald (1991: 96).

Die Trennung von Bildung und Wissenschaft, die Zersplitterung der philosophischen Fakultät und die Legitimationskrise der Geisteswissenschaften sieht Frühwald als Ausdruck ein- und derselben Entwicklung, die den von Herder, Goethe, Humboldt und anderen entwickelten „emphatischen Begriff von Persönlichkeitsbildung“ (1991: 100) preisgibt. Die von Marx, Nietzsche, Weber und anderen vorgebrachte Kritik am Bildungsbegriff offenbarte eine „Schwäche der Geisteswissenschaften, welche die auf ihre Leistungen stolze Philosophische Fakultät, wenn überhaupt, dann erst zu spät bemerkt hat. Die Dauerkrise der Geisteswissenschaften in der nach Relevanz fragenden Gesellschaft der Industrialisationen ist die unmittelbare Konsequenz aus dieser Entwicklung“ (Frühwald 1991: 107). Diese Entwicklung meint die zunehmende Auflösung des Bildungsbegriffes im 19. Jh. vor dem Hintergrund auseinandertretender Wissenschaftskulturen. Erhoben die Geisteswissenschaften den Anspruch auf ein Bildungsmonopol, so büßten sie dieses in dem Maße ein, in dem sie die an Reputation gewinnenden experimentellen Wissenschaften aus dem „Bildungskanon“ ausschlossen.⁵⁵

1.1.1.2 Die Einheit der Wissenschaft und die Teilung des deutschen Bildungswesens im 19. Jh.

Auf der institutionellen Ebene spaltete sich das deutsche Bildungswesen schon Mitte des 19. Jhs.⁵⁶ In den reformierten und neugegründeten Universitäten waren die Naturwissenschaften, aber auch die Sozialwissenschaften noch Teil der philosophischen Fakultät gewesen.⁵⁷ Mit deren Fortschreiten im Industrialisierungs- und Modernisierungsprozeß kam es zu einer Ausdifferenzierung in der zweiten Hälfte des 19. Jhs., in deren Folge die an der Mathematik orientierten Naturwissenschaften der an den Sprachen orientierten philosophischen Fakultät ihre führende Rolle streitig machen konnten.⁵⁸ Darüber hinaus kam es „nach Lepenies – zur Eröffnung einer `dritten Kultur‘“ (Jauß 1991: 62): den Sozialwissenschaften. Institutionell trat die in Gymnasium und Universität repräsentierte humanistische Bildung in Konkurrenz zur – von Justus von Liebig geforderten – „Realienbildung“ in Realschule und Polytechnikum. Statt der klassischen Sprachen wurden hier „Gewerbe“ unterrichtet bzw. in Realien ausgebildet. Mit den Technischen Hochschulen entstanden Lehr- und Forschungsstätten, in denen die ebenfalls neu entstehenden Ingenieurwissenschaften zweckgerichtet auf indust-

⁵⁵ Vgl. Frühwald (1991: 102 ff.).

⁵⁶ Vgl. Frühwald (1991: 77 ff.).

⁵⁷ Vgl. Mittelstraß (1991: 42) und Jauß (1991: 49).

⁵⁸ Vgl. Zymek (2003: 247).

rielle Verwertbarkeit hinarbeiteten: „Die Teilung des deutschen Bildungswesens, mit tiefgreifenden Folgen für die Auffassung von Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, war eine unmittelbare Folge des Konkurrenzkampfes zwischen philologischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen, in dem die Philologien die Oberhand zu behalten suchten und den aufstrebenden Natur- und Technikwissenschaften bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts hinein mit Erfolg die Gleichstellung verwehrten. ‚Bildung‘ bedeutete damit – zumindest seit der Jahrhundertmitte – den Besitz humanistisch-philologischer Kenntnisse, mit dem Anspruch, die gesamte Wissenschaft, vorzüglich die an der Universität gelehrte, grundzulegen; ‚Bildung‘ in diesem eingegrenzten Sinne schloß die Kenntnis naturwissenschaftlich zu erklärender oder gar technisch-mechanischer Zusammenhänge der modernen Welt aus.“ (Frühwald 1991: 78)

Aufgrund ihrer Erfolge setzten sich die aus der Bildung „ausgegrenzten“ Wissenschaften jedoch durch und es etablierten sich jene „zwei Kulturen“ – eine philologisch-historische und eine technische –, die sich bis heute mehr oder weniger fremd gegenüberstehen.⁵⁹ Ein neues Wissenschaftsideal dominierte, an dem sich auch die historisch-philologischen Wissenschaften abzarbeiten begannen und das eine „Neuformulierung geisteswissenschaftlicher Aufgaben zu Beginn der naturwissenschaftlich-experimentellen Phase der deutschen Universität an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“ (Frühwald 1991: 81) notwendig werden ließ. Mit der Herauslösung der experimentellen Wissenschaften aus der philosophischen Fakultät und der damit einhergehenden Herausbildung zweier Wissenschaftskulturen mit unterschiedlichen Methodologien zerbrach die Einheit der Wissenschaft.

Die Teilung des deutschen Bildungswesens ließ auch die Vorstellung einer umfassenden Persönlichkeitsbildung obsolet werden, die den das einzelne Wissen relativierenden Blick auf das „Ganze“ voraussetzt. In den 60er und 70er Jahren des 20. Jhs. erfuhr die philosophische Fakultät eine weitere Ausdifferenzierung in – Fächer- bzw. Disziplinengruppen zusammenfassende – Fachbereiche (z.B. Fachbereich „Sprachen“, Fachbereich „Philosophie“). Ihre institutionelle Differenzierung war auch die Konsequenz zunehmender *Spezialisierung*. Dazu schränken Weingart u.a. (1991: 25) für ihre Untersuchung nach 1954 ein, „daß zwar im Prinzip eine Sequenz zwischen den forschungsinduzierten Spezialisierungsprozessen und den organisatorischen Institutionalisierungen unterstellt wird, daß die letzteren aber nicht bloße Ableitungen der ersteren darstellen“. Die

⁵⁹ Aktuell setzt Schwanitz die Aufspaltung der Wissenschaft in zwei Kulturen fort, wenn er nur die Erkenntnisse der Geisteswissenschaften als der traditionellen „Bildungswissenschaften“ für bildungsrelevant ansieht. Vgl. Schwanitz, Dietrich: *Bildung. Alles, was man wissen muß*, Frankfurt a.M. 2002.

Autoren vermerken vielmehr auch widerständige Bedingungen gegen die Auflösungsdynamik (z.B. Prüfungsordnungen, politische Konjunktoren). Darüber hinaus können gegenüber Ausfächerung und Partikularisierung auch gegenläufige Bestrebungen nach (Re-)Integration verzeichnet werden, nach Überschreitung der eigenen Grenzen und Gegenstandsbereiche, um sich mit angrenzenden Wissenschaftsgebieten zu vernetzen bzw. um mit anderen Wissenschaftskulturen in einen Dialog zu treten. Diese Bestrebungen fanden in der Diskussion um die *Interdisziplinarität* ihren Ausdruck.⁶⁰ Sie stellt einen Versuch der (Re-)Integration unter den neuen Bedingungen dar.

1.1.2 Die Anglo-Amerikanisierung der Humboldtschen Universität und das Primat des Anwendungsbezugs

Auf der institutionellen Ebene wird auch die philosophische Fakultät bzw. das, was von ihr noch übriggeblieben ist, von der gegenwärtigen „Anglo-Amerikanisierung“ der Humboldtschen Universität tangiert. Zymek ist sogar der Ansicht, daß die Reform⁶¹ zur europäischen Angleichung der Studienabschlüsse einen „Abschied vom deutschen Modell der Universität mit weitreichenden Folgen auch für die Struktur der Wissenschaften“ (2003: 245) darstellt. Der mit der Einführung von Bachelor- und Master-Studiengängen verbundene Umbau der Universität zwingt die Fächer der traditionellen philosophischen Fakultät in neue „Bildungsformate“. Wie sich abzeichnet, sind diese geprägt von einer Manifestierung der Trennung von Forschung und Lehre sowie dem Primat des Anwendungsbezugs bzw. der beruflichen Verwertbarkeit des an der Hochschule erworbenen Wissens, zumindest was die grundständigen Studiengänge betrifft. Durch die neuen Studiengänge wird das universitäre Studium in zwei Phasen aufgespalten. Während in der ersten Phase die Lehre dominiert, bleibt die Forschung weitgehend der zweiten Phase vorbehalten. Während die Lehre innerhalb der Bachelor-Phase nach Zymek weitgehend vom – während der Bildungsexpansion in den 70er Jahren angewachsenen – Mittelbau und den neu eingerichteten Junior-Professuren abgedeckt wird, bleibt die Forschung innerhalb der Master-Phase an die Professuren gebunden. Durch die gestuften Studiengänge gelangen forschende Professoren dann nur noch über die Beibehaltung traditioneller Studiengänge (Diplom, Magister) bzw. die Einrichtung von Master- und Graduierten-Studiengängen an die Universität. Dies hat eine weitere Lockerung der

⁶⁰ Vgl. dazu auch weiter unten.

⁶¹ Diese Reform wurde zuerst in der Erklärung von Bologna festgeschrieben: Der Europäische Hochschulraum. Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister, 19.6.1999, Bologna. („Bologna-Prozeß“)

Verbindung von Forschung und Lehre zur Folge: „Die nun auch in Deutschland angestrebte Sequenzialisierung des Studiums in eine erste Bachelor-Phase und eine zweite Master-Phase wird das Studium, die Studierenden, die Hochschulinstitute und die Dozenten notwendigerweise in zwei unterschiedliche Gruppen aufteilen – und den Charakter vieler Wissenschaften in Deutschland verändern.“ (Zymek 2003: 252).

Gleichzeitig gewinnt der Anwendungsbezug an Gewicht. So soll der B.A. als erster berufsqualifizierender Abschluß auch berufsqualifizierende Anteile enthalten und die Beschäftigungschancen der AbsolventInnen erhöhen. Die AbsolventInnen historisch-philologischer Fächer wurden durch die Verkoppelung von philosophischer Fakultät und höherem Lehramt seit deren Entstehung in „zyklisch wiederkehrende Krisen im Verhältnis von Bildungs- und Beschäftigungssystem“ (Zymek 2003: 249) geführt, die durch die mangelnden Chancen für AbsolventInnen dieser Fächer außerhalb des Schuldienstes nicht abgedeckt wurden. Profitierte der Ausbau der neuphilologischen (und anderer) Wissenschaftsdisziplinen an der Universität vom höheren Lehramt, das sich über die akademische Bildung definierte, blieben in Zeiten von „Lehrerüberfluß“ die Kandidaten ohne Berufsperspektive: „Die Fakultäten und Fächer, die ihren quantitativen Ausbau und ihre personelle Ausstattung der großen Zahl von Lehramtskandidaten verdanken, haben sich nur ganz selten in solchen Krisenphasen dem Problem der Berufsperspektiven ihrer Absolventen durch strukturelle und inhaltliche Reformprogramme gestellt.“ (Zymek 2003: 250) Der stärkere Anwendungsbezug des B.A. soll dieser Situation auch für die Magister-AbsolventInnen Rechnung tragen. Der B.A. kann aber auch zu einer Schwächung der Fächer führen, wenn es möglich werden sollte, das höhere Lehramt mit dem B.A. abzuschließen – eine Variante, die gegenwärtig zwar nicht in der Diskussion ist, die Zymek (2003: 254) aber als „schlimmstmögliche“ Wendung einkalkuliert: „Da alle mindestens dreijährigen Hochschulstudien anderer EU-Mitgliedstaaten längeren deutschen Studien rechtlich längst gleichgestellt sind, dürfte es langfristig schwer sein, eine längere – Fachstudien auf der MA-Stufe einschließende – Gymnasiallehrausbildung in Deutschland zu verteidigen. Von der Ausgestaltung dieser künftigen Strukturen an jeder einzelnen Hochschule wird es abhängen, ob z.B. die Romanistik an vielen Hochschulen nur noch durch Module eines kulturwissenschaftlichen Studienangebots und nur an wenigen Standorten als ausdifferenziertes Fach mit Studenten im Magister-Studium, Doktoranden und mehreren, als Forscher ausgewiesenen und tätigen Professorinnen und Professoren vertreten sein wird.“ Auch wenn dieser Fall nicht eintritt, die – von Zymek aufgezeigte – Verkopplung von philosophischer Fakultät und höhe-

rem Lehramt an deutschen Universitäten wird auch weiterhin die Zukunft der philologischen Fächer bestimmen. So wird das zukünftige Niveau der Gymnasiallehrerausbildung – und damit die Bildungspolitik – über die quantitative und qualitative Seite der geisteswissenschaftlichen (und anderen) Fächer entscheiden.

Auch Weingart u.a. (1991: 146, kurs. im Orig.) sehen einen Zusammenhang zwischen der Lehrerausbildung und dem Wachstum der geisteswissenschaftlichen Fächer an der Universität: „Alle Indikatoren verweisen demnach für die Erklärung des Wachstums der Geisteswissenschaften auf die besondere Rolle der lehrerbildenden Fächer. Im Rahmen der allgemeinen Hochschulpolitik sind es also die *Bildungspolitik* und ihre Auswirkungen, die die Expansion dieses Wissenschaftsbereichs und insbesondere der entsprechenden Fächer bestimmt haben.“ So wurde Mitte der 80er Jahre „in Erwartung der abnehmenden Bedeutung geisteswissenschaftlicher Fächer für die Lehrerausbildung (...) eine Krise der Geisteswissenschaften vorausgesehen, d.h. ihre Bestandssicherung als bedroht erachtet“ (Weingart u.a. 1991: 313), während in den sechziger und siebziger Jahren deren Wachstum durch bildungs-, nicht forschungspolitische Entscheidungen („Bildungsexpansion“) gefördert worden war.⁶² Eine solche Wissenschaftspolitik hat es im Gegensatz zu den Natur- und Technikwissenschaften für die Geisteswissenschaften nicht gegeben.⁶³ Ihr Wachstum wird demnach von bildungspolitischen Entscheidungen abhängen, nicht zuletzt – folgt man Zymek – von den Neuregelungen für die Lehrerausbildung.

Resümee: Die Frage nach der gegenwärtigen Legitimationskrise der Geisteswissenschaften und deren Institutionalisierung im deutschen Hochschulwesen („philosophische Fakultät“) führt zunächst zurück auf die Entstehung der Geisteswissenschaften im Kontext der Humboldtschen Universitätsreform. Deutlich werden im Rückblick vor allem drei Aspekte. Der erste Aspekt betrifft die Aufspaltung des deutschen Bildungswesens in zwei Wissenschaftskulturen, die ihren ersten Höhepunkt an der Wende zum 20. Jh. erreicht und die – folgt man Frühwald – seit den 80er Jahren desselben Jhs. auf die Angleichung der Geisteswissenschaften an die Paradigmen der „hard sciences“ drängt. Hinzu kommt die professionalisierungsbedingte („fachliche Spezialisierung“) institutionelle Ausdifferenzierung innerhalb der philosophischen Fakultät an der Universität. Deutlich wird hierbei an unterschiedlichen Stellen die Auflösung traditioneller *Einheiten* (Wissenschaft; Fächer). Der zweite Aspekt betrifft die Lockerung der

⁶² Vgl. Weingart u.a. (1991: 274).

⁶³ Vgl. Weingart u.a. (1991: 53 und 313).

Verbindung von Forschung und Lehre sowie den Anwendungsbezug der Geisteswissenschaften (Studienreform). Durch das Obsoletwerden der „Humboldt-schen Formel `Bildung durch Wissenschaft`“ (Frühwald 1991: 74) sind die Geisteswissenschaften gefordert, ihre gesellschaftlichen – und dazu gehören auch ihre beruflichen – Bezüge neu zu bestimmen. In Auflösung begriffen ist hier der traditionelle *Bildungsbegriff*. Der dritte Aspekt betrifft die Bedeutung der Bildungspolitik für den Bestand der Geisteswissenschaften. Nachdem der gestiegene Bedarf an Lehrern in den 70er Jahren die geisteswissenschaftlichen Fächer expandieren ließ, werden aktuelle bildungspolitische Entscheidungen bezüglich der *lehrerbildenden Studiengänge* die Stärke dieser Fächer in den nächsten Jahrzehnten bestimmen.

Die genannten Aspekte wirken sich auch auf die Germanistik aus. So haben sich die zwei Wissenschaftskulturen auch innerhalb der Germanistik niedergeschlagen, so stellt sich auch für die Germanistik die Frage nach ihrem (Aus-)Bildungsbegriff und so werden sich kommende bildungspolitische Entscheidungen bezüglich der Lehramtsstudiengänge und der Lehrpläne auch auf die Universitätsdisziplin der Germanistik auswirken. Zudem stellt sich die Frage nach dem gesellschaftlichen bzw. beruflichen Nutzen der Germanistik(-Studiengänge) vermehrt angesichts einer „AbsolventInnenflut“, die von den Schulen (Deutschlehrer) und Universitäten (wissenschaftliches Personal) längst nicht mehr aufgenommen wird.

Auf den Aspekt der Einheit der Wissenschaft („Methodologie“) soll näher eingegangen werden. So wurden zum Verhältnis von „soft sciences“ und „hard sciences“ als zwei Ausprägungen des Wissenschaftsbegriffes unterschiedliche Vorschläge gemacht. Im Folgenden werden zwei Modelle beleuchtet: das Modell der Geisteswissenschaften als „Kompensationswissenschaften“ (Marquard 1986) und das Modell der Geisteswissenschaften als „Kulturwissenschaften“ (Frühwald u.a. 1991).

1.2 Zwei neuere Modelle zur Legitimation der Geisteswissenschaften

1.2.1 Geisteswissenschaften als „Kompensationswissenschaften“

1.2.1.1 Die „Kompensationsthese“

In der Formulierung seiner „Kompensationsthese“ gab Marquard⁶⁴ im Anschluß an Ritter⁶⁵ auf die Frage nach der Legitimation der Geisteswissenschaften in der Moderne eine bestechende Antwort, die die „Krise“ der Geisteswissenschaften zu erledigen schien: „Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften.“ (S. 98) Diese These beruht auf der Annahme, daß die mit den Modernisierungen einhergehenden „Modernisierungsschäden“ (S. 105) durch die Geisteswissenschaften kompensiert werden müssen, wobei unterstellt wird, daß die Geisteswissenschaften diese auch kompensieren können. Durch ihr Kompensationsvermögen werden die Geisteswissenschaften zur „unvermeidlichen“ – unersetzbaren und unverzichtbaren – „Begleiterscheinung“ der Moderne. Damit tritt Marquard der These entgegen, daß die Geisteswissenschaften im fortschreitenden Modernisierungsprozeß überflüssig werden. Eine These, die von der Annahme getragen wird, daß die Naturwissenschaften nach den Geisteswissenschaften entstanden sind und diese allmählich ablösen. Nach Marquard stellen diese jedoch eine zeitverzögerte Reaktion auf jene dar: „Also verhält es sich tatsächlich so: modern begannen zuerst die harten Naturwissenschaften ihren Erfolgslauf; erst dann – mit einem Etablierungsabstand von zunächst um 100 Jahren und einem temporalen Schwerpunkt der universitären Institutionalisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – kamen die Geisteswissenschaften.“ (S. 100)⁶⁶ Demnach „verdanken“ sich die Geisteswissenschaften den durch die experimentellen Wissenschaften verursachten Modernisierungen und tragen als notwendiger Bestandteil der Moderne zu deren Stabilisierung bei. Produktion und Kompensation von „Modernisierungsschäden“

⁶⁴ Marquard, Odo: Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften, S. 98-116; in: ders.: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien, Stuttgart 1986. Die Kompensationsthese vertrat Marquard erstmals in seinem Eröffnungsvortrag der Jahresversammlung der Westdeutschen Rektoren-Konferenz am 5. Mai 1985 in Bamberg.

⁶⁵ Ritter, Joachim: Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft, S. 105-140; in: ders.: Subjektivität. Sechs Aufsätze, Frankfurt a.M. 1974.

⁶⁶ Dagegen siedelt Scholtz den Entstehungszeitpunkt der Geisteswissenschaften je nach Begriffsdefinition in der Antike (als moralisch-politische Wissenschaft), im Humanismus (als humanistische Wissenschaft) oder im Historismus (als historische Wissenschaft) an. Vgl. Scholtz, Gunter: Epochen und Ziele der Geisteswissenschaften. Ein historischer Überblick in aktueller Absicht, S. 47-77; in: Ermert, Karl/Gürtler, Sabine (Hrsg.): Was sind und zu welchem Ende brauchen wir Geisteswissenschaften? Geisteswissenschaften zwischen Krise und neuem Selbstbewußtsein, Loccum Protokolle 18, 1988.

sind nach Marquard so die zwei Seiten einer Medaille: „Die experimentellen Naturwissenschaften sind `challenge`; die Geisteswissenschaften sind `response`. Die Genesis der experimentellen Wissenschaften ist nicht die Todesursache, sondern die Geburtsursache der Geisteswissenschaften; mit anderen Worten: die Geisteswissenschaften sind nicht das Opfer, sondern sie sind das Resultat der Modernisierung und daher selber unüberbietbar modern.“ (S. 101)⁶⁷ Marquard hält es daher für wahrscheinlich, daß die Expansion der experimentellen Wissenschaften eine Expansion der Geisteswissenschaften nach sich ziehen wird. In dem Maße, in dem die Modernisierungen fortschreiten, werden auch die Geisteswissenschaften an Relevanz gewinnen. Die Rede von einer „Legitimationskrise“ der Geisteswissenschaften ist deshalb unangebracht. Vielmehr kommen die Geisteswissenschaften ihrer wachsenden gesellschaftlichen Bedeutung kaum nach: „Die gegenwärtige Krise der Geisteswissenschaften ist – kurz gesagt – keine `Leistungskrise`, sondern eine `Überforderungskrise`.“ (S. 102)

Narration contra hard sciences

Unter Modernisierung versteht Marquard die von den sog. harten Wissenschaften („hard sciences“) getragene Versachlichung aller Lebensbereiche, die „lebensweltliche Verluste“ erzeugt: „Die – durch die experimentellen Wissenschaften vorangetriebene – Modernisierung verursacht lebensweltliche Verluste, zu deren Kompensation die Geisteswissenschaften beitragen.“ (S. 102/103) Den messenden, experimentellen Wissenschaften stehen demnach die erzählenden, interpretierenden gegenüber. Jene sind dadurch gekennzeichnet, daß sie Exaktheit „durch Neutralisierung jener lebensweltlichen Traditionen, in denen ihre Wissenschaftler stehen, also durch methodischen Verzicht auf ihre geschichtlichen Herkunftswelten“ (S. 104) erreichen. Diese „Herkunftswelten“ werden durch „experimentell geprüfte und technisch erzeugte Sachwelten“ (S. 104) ersetzt, die auch die Verschiedenartigkeiten auflösen – ein Prozeß, der sich beschleunigt und für die Menschen zunehmend „unaushaltbar“ (S. 104) wird: „Der Mensch wird nun auch lebensweltlich zum Sachverständigen und das, was ist, zur Sache: zum exakten Objekt, zum technischen Instrument, zum industriellen Produkt, zur ökonomisch kalkulierbaren Ware, wobei all dieses – weil es zur Globalisierung drängt – die Lebenswelten weltweit uniformisiert; mit einem Wort: die Gleichförmigkeiten siegen.“ (S. 104) Indem die Geisteswissenschaften diesen Prozeß erträglich machen, sind sie gerade nicht – wie ihnen oft unterstellt

⁶⁷ Vgl. auch Marquard, Odo: Verspätete Moralistik. Bemerkungen zur Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften, S. 13-18; in: Kursbuch 91: Wozu Geisteswissenschaften?, Berlin 1988, hier S. 13; zuerst in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.3.1987.

– „modernisierungsfeindlich“ (S. 105). „Aushaltbar“ werden die „lebensweltlichen Verluste“ über Geschichten: „Geschichten aber muß man erzählen. Das tun die Geisteswissenschaften: sie kompensieren Modernisierungsschäden, indem sie erzählen; und je mehr versachlicht wird, desto mehr – kompensatorisch – muß erzählt werden: sonst sterben die Menschen an narrativer Atrophie.“ (S. 105) Ihre „narrative“ Qualität, den „lebensweltlichen Bedarf der Menschen (zu decken; U.S), in einer farbigen, vertrauten und sinnvollen Welt zu leben“ (S. 104), stellt die eigentliche Legitimation der Geisteswissenschaften dar. Marquard entwirft ein eigenes Vokabular, um die Leistungen der Geisteswissenschaften zu verdeutlichen. „Sensibilisierungsgeschichten“ sollen den „Farbigkeitsbedarf“ decken, „Bewahrungsgeschichten“ den „Vertrautheitsbedarf“ und „Orientierungsgeschichten“ den „Sinnbedarf“:⁶⁸ „So ist die Gesellschaft der Kitzelträger – gerade sie – zugleich die Gesellschaft der Pflanzen- und Trachtenpflieger. Keine Zeit hat soviel zerstört wie die Moderne; keine Zeit hat soviel bewahrt wie die Moderne: durch Entwicklung von Fertigkeiten, immer mehr Herkunft in die Zukunft mitzunehmen.“ (S. 106) Neben die Ausbildung des ästhetischen, philosophischen und ethischen Sinnes tritt so die Ausbildung des ökologischen und historischen Sinnes. Die Geisteswissenschaften erfüllen diese Bedürfnisse durch ihre Charakteristika. Diese Charakteristika – vieldeutige Geschichten oder „wirkliche Entwicklungen“ (S. 112) zu erzählen – dürfen sich die Geisteswissenschaften von der Wissenschaftstheorie, die nach Marquard selber „erzählt“, nicht streitig machen lassen. Marquard fordert die Geisteswissenschaften daher auf, „mehr Mut zu sich selbst“ (S. 108) zu haben, statt sich an den sog. exakten Wissenschaften zu orientieren.⁶⁹ Die Mehrdeutigkeit oder Vieldeutigkeit der hermeneutischen Wissenschaften garantiert Freiheit – Freiheit von Ideologien, Befreiung auch von der „Versachlichung“. Die Geisteswissenschaften ermöglichen so „Emigration aus der nur noch versachlichten oder nur noch fortschrittsgeschichtlichen Welt; und weil sie das machen, haben die Geisteswissenschaften mit Bildung zu tun: denn Bildung ist die Sicherung der Emigrationsfähigkeit“ (S. 110).

Demnach kann Marquard keine Legitimationskrise der Geisteswissenschaften in der Moderne erkennen. Marquard selbst spricht von einer „Nichtkrisentheorie der Moderne“ (1988: 17). Für ihn besteht daher auch kein Legitimationsbedarf über die Reaktivierung traditioneller Funktionsbestimmungen hinaus. Diese er-

⁶⁸ Vgl. Marquard (1986: 105/106).

⁶⁹ Nach Marquard sollen alle mit dem Menschen befaßten (Human-)Wissenschaften („Anthropologie“) in einem „interdisziplinären Gespräch“ (S. 112) zusammenkommen. Vgl. Marquard (1986: 110 ff.).

blickt er in den *Narrationen*, die die – durch die *hard sciences* verursachten – Modernisierungen erträglich machen. Die Modernisierungen sichern so den Geisteswissenschaften als „Kompensationswissenschaften“ ihre Legitimation.

1.2.1.2 Die Kritik an der „Kompensationsthese“ und ein Plädoyer für ein komplexeres Modell

Kulturkonservatismus contra Kulturrevolution

Die „Kompensationsthese“ Marquards stieß auf heftigen Widerstand.⁷⁰ So kritisierte Schnädelbach⁷¹ den mit dieser These verbundenen „Kulturkonservatismus“. Die Verteidigungsstrategie Marquards legitimiert nicht die Geisteswissenschaften als solche, sondern eine spezifische geisteswissenschaftliche Ausrichtung: „Das Kompensationsmodell als kulturphilosophisches Grundmuster stammt von Joachim Ritter, der es dem Rechtshegelianismus entlehnte: inzwischen ist es zur Geschäftsgrundlage der neokonservativen Kulturpolitik geworden und der sie begleitenden Publizistik, die seit längerem glaubt, eine drohende linke `Kulturrevolution` abwehren zu müssen. Unser Neokonservatismus ist wesentlich Kulturkonservatismus.“ (S. 35/36) Die Geisteswissenschaften werden demnach auf eine „neokonservative“ bzw. „kulturkonservative“ Funktionsbestimmung festgelegt. Dieser Konservatismus äußert sich in einer spezifischen Haltung zur Moderne, die den technologischen Fortschritt mythologisiert und den kulturellen Fortschritt stigmatisiert: „Die Institutionen des modernen Staates gelten als endgültig modernisiert und weitergehende Demokratisierungsbestrebungen als tendenziell verfassungsfeindlich; die technisch-wissenschaftliche Modernisierung hingegen wird als unaufhaltsam, unabschließbar, ja als `Schicksal` aufgefaßt (Gehlen, Schelsky, Ritter u.a.), und darum ist jeder Widerstand sinnlos.“ (S. 36) Kulturelle Modernisierungen sind in diesem Modell nicht vorgesehen. Die Aufgabe der Kultur und damit auch der Geisteswissenschaften liegt vielmehr in der Aufrechterhaltung eines Gleichgewichtes: „Vom technisch-wissenschaftlichen Bereich geht angeblich eine permanente Destabilisierung des Selbstverständlichen aus, und darauf sei die Fülle der modernen lebensweltlichen und psychischen Krisenerfahrung zurückzuführen. Das Rezept lautet: `Gegensteuern durch Kompensation`.“ (S. 37) Da die Bewältigung dieser Aufgabe den modernisierten Staat überfordert, müssen Kultur und Geisteswissenschaften mit „gegensteuern“. Kompensation beschreibt daher nicht die Funktion der Geisteswissenschaften, sondern gibt diese vor. Kritik an der technisch-

⁷⁰ Vgl. dazu auch Weingart u.a. (1991: 31 ff.).

⁷¹ Schnädelbach, Herbert: Kritik der Kompensation, S. 35-45; in: Kursbuch (1988).

wissenschaftlichen Modernisierung gilt als „Antimodernismus“ (S. 37): „(...) nur als die gesellschaftliche Moderne prinzipiell Bejahende wird die kulturelle Moderne hier bejaht, und ausschließlich in dieser Rolle werden die Geisteswissenschaftler von den Kompensationstheoretikern verteidigt“ (S. 37). Die Geisteswissenschaften werden so auf kompensatorische – und d.h. modernisierungsermöglichende – Aufgaben bzw. auf eine affirmative Haltung reduziert. Dadurch kommt es zum Ausschluß all dessen, was ihrem historisch-hermeneutischen Selbstverständnis zuwiderläuft: „Die systematischen Sprachwissenschaften, die nichtnarrative Geschichtsforschung, strukturalistische oder dekonstruktionistische Literaturinterpretationen, und dann die Philosophie selber, sofern sie nicht bloß geisteswissenschaftlich betrieben wird als Ideengeschichte und Textauslegung – all das wird von den kompensations-theoretischen Verteidigern der Geisteswissenschaften nicht mitverteidigt, denn die verteidigen nur dort, wo hermeneutisch angeeignet und erzählt wird.“ (S. 38) Abweichungen vom traditionellen historisch-hermeneutischen Selbstverständnis können dann als nicht von öffentlichem Interesse – da nicht kompensatorisch – deklariert werden. Mit der Durchsetzung des „traditionellen Selbstverständnisses dieser Fächergruppe, das eine ziemlich deutsche und provinzielle Angelegenheit ist“ (S. 38) als Norm wird darüber hinaus die „Zwei-Kulturen-These“ forciert und das Auseinanderklaffen der historisch entstandenen zwei divergierenden Wissenskulturen manifestiert.

Die Zwei-Kulturen-These

Schnädelbach wendet sich gegen die mangelnde Komplexität des Kompensationsmodells und Marquards „Operieren mit einfachen Entgegensetzungen, wo es darum ginge, auch begrifflich der komplizierten Realität gewachsen zu sein“ (S. 39). Dazu gehört die einfache Entgegensetzung von „erklärenden“ Naturwissenschaften und „verstehenden“ Geisteswissenschaften.⁷² Diese Entgegensetzung schließt an das „spezifisch deutsche Modell `Kultur vs. Zivilisation‘“ (S. 40) an und setzt damit die These von den „zwei Kulturen“ von Snow⁷³ fort. „Kultur“ wird dabei mit den traditionellen „Kulturgütern“ gleichgesetzt und „Zivilisation“ mit dem technologischen Fortschritt. Marquard gibt der „Kultur“ darüber hinaus

⁷² Vgl. Schnädelbach (1988: 39 ff.). Marquard differenziert allerdings präziser, als Schnädelbach hier meint, wenn er etwa die „messenden“ Humanwissenschaften zu den Naturwissenschaften zählt. Die eigentliche Einteilung erfolgt bei Marquard in „messende“ und „erzählende“ Wissenschaften. Vgl. Marquard (1986: 99).

⁷³ Vgl. Snow, Charles Percy: *The Two Cultures and a Second Look. An Expanded Version of the Two Cultures and the Scientific Revolution*, Cambridge 1964. (Dt.: Ders.: *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, Stuttgart 1967.)

noch einen konservativen „Anstrich“, während die „Zivilisation“ für Innovationen zuständig erklärt wird: „(...) damit die unvermeidliche technisch-wissenschaftliche Innovation gesamtgesellschaftlich erträglich bleibt, muß die Kultur die Rolle des Gegengewichts übernehmen – nichts anderes bedeutet ‚Kompensation‘ –, und das kann sie nur, wenn sie selbst auf die Erzeugung von Innovationsdruck verzichtet und konservativ wird. Kulturelle Modernisierung erscheint so als viel zu gefährlich, ja, sie gerät in den Verdacht, ein Bestandteil der Katastrophenpolitik linker Intellektueller zu sein mit dem Ziel, das Ganze endgültig in die Krise zu treiben, um dann selbst die Herrschaft übernehmen zu können.“ (S. 40) Nach Schnädelbach entstehen Innovationen jedoch auch im kulturellen Bereich. Solche Innovationen können mit einem „Wertewandel“ einhergehen, deren kulturelle Folgen z.T. auch mittels Erkenntnissen der technologischen Wissenschaften „kompensiert“ werden.⁷⁴ Diese verfügen damit auch über ein Kompensationsvermögen. Indem Marquard die kulturelle Modernisierung verneint, engt er den Kulturbegriff auf die „Konservierung“ der „Kulturgüter“ ein. Was Kultur ist, wird somit nicht deskriptiv wahrgenommen, sondern normativ bestimmt.

Demgegenüber plädiert Schnädelbach für ein komplexeres Kompensationsmodell, dessen Voraussetzung er in der Präzisierung bzw. Ausweitung des Kulturbegriffes sieht. Schnädelbach unterscheidet „KULTUR“ als „Inbegriff der menschlichen Lebenswelt im Unterschied zur Natur, aus der der Mensch heraustrat, als er Mensch wurde“ (S. 41) und „Kultur“ als einen „Teilbereich der menschlichen Lebenswelt, der sich von Technik, Wirtschaft, politischem System etc. auch unterscheiden läßt; so gesehen ist das mit ‚Kultur‘ zu Bezeichnende ein Teilsystem der KULTUR“ (S. 41). Während der Kulturkonservatismus die Technologien von ihren Folgen („Modernisierungsschäden“) entlastet, verlangt dieser komplexe Kulturbegriff, der die gesamte menschliche Lebenswelt umfaßt, auch die Legitimation technisch-wissenschaftlicher Innovationen. Kompensation und Innovation sind so Leistungen, die von beiden (Wissenschafts-)Kulturen erbracht werden und auch erbracht werden müssen.

Demnach sieht Schnädelbach einen Legitimationsbedarf der Geisteswissenschaften *und* der experimentellen Wissenschaften in der Moderne. Ein komplexeres Kompensationsmodell legitimiert Innovation („kulturelle Modernisierung“) und damit das Überschreiten des traditionellen historisch-hermeneutischen Selbstverständnisses auch für die Geisteswissenschaften. Dafür

⁷⁴ Schnädelbach verweist in diesem Zusammenhang auf die technologische „Kompensation“ in der Bekämpfung der Krankheit Aids, deren Ausbreitung u.a. eine Folge kultureller Modernisierung – der sog. „sexuellen Revolution“ – war. Vgl. Schnädelbach (1988: 41).

muß die normative *kulturkonservative* Festlegung und die Forcierung der *Zwei-Kulturen-These* zugunsten eines umfassenden Kulturbegriffes aufgegeben werden, der beiden Wissenschaftskulturen kompensierende und innovative (*kulturrevolutionäre*) Funktionen zuweist.

1.2.2 Geisteswissenschaften als „Kulturwissenschaften“

1991 veröffentlichten Frühwald/Jauß/Koselleck/Mittelstraß/Steinwachs⁷⁵ ihre Untersuchungsergebnisse zu Leistungsfähigkeit, Legitimation und zukünftiger Rolle der geisteswissenschaftlichen Forschung „im Wissenschaftssystem und über dieses hinaus“ (S. 9). Die Autoren gelangen aufgrund ihrer Analysen zu dem Schluß, daß die Perspektiven der Geisteswissenschaften in ihrer Neubestimmung als „Kulturwissenschaften“ liegen.⁷⁶

Die kulturelle Form der Welt

Voraussetzung für die Modellierung als „Kulturwissenschaften“ ist nach Mittelstraß – im Anschluß an Schnädelbach – die Entwicklung eines übergreifenden Kulturbegriffes, der den Geisteswissenschaften die Funktion zuweist, die Kultur als Ganze – und damit auch die Naturwissenschaften – zu reflektieren: „Die Geisteswissenschaften beziehen sich forschend, analysierend, beschreibend nicht nur auf ein kulturelles Teilsystem, sie vermitteln auch nicht nur affirmativ und ‚kompensierend‘ Modernisierungsprozesse ihnen fremder Art; ihre Optik geht vielmehr auf das *kulturelle Ganze*, auf Kultur als Inbegriff der menschlichen Arbeit und Lebensformen, naturwissenschaftliche und andere Entwicklungen eingeschlossen, auf die *kulturelle Form der Welt*.“ (S. 40/41, kurs. im Orig.) Eine solche Bestimmung der Geisteswissenschaften wendet sich nach Mittelstraß gegen deren Bestimmung als „Kompensationswissenschaften“, die über die Zerlegung der Wissenschaften an den „Mythos von den zwei Kulturen“ (S. 31) anschließt und auf diese Weise zu einer „Verzweigung“ (S. 40) der Geisteswissenschaften führt: „Shakespeare gelesen zu haben, so Snows provozierendes

⁷⁵ Das Forschungsprojekt wurde auf Anregung des Wissenschaftsrates und der Westdeutschen Rektorenkonferenz vom 1.2.1987 bis zum 30.3.1990 mit Mitteln des Bundesministers für Forschung und Technologie an der Universität Konstanz durchgeführt. Vgl. auch das Bielefelder Forschungsprojekt (Weingart u.a. 1991), mit dem die Konstanzer Projektgruppe in Verbindung stand, sowie die vorab publizierten und als Sonderdruck über das Bundesministerium für Forschung und Technologie zu beziehenden konkreten Empfehlungen: Geisteswissenschaften heute: Empfehlungen. Vgl. Frühwald u.a. (1991: 7 und 13).

⁷⁶ Auch Prinz/Weingart (1990: 13 und 20/21) konstatieren die Entwicklung zu einer „Allgemeinen Kulturwissenschaft“, die etwa auch nichtsprachliche menschliche Äußerungen einbezieht, insbesondere in den „kleinen“ Sprach- und Kulturwissenschaften, aber auch in den Geisteswissenschaften.

Beispiel, ist Kultur, den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zu kennen, offenbar nicht.“ (S. 24) Dadurch werden die Geisteswissenschaften entweder in die Rolle von „*Entspannungswissenschaften*“ (S. 33, kurs. im Orig.) mit ablenkender, unterhaltender, entlastender Funktion oder in die Rolle von „*Akzeptanzwissenschaften*“⁷⁷ (S. 33, kurs. im Orig.) mit affirmativer Funktion gedrängt. Beide Rollen forcieren nach Mittelstraß deren Marginalisierung: „Weiter, so scheint es, waren die Geisteswissenschaften konzeptionell von den Ideen der Aufklärung, die selbst in einem starken Maße wissenschaftsorientiert war, nie entfernt.“ (S. 33) Beide Rollen führen auch zu einem Verzicht der Geisteswissenschaften „auf jede systematische Funktion bei der Weiterentwicklung rationaler Kulturen“ (S. 34). Nach Mittelstraß benötigt die Moderne aber gerade die „*argumentative* und *konstruktive* Kraft des Denkens“ (S. 34, kurs. im Orig.). Im Anschluß an ihre aufklärerische Tradition müssen die Geisteswissenschaften daher „selbst *deuten, erklären, argumentieren* und *konstruieren*“ (S. 34, kurs. im Orig.) und ihre hermeneutisch-historische Ausrichtung um die kritische Reflexion von Gegenwart und Zukunft erweitern: „Neben die gewiß berechtigte Aufgabe, ins Bewußtsein zurückzuführen, zu vergegenwärtigen, was war, hat die Aufgabe zu treten, kritisch zu bedenken, was ist, und vorauszudenken, ins Auge zu fassen, was sein wird und was sein soll. Im *Nachdenken* und *Vorausdenken* könnte die eigentliche Kraft der Geisteswissenschaften liegen.“ (S. 34/35, kurs. im Orig.) Eine solche Modellierung erscheint auch wegen der Nichtangemessenheit der Zweiteilung in erklärende und verstehende Wissenschaften als möglich: „Wie die Geisteswissenschaften nicht auf eine ‚Methode‘ festgelegt sind, die sie vermeintlich auf immer und ewig von den anderen Wissenschaften trennt, so auch nicht auf die Funktion von Forschung, die nur Entwicklungen folgt, sie nicht zu beeinflussen vermag. Dies ist, gegen die Kompensationstheorie gewendet, z.B. von Tugendhat in die Formel gebracht worden, daß die Geisteswissenschaften die Moderne nicht kompensieren, sondern sie *vollziehen* (...). In diesem Sinne sind auch sie Teile eines Prozesses, den man seit dem Beginn der Moderne die Aufklärung nennt.“ (S. 41, kurs. im Orig.) Auch die Bestimmung der Geisteswissenschaften als „Orientierungswissenschaften“ (S. 36) ist diesen nicht zuträglich. Mit dieser Funktionszuschreibung wird ihnen eine Last aufgebürdet,

⁷⁷ Die Bezeichnung der Geisteswissenschaften als „Akzeptanzwissenschaften“ oder „Diskussionswissenschaften“ geht auf Späth zurück: Krauß, Henning/Späth, Lothar/Zimmerli, Walther Ch.: Der Ruf nach den Geisteswissenschaften, Tutzing Materialien Nr. 40, Tutzing 1987, S. 32 ff. Vgl. Weingart u.a. (1991: 33 ff.), wo weitere Marksteine dieser wissenschaftspolitischen Diskussion rekapituliert werden. Für Weingart u.a. (1991: 53) gebührt der Kompensationsthese immerhin das Verdienst, die Geisteswissenschaften auf die „Tagesordnung der Wissenschaftspolitik“ gesetzt zu haben. Vgl. dazu auch Frühwald (1991: 89).

die zur Überforderung führt. Orientierung ist die Aufgabe aller Wissenschaften: „Orientierung setzt Wissen voraus, aber Wissen (in Wissenschaftsform) ersetzt nicht Orientierung. So mögen wir noch so viel über die molekulare, intrazelluläre, organismische und ökologische Struktur des Lebens wissen; wie wir unser Leben begreifen und wie wir leben sollen, wissen wir deshalb noch lange nicht.“ (S. 37/38) Daß sich die Geisteswissenschaften auf der „Rückseite jener vielbeschworenen Modernität“ (S. 15) befinden, während die Natur- und Ingenieurwissenschaften den Fortschritt produzieren und die Sozialwissenschaften den Fortschritt erheben, stellt nach Mittelstraß eine „Fehleinschätzung“ (S. 15) dar. Die Aufgabe der Geisteswissenschaften ist vielmehr, den „Ort“, an dem sich moderne Gesellschaften ein Wissen von sich selbst in Wissenschaftsform verschaffen“ (S. 39), zu bilden.

Interdisziplinarität

Mit der Ausweitung des Kulturbegriffes gehen die Autoren davon aus, daß die beiden historisch entstandenen Wissenschaftskulturen als „Ausdruck *einer* Kultur“ (S. 25, kurs. im Orig.) zu sehen sind. Modernisierung setzt deshalb den Blick auf das „kulturelle Ganze“ voraus: „Keine Ausdifferenzierung kann verhindern, daß die eine Erfahrungswelt der Menschen auch wissenschaftstheoretisch interfakultative Zusammenhänge hypostasieren muß, um Erkenntnisfortschritte zu erreichen oder Anwendungsbereiche erfolgreich abzustecken.“⁷⁸ Diesen Blick müssen die Geisteswissenschaften als „Kulturwissenschaften“ einnehmen. Die zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften gezogene Grenze stellt nach Mittelstraß lediglich eine „*kulturelle* Grenze“ (S. 24, kurs. im Orig.) dar, die historisch entstanden, aber nicht naturgegeben ist. Das Wissenschaftssystem bzw. die Einheit der Wissenschaft ist somit „regulierbar“: „Die Rede von einem System der Wissenschaft, an dessen Rand die Geisteswissenschaften vermeintlich sitzen, oder von der Einheit der Wissenschaft, zu der auch die Geisteswissenschaften irgendwie gehören, bringt mehr Probleme als Klarheit. Nur als ein regulativer Begriff ist der Begriff des Systems oder der Begriff der Einheit, auf die Wissenschaften angewendet, ein sinnvoller Begriff.“ (S. 23). Die Teilung in zwei Wissenschaftskulturen sowie die Zersplitterung der philosophischen Fakultät durch die Fragmentierung und Verselbständigung ihrer Fächer und Disziplinen im Zuge ihrer Professionalisierung und Spezialisierung erscheint so nicht als Zwangsläufigkeit, auch wenn die Wiederherstellung der philosophischen Fakultät nicht das Ziel sein kann. Vielmehr ist die Herstellung von

⁷⁸ Vgl. auch Koselleck, Reinhart: *Wie sozial ist der Geist der Wissenschaften?*, S. 112-141; in: Frühwald u.a. (1991: 119).

„Zusammenhängen“ erforderlich. Daß hierfür insbesondere die Geisteswissenschaften geeignet sind, zeigt Jauß an deren spezifischen integrativen, dialogischen und grenzüberschreitenden Eigenschaften, deren Erneuerung den Blick auf das „kulturelle Ganze“ ermöglichen. In dieser Situation erscheint Jauß „der Streit, ob ihre Angewiesenheit auf Dialog und Kooperation besser als Intra-, Inter-, Multi- oder Transdisziplinarität zu bestimmen sei, (...) als ein Streit um Worte“ (S. 66).⁷⁹ Jauß sieht über ihre traditionelle Legitimation – „die Bewahrung kulturellen Erbes“ (S. 10) – hinaus die Funktion der Geisteswissenschaften darin, ihren Beitrag zum „Problem einer Reintegration der technologischen Zivilisation in die gesellschaftliche Kultur der Zukunft“ (S. 70) zu leisten, etwa in Form einer „*historischen Anthropologie*“ (S. 71, kurs. im Orig.), die sich der interkulturellen Kommunikation und den Medientechnologien gleichermaßen öffnet. Dafür sollten sich die Geisteswissenschaften als „Kulturwissenschaften“ modernisieren. Koselleck zeigt die anthropologischen und kulturwissenschaftlichen Gemeinsamkeiten der Geisteswissenschaften mit den sich aus diesen historisch herausgelösten Sozialwissenschaften auf. Bei diesem Ausdifferenzierungsprozeß ging die einheitsstiftende Kraft des Geistbegriffes verloren. Auch wenn er unter Dilettantismusverdacht⁸⁰ steht, eignet sich der Begriff der Kultur nach Koselleck besonders gut, die „gemeinsamen Herausforderungen der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften, unter Einschluß naturwissenschaftlicher Fragestellungen, zu thematisieren“ (S. 12), da er in der Lage ist, übergreifende Zusammenhänge in den Blick zu nehmen. Auch die Medien sollen von der neuen „Kulturwissenschaft“ einbezogen werden. Nach Steinwachs wurden die Medien von den Geisteswissenschaften bislang fast ausschließlich unter kulturkritischer Perspektive gesehen. So habe die „Frankfurter Schule“ mit Adorno und Horkheimer an den Medien ihre manipulatorische Funktion moniert und sie als „Unkultur“ eingeordnet, und Enzensberger die gesellschaftliche Funktion bspw. des Fernsehens in der „Domestizierung der Zuschauer“⁸¹ entdeckt. Diese Perspekti-

⁷⁹ Die Forderung nach Interdisziplinarität wurde bereits in den 70er Jahren erhoben: „Forschung und Lehre streben auseinander, und nicht einmal die Lehrerbildung kann man als integriert bezeichnen: die Vertreter der Fachwissenschaften wissen kaum noch, was in der Pädagogik geschieht, und die Pädagogen verlieren den Kontakt mit dem, was in den Fachwissenschaften erörtert wird. Die Zerschlagung der Philosophischen Fakultäten und die Aufgliederung in Fachbereiche, in universitäre Kleinstfamilien, ist in ihren Folgen für die geisteswissenschaftlichen Fächer unabsehbar.“ Vgl. Müller-Seidel, Walter: Die Erforschung der deutschen Literatur. Zur Situation in einem sogenannten Massenfach, S. 137-152; in: Flahar/Lobkowitz/Pöggeler (1978: 152).

⁸⁰ Vgl. zum Dilettantismus-Vorwurf Kap. 2 und 3 dieser Arbeit.

⁸¹ Steinwachs, Burkhardt: Geisteswissenschaften und Medien, S. 142-159; in: Frühwald u.a. (1991: 153).

ven verhinderten nach Steinwachs eine „vorbehaltlose geistes- und kulturwissenschaftliche Erforschung der neuen Medien für mehr als eine Generation“ (S. 153). Dagegen habe Benjamin in den Medien ein Mittel der Demokratisierung und Teilhabe auch der „Ungebildeten“ an politischen und kulturellen Prozessen erkannt. Steinwachs sieht daher die Notwendigkeit der Erforschung der Massenmedien in Form einer Medienwissenschaft: „Eine Medienwissenschaft, die die Kultur der Kommunikation in ihren Strukturen und Funktionen, ihrer Wirkung und Geschichte erforscht, wäre ein Beispiel für die Neubildung einer Wissenschaft aus dem Überschreiten gewachsener Disziplingrenzen und zugleich für die kulturwissenschaftliche Neuorientierung der Geisteswissenschaften.“ (S. 159)

Resümee: Frühwald u.a. teilen die Kritik Schnädelbachs an der „Kompensationsthese“ Marquards. Dabei faßt Schnädelbach die kulturkonservative Festlegung der Geisteswissenschaften unter Aufrechterhaltung der These von den zwei Kulturen durch Marquard als deren kulturpolitische Instrumentalisierung zur Stabilisierung der vom technologischen Fortschritt geprägten Moderne auf und stellt dem ein komplexeres – kulturelle Modernisierung einschließendes – Kompensationsmodell gegenüber. Dagegen hatte Frühwald – wie oben erwähnt – die „wissenschaftspolitische“ Forderung an die Geisteswissenschaften ausgemacht, sich – zuungunsten der eigenen Paradigmen bzw. Wissenschaftskultur – an den (modernen) Paradigmen der experimentellen Wissenschaften zu orientieren. Um die Legitimationskrise der Geisteswissenschaften zu bewältigen, schlagen Frühwald u.a. (im Anschluß an Schnädelbach) eine Neubestimmung der Geisteswissenschaften als „Kulturwissenschaften“ vor, die die Perspektive auf die *kulturelle Form der Welt* richtet. Damit wird mit Tugendhat und dessen Anschluß an die aufklärende Funktion der Geisteswissenschaften die Reflexion beider im 19. Jh. entstandenen Wissenschaftskulturen – der geisteswissenschaftlich-humanistischen und der naturwissenschaftlich-technischen – eingefordert. Die Ausweitung des Kulturbegriffes auf das „kulturelle Ganze“ intendiert zugleich die Überwindung des Dualismus von „Zivilisation“ und „Kultur“, indem sich die „Kulturwissenschaften“ über die Pflege der traditionellen „Kulturgüter“ hinaus der „anderen“ Wissenschaftskultur öffnen. *Interdisziplinarität* stellt so das Mittel dar, der gegenwärtigen Legitimationskrise der Geisteswissenschaften abzuhelpen. Die „Denkschrift“ Frühwalds u.a. läßt jedoch offen, wie diese „Öffnung“ aussehen soll, also ob die „Kulturwissenschaften“ lediglich die naturwissenschaftlich-technischen Entwicklungen – die „Zivilisation“ – (mit-)reflektieren oder sich selbst an den natur- und sozialwissenschaftlichen Para-

digmen orientieren sollen. Denkbar ist auch – wie dies Cassens (1988)⁸² vorgeschlagen hat – die fächerübergreifende Zusammenarbeit mit den naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen oder – wie dies Lämmert (1985: 22)⁸³ vorgeschlagen hat – der Import geisteswissenschaftlicher Inhalte in Studiengänge der „hard sciences“ im Sinne eines geisteswissenschaftlichen Propädeutikums für Studierende aller Fachgebiete.

Die nähere Betrachtung beider Modelle hat gezeigt, daß Marquard und Frühwald u.a. präskriptiv verfahren. Sowohl die Festlegung der Geisteswissenschaften auf eine „kompensierende“ Funktion durch Marquard, der sich selbst als „Modernitätstraditionalist“ (1986: 105) bezeichnet, als auch die Ausweitung des Kulturbegriffes zum Zwecke der Wiederherstellung einer *Einheit der Wissenschaft* durch Frühwald u.a. normieren das, was Kultur in der Moderne sein soll, wobei Marquard die Kultur „konserviert“, während Frühwald u.a. das „idealistische Erbe“ (1991: 16) der Geisteswissenschaften zu überwinden suchen.⁸⁴ Deskriptiv geht lediglich Schnädelbach vor, wenn er die Funktionen von Kultur und Zivilisation in der Moderne als jeweils kompensatorisch *und* innovativ ausweist. Läßt Marquard den technologischen Fortschritt unhinterfragt bzw. vertraut auf dessen Selbstregulation, versuchen Frühwald u.a. eine (auch modernitätskritische) Regulierung über den – die Naturwissenschaft und Technik mit einbeziehenden – Begriff der „Kulturwissenschaft“. Zugleich wird dabei der Versuch unternommen, die traditionellen Geisteswissenschaften zu modernisieren und damit *Zukunftsfähigkeit* zu signalisieren.

Die Entwicklung zweier Wissenschaftskulturen („soft sciences“ contra „hard sciences“) in den Geisteswissenschaften hat auch Folgen für die Germanistik

⁸² Cassens, Johann-Tönjes: Einleitendes Statement zu: Wie unvermeidlich sind die Geisteswissenschaften? Rundgespräch über die wissenschaftstheoretischen und die wissenschaftspolitischen Perspektiven der Geisteswissenschaften, S. 276-281; in: Ermert/Gürtler (1988). Vgl. auch Weingart u.a. (1991: 34).

⁸³ Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

⁸⁴ Vgl. Bollenbeck, Georg: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a.M./Leipzig 1994, S. 310 ff. Bollenbeck hat die Verwendungsgeschichte der Begriffe „Kultur“ und „Bildung“ vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zu Marquards Kompensationstheorie untersucht. Dabei zeigt er die spezifisch deutsche semantische Verknüpfung der beiden Begriffe zu einem „Deutungsmuster“ („Kultur“ als Medium der „Bildung“) auf, das als sprachliche Repräsentation historischer Konstellationen politisch – sei es in kulturkonservativer oder in kulturrevolutionärer Perspektive – in Anspruch genommen wurde. Dieses Deutungsmuster funktioniere zwar heute nicht mehr, Bollenbeck kommt aber zu dem Schluß, daß „mit der erledigten Geschichte des Deutungsmusters (...) die Idee der ‚Bildung‘ und ‚Kultur‘ noch nicht erledigt sein“ (S. 312) muß. Insofern in der vorliegenden Arbeit das Selbstverständnis der Germanistik Gegenstand der Analyse ist, wird auch die aktuelle Verwendung dieses Deutungsmusters (mit-)untersucht.

gezeitigt, die ihren Wissenschaftsbegriff immer wieder an den „objektiven“ Wissenschaften gemessen hat. Das Obsoletwerden des traditionellen Bildungsbegriffes in einer hochtechnologisierten Welt und die Abhängigkeit des Faches von einer Bildungspolitik, die auf Modernisierung der Geisteswissenschaften und ihrer Studiengänge drängt, wirken sich dabei auf eine Disziplin aus, die durch ihre eigene Geschichte geprägt ist. Diese historischen Voraussetzungen der Germanistik als einer (National-)Philologie sollen im Folgenden kurz skizziert werden.

2. Die Situation in der Germanistik: Germanistik und Politik

Fachgeschichtsforschung dient nach Kolk (1994: 114)⁸⁵ dazu, „den aktuellen Diskussionen der Disziplin zu nützen, ihre Selbstverständigung zu erleichtern und zu nuancieren“. Der Blick auf die Forschungen zur Geschichte der Germanistik macht eine bemerkenswerte Gespaltenheit deutlich. Auf der einen Seite zeigt sich in den Arbeiten von Fohrmann/Voßkamp u.a. eine zumeist *unpolitische* Universitätsgermanistik des 19. Jhs., die sich vornehmlich in ihrem eigenen esoterischen Zirkel bewegt und ihren wissenschaftlichen Professionalisierungsansprüchen zu genügen trachtet, auf der anderen Seite gewinnt in den Arbeiten etwa von Müller, Röther und Janota eine *politische* Germanistik Profil, die auch Legitimationsansprüchen seitens exoterischer Kreise nachzukommen versucht. Die Geschichte des Faches ermöglicht also offensichtlich die Übernahme beider Perspektiven für ihre Erforscher: Gezeigt werden kann eine unpolitische *und* eine politische Germanistik. Die Rekapitulation des Forschungsstandes zur Fachgeschichte verdeutlicht so, wie die Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur immer wieder ihre wissenschaftlichen Maßstäbe einerseits und ihre Bezüge zu außerhalb der Wissenschaft liegenden Bereichen andererseits ausgehandelt hat. Dieser Aushandlungsprozeß über das unpolitisch-politische Selbstverständnis des Faches setzt sich bis heute fort.

Habermas (1999: 36)⁸⁶, der 1996 zum 150. Jahrestag der ersten Germanistenversammlung in Frankfurt deren politisches Selbstverständnis zu klären versuchte, verweist auf die unpolitische Universitätsgermanistik, die „sich während des ganzen 19. Jahrhunderts gegen gesellschaftliche Imperative eher abgeschirmt (hat; U.S.). Im Verhältnis zur Forschungsorientierung waren die Leistungsbezüge zum Beschäftigungs- und Bildungssystem sowie zur lesenden und politischen Öffentlichkeit kaum entwickelt, jedenfalls unausgeglichen. Funktionen der Berufsvorbereitung, der Allgemeinbildung und der öffentlichen Selbstverständigung hat die Germanistik nur unzureichend erfüllt.“ Die Verwissenschaftlichung diene nach Habermas auch der Funktion, ein Schutzschild gegen exoterische „Leistungsanfragen“ seitens der Schule oder der Öffentlichkeit auf-

⁸⁵ Kolk, Rainer: Liebhaber, Gelehrte, Experten. Das Sozialsystem der Germanistik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, S. 48-114; in: Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, Weimar 1994.

⁸⁶ Habermas, Jürgen: Was ist ein Volk? Bemerkungen zum politischen Selbstverständnis der Geisteswissenschaften im Vormärz, am Beispiel der Frankfurter Germanistenversammlung von 1846, S. 23-39; in: Fürbeth, Frank/Krügel, Pierre/Metzner, Ernst Erich/Müller, Olaf (Hrsg.): Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996), Tübingen 1999.

zubauen.⁸⁷ Nach Habermas (1999: 35) hat „gerade diese unreflektierte Wissenschaftlichkeit (...) das Fach vor falscher Politisierung nicht geschützt“. Damit zeigt die Germanistik des 19. Jhs. ihr *Doppelgesicht*. Die Wissenschaft mußte ihr Verhältnis zur (Tages-)Politik immer wieder neu bestimmen. Daß sie ihre politische Rolle – auch im 20. Jh. – teils emphatisch angenommen („Göttinger Sieben“; „1968“), teils ebenso emphatisch abgelehnt hat („Lachmann-Schule“; „Werkimmanenz“), scheint für eine große Ambivalenz der Germanistik zum Politischen zu sprechen. Aber auch als apolitische (Elfenbeinturm-)Wissenschaft kann sich das Fach der Inanspruchnahme durch ihr äußerliche Interessen kaum entziehen.

Bevor im 3. Kap. der Diskurs zur Germanistik nach 1966/68 vor dem Hintergrund jüngerer Entwicklungen beleuchtet wird, sollen zunächst die beiden oben genannten Perspektiven nachgezeichnet werden, um ein Bild von den seit ehemals divergierenden Seiten der Germanistik zu erhalten.

2.1 Geschichte der Germanistik: Entstehungsgeschichte

Ende der 80er Jahre stellte Voßkamp (1987: 1)⁸⁸ fest, daß „die Geschichte der Deutschen Philologie (...) bisher ungeschrieben geblieben ist“, und fügte hinzu, daß „das Fach Germanistik seiner Geschichte weder einen institutionellen oder wissenschaftssystematischen Ort innerhalb seiner Disziplin zugewiesen noch eine Fachgeschichte hervorgebracht hat“. Mittlerweile liegen zur Geschichte der Germanistik⁸⁹ – neben früheren ideologiekritischen Untersuchungen⁹⁰, die ihrer-

⁸⁷ Vgl. Habermas (1999: 36).

⁸⁸ Voßkamp, Wilhelm: Für eine systematische Erforschung der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, S. 1-6; in: Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft, Stuttgart 1987 (= Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 61, Sonderheft 1987).

⁸⁹ Die Begriffe „Germanistik“ und „deutsche Philologie“ werden in dieser Arbeit synonym verwendet. Der Begriff „deutsche Philologie“ wurde im 19. Jh. als Universitätsfachbezeichnung häufiger gebraucht als der Begriff „Germanistik“. Vgl. Meves, Uwe: Zum Institutionalisierungsprozeß der Deutschen Philologie: Die Periode der Lehrstuhlerichtung, S. 115-203; in: Fohrmann/Voßkamp (1994: 116). Vgl. auch ders.: Die Gründung germanistischer Seminare an den preußischen Universitäten (1875-1895), S. 69-122; in: Fohrmann/Voßkamp (1987). Zum Begriff „Germanist“, vgl. Meves, Uwe: Zur Namensgebung „Germanist“, S. 25-47; in: Fohrmann/Voßkamp (1994). Meves weist darauf hin, daß es sich bei der Auffassung, der Begriff „Germanist“ sei auf der Germanistentagung 1846 in Frankfurt am Main durch Jacob Grimm als Fachbezeichnung für die Erforscher des deutschen Rechts, der deutschen Geschichte und der deutschen Sprache/Philologie eingeführt worden, um eine germanistische Legendenbildung handelt. Vgl. dazu Grimm, Jakob: Einleitender Vortrag des V o r s i t z e n d e n über den Namen der Germanisten, S. 58-62; in: Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am Main am 24., 25. und 26. September 1846, Frankfurt am Main 1847. So wurde

seits eine heroisierende Wissenschaftsgeschichtsschreibung ablösen⁹¹ – umfangreiche und detaillierte jüngere Studien vor, die unter systemtheoretischer Perspektive⁹² verschiedene Aspekte der Fachentstehung und -entwicklung beleuchten.⁹³ Unter Bezugnahme auf die Ergebnisse dieser beiden Forschungsrichtungen soll im Folgenden die Geschichte der Germanistik, insbesondere in ihrem Verhältnis zur Politik, kurz skizziert werden.

2.1.1 Die ideologiekritische Perspektive

Zwischen Patriotismus und Nationalismus

Janota (1980) hebt die politische Rolle der Germanisten während des 19. Jhs. hervor. Für deren politische Auffassung konstatiert er zwischen dem Beginn des 19. Jhs. und der Reichsgründung 1871 einen wenn auch allmählichen, doch ent-

etwa der Begriff – wie auch der Begriff „Germanistische Studien“ – bereits vorher auch für die deutsche bzw. „germanische“ Philologie verwendet und danach – von Jacob Grimm – auch nur für das Recht, vgl. S. 32, S. 34 und S. 39. Ungeklärt ist bislang das erste Auftreten der Bezeichnung „Germanistik“ für das Fach, vgl. S. 46. Zu den unterschiedlichen Bestimmungen der im Gegensatz zur klassischen oder orientalischen Philologie eingeführten „modernen Philologie“ (germanischen, romanischen und slavischen), die zwischen der Erforschung von Sprache und Literatur oder der gesamten Kultur angesiedelt wird, vgl. S. 37. Dergleichen finden sich auch Kontroversen bezüglich der „deutschen Philologie“ als „Altertumswissenschaft“ oder Wissenschaft, die bis in die Gegenwart hineinreicht, vgl. S. 45/46.

⁹⁰ Vgl. Müller, Jörg Jochen (Hrsg.): Germanistik und deutsche Nation 1806-1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewusstseins, Stuttgart 2000 (ersch. 1974). Röther, Klaus: Die Germanistenverbände und ihre Tagungen, Köln 1980. Janota, Johannes (Hrsg.): Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810-1870, Tübingen 1980 (= Texte zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik III). Rosenberg, Rainer: Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe, Berlin 1987 und ders.: Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung, Berlin 1981.

⁹¹ Vgl. Kolk, Rainer: Fachgeschichtsforschung als historische Selbstreflexion in der Germanistik, S. 217-226; in: Janota (1993: Bd. 2, hier S. 221).

⁹² Vgl. Fohrmann/Voßkamp (1994). Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, München 1991. Darin bietet Voßkamp einen Überblick über die bisherige Fachgeschichtsforschung, vgl. Voßkamp, Wilhelm: Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik, S. 17-28. Fohrmann, Jürgen: Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptuelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, S. 110-125; in: IASL, 16, 1991. Fohrmann/Voßkamp (1987).

⁹³ Vgl. zur Geschichte der Germanistik auch: Hermand, Jost: Geschichte der Germanistik, Reinbek 1994. Weimar, Klaus: Über das derzeitige Verhältnis der deutschen Literaturwissenschaft zu ihrer Geschichte, S. 149-156; in: IASL, 16, 1991 und ders.: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, München 1989. Bahner, Werner/Neumann, Werner (Hrsg.): Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung, Berlin 1985. Wyss, Ulrich: Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus, München 1979.

scheidenden Wandel. Der Patriotismus der Anfangszeit hatte sich in Anbetracht der politischen Situation – 1806 war das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ aufgelöst worden, die napoleonische Herrschaft sollte bis 1813/15 andauern – über das Streben nach nationaler Einheit erhalten. Die Freiheitskriege hatten zwar den Sieg gegen Frankreich, nicht aber die Einheit gebracht. So sollte die deutsche Nation wenigstens sprachlich und kulturell existieren. Diese Rolle, die „Sprachnation“ zu befördern, machten sich die Germanisten zu eigen und agierten damit explizit politisch. Dabei diente ihnen die deutsche Sprache und Literatur zur Begründung der politischen Nation.⁹⁴ Nach dem Scheitern der Julirevolution 1830 und der Frankfurter Nationalversammlung 1848 kam zwar mit der Reichsgründung 1871 auch die staatliche Einigung.⁹⁵ Die Ziele der Anfänge waren damit aber nicht eigentlich verwirklicht. So war nach Janota (1980: 31) das Streben nach nationaler Selbständigkeit – unterfüttert von einem „politischen Germanismus“ – umgeschlagen in einen Kampf um nationale Vorherrschaft. Mit dem Nationalismus wurde die patriotische Idee der „Sprachnation“ deformiert. Janota (1980: 19) kommt zu dem Schluß: „Ziele dieser Nationalismus (nach der Reichsgründung; U.S.) auf eine Vormachtstellung Deutschlands unter den europäischen Mächten, so richtete sich der Patriotismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum einen gegen die Vorherrschaft Frankreichs in Europa und insbesondere gegen die napoleonische Fremdherrschaft in Deutschland, zum andern aber ebenso gegen die deutsche Kleinstaaterei der Fürsten, deren Eigentum die nationale Einigung Deutschlands hinderte und damit die politischen Ziele Napoleons förderte. Vor diesem Hintergrund muß die Rückbesinnung auf eine gemeinsame und damit einigende nationale Tradition gesehen werden, die man – durch die Romantik entscheidend angeregt – vor allem in den gemeinsamen Literatur-, Sprach- und Rechtstraditionen und in der gemeinsamen Geschichte erkannte und die sich auch in der Sektionsbildung der beiden Germanistenversammlungen niederschlug.“

Wegen ihres Widerstandes gegen die Fürsten bestimmt auch Müller (2000) die Germanistik der ersten Hälfte des 19. Jhs. als antifeudale „Form bürgerlicher Opposition“ (S. 5), deren Vertreter zumeist „liberal bis demokratisch-progressiv eingestellt waren. Einzelne versprenkte Reaktionäre meldeten sich erst seit den späten dreißiger Jahren und kurz vor der 48er Revolution dezidiert politisch zu Wort (...). Trotz ideologischer und wissenschaftlicher Differenzen

⁹⁴ Rosenberg (1989: 12) spricht von der „politisch-ideologischen Funktion (der deutschen Literatur; U.S.) bei der Entwicklung eines bürgerlichen Nationalbewußtseins und im Kampf um die nationalstaatliche Einigung“. Nach der Reichsgründung sollte die deutsche Literatur der „wissenschaftlichen Begründung der nationalen Identität“ (S. 13) dienen.

⁹⁵ Vgl. Janota (1980: 3 ff., 13 ff. und 19 ff.).

waren sich die meisten Germanisten in ihrem Ziel einig, und dieses Ziel hieß 'Deutsche Einheit'.“ (S. 44) Damit hatte sich auch nach Müller (2000: 7) die Demokratisierungsbewegung auf die Verteidigung der bürgerlichen Freiheitsrechte gegen die herrschenden feudalen Strukturen sowie auf die Gründung eines deutschen Nationalstaates gerichtet: „Sie (die Germanistik; U.S.) vertritt die Prinzipien der bürgerlichen Revolution: Souveränität des Volkes, radikale Demokratie, Republikanismus und dessen Öffentlichkeitsforderungen. Und das in einem Deutschland, dessen rund 30 Millionen Einwohner kein Wahlrecht hatten; das aus 39 souveränen Staaten zusammengeflickt war, die weitgehend nach feudalabsolutistischer Weise regiert wurden.“ Dabei bot die Vorstellung von der „Sprachnation“ argumentativen Rückhalt.⁹⁶

Auch Röther (1980: 70) sieht die „Rolle der Germanisten als ideologisch-intellektuelle Vorhut des deutschen Bürgertums“ etwa auf dem zweiten Germanistentag in Lübeck.⁹⁷ Nach Röther (1980: 18) hat bereits die „ganze deutsche Öffentlichkeit die (erste; U.S.) Germanistentagung und die politischen Ziele des liberalen Bürgertums in Beziehung zueinander“ gesetzt. Auf den ersten beiden Germanistentagen 1846 und 1847 hatten denn auch genuin (national-)politische Themen – etwa der Schleswig-Holstein-Konflikt oder der Deutsche Zollverein – auf der Tagesordnung gestanden. Nationalistisch wurde die Germanistik erst um

⁹⁶ Dazu Müller (2000: 53, kurs. im Orig.): „Dieser hergebrachte Gedanke der ‚Sprachnation‘ begegnet nun im Zeitalter des Verfalls des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, im Zeitalter der Freiheitskriege und im Vormärz mit auffälliger Häufigkeit, nicht nur bei Schleiermacher und in Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, sondern auch in Gedichten, Reden und Aufsätzen der Arndt, Hoffmann von Fallersleben, Grimm, Zeune und vieler anderer: er ist der zentrale Gedanke der jungen Universitätswissenschaft Deutsche Philologie, genauer: er ist zentraler Gedanke jener bürgerlich-nationalen Bewegung, aus der die neue Wissenschaft entstand.“ Vgl. Müller, Jörg Jochen: Germanistik – eine Form bürgerlicher Opposition, S. 5-112; in: ders. (2000).

⁹⁷ Röther (1980) zeichnet die Organisationsgeschichte der Germanistik anhand ihrer Verbände und Tagungen nach. Auf die „Deutschen Gesellschaften“ folgten die ersten beiden Germanistentage in Frankfurt am Main im Jahre 1846 und in Lübeck im Jahre 1847, die „Germanistische Sektion“ (1861-1934) der 1837 von den klassischen Philologen gegründeten „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“ (zuvor tagten die Germanisten in der „Pädagogischen Sektion“) und der 1912 gegründete „Deutsche Germanisten-Verband“, der im Jahre 1920 in die „Gesellschaft für deutsche Bildung“ überführt und 1949 wiedergegründet wurde. Die „Gesellschaft für deutsche Bildung“ ging 1933 in den „NS-Lehrerbund“ über. Vgl. dazu auch Müller, Jörg Jochen: Die ersten Germanistentage, S. 297-318; in: ders. (2000). 1950 berief der „Deutsche Germanistenverband e.V.“ in München eine „Erste Deutsche Germanistentagung“ ein. 1953 konstituierte sich zu Münster ein „Deutscher Germanisten-Verband“, der sich zur 1912er Tradition bekannte. Dieser Verband tagt seither meist im 2jährigen Turnus bis heute. Die „Internationale Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft“ (IVG) wurde 1955 gegründet.

einiges später, als ihre verbandlichen Institutionalisierungen – wie Röther⁹⁸ gezeigt hat – zunehmend die Rolle ideologischer Wegbereitung für den Faschismus übernahmen.⁹⁹

An drei Zitaten soll exemplarisch der Wandel veranschaulicht werden, den die Idee der „Sprachnation“ nach und nach erfuhr. Den deutschtümelnden, imperialistischen Ton, den die Germanistik gegen Ende des 19. Jhs. und danach immer stärker anschlug, verdeutlicht das folgende Zitat von Heinrich Schenkl aus der Eröffnungsrede zur Versammlung in Graz 1909. Man trieft vor Stolz und ist gewillt, die ganze Welt mit dem eigenen „Volkstum“ zu beglücken. Das Verhältnis zu sich selbst erscheint nahezu narzistisch, obwohl das Gegenteil herausgestrichen wird:

„Und seien sie uns doppelt und dreifach willkommen, liebe Stammesgenossen aus allen Gegenden, in denen man in deutscher Zunge lernt und lehrt! Da so viele Deutsche sich hier vereinigt haben, um das starke geistige Band, das uns alle verbindet, noch fester zu knoten: wen möchte da das Gefühl, ein Deutscher zu sein, nicht erheben und begeistern. Das sei gehalten und geglaubt, wahrlich nicht in eitler Selbstbespiegelung, sondern in dem Bewußtsein, daß wir zum Wohle der ganzen Menschheit tätig sind mit den Kräften die uns der Boden unseres Volkstums zuführt.“ (Schenkl, Heinrich; in: Verhandlungen Graz 1909, S. 2)

Nach dem Scheitern der imperialen Träume im 1. Weltkrieg verändert sich der Ton weiter. Er drückt sich im folgenden Zitat von Andreas Heusler auf der Versammlung in Erlangen 1925 aus. Der deutsche Nationalstolz ist schwer angeschlagen. Die „ererbte Art“ erscheint nun vom Fremden bedroht, womit eine erneute Angriffshaltung legitimiert wird:

„Heute, wo sich der Deutsche geschmäht und verkleinert sieht von gehässigen und unverständlichen Feinden, mag sich wohl die Klage bitterer regen: daß uns fremde Gesittungen in immer neuen Wellen – nicht befruchteten, sondern überrannten; daß wir mit

⁹⁸ Vgl. Röther (1980: 253 ff.).

⁹⁹ Auch Bessling (1997: 224) belegt diese Rolle anhand der Sprengel-Briefe an Panzer und kommt zu dem Schluß, daß der Deutschunterricht anfällig für Ideologien wird, „wo dieser im eigentlichen Sinne verlassen wird, wo er mit anderen Disziplinen im Verein oder mit der Absicht diese zu ersetzen als Kulturwissenschaft in Erscheinung tritt“. Sprengel, der Lehrer am Frankfurter Lessing-Gymnasium war und die „Zeitschrift für Deutsche Bildung“ herausgab, versuchte das Konzept der „deutschen Bildung“ (S. 35 ff.) durchzusetzen. Der Nachlaß mit den Briefen des Verbandsfunktionärs Sprengel an Friedrich Panzer konnte erst 1990 freigegeben werden. Vgl. Bessling, Reiner: Schule der nationalen Ethik. Johann Georg Sprengel: Die Deutschkundebewegung und der deutsche Germanistenverband, Frankfurt a.M. 1997. Vgl. dazu auch Röther (1980: XXII).

zu großen Opfern an ererbter Art das Mitmachen, den Wettbewerb mit den Andern erkaufen!“ (Heusler, Andreas: Von germanischer und deutscher Art. Vortrag, gehalten auf der Philologenversammlung zu Erlangen am 1. Oktober 1925; in: Zeitschrift für Deutschkunde, 39. Jg., 1925, S. 754)

Schließlich übernahm die „Germanistische Sektion“ die nationalsozialistische Weltanschauung. Für deren Leitbilder – wie etwa das unter Berufung auf Tacitus’ „*Germania*“ hochgehaltene sog. „Germanische“ – erkannten sich die Germanisten in besonderem Maße zuständig. Auf der letzten „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“ in Trier forderte man daher,

„das Vielerlei der Gegenstände einem festen, weltanschaulich klaren Sinnbezug zu unterstellen, die überkommenen Werte unserer Bildung in den Blickwinkel des geistigen Umbruchs und völkischer Verantwortung zu rücken, unser Lebensgefühl zu kräftigen im Gedanken ans Germanische.“ (Schmidt, Voigt, H.H.: Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Trier; in: Zeitschrift für Deutsche Bildung, 10. Jg., 1934, S. 630)

Die Sprachnation – Volk oder Bürgertum?

Die Idee der „Sprachnation“ wurde nach Janota (1980) noch auf andere Weise modifiziert. Sie hatte die *sprachliche* Begründung für die nationale Einigung geliefert, wenn etwa Jacob Grimm auf dem ersten Germanistentag 1846 in Frankfurt am Main die Sprache als das „allgemeine uns verknüpfende Band“¹⁰⁰ bestimmte, das das gesamte „Volk“¹⁰¹ einschloß. Nach Wilhelm Grimm ist es die „Sprache, die ein Volk noch zusammen hält, wenn andere Stützen brechen“¹⁰². Diese Konzeption kehrte sich nach Janota im letzten Drittel des 19. Jhs. um.¹⁰³ Richtete sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. das Interesse noch auf die

¹⁰⁰ Grimm, Jakob: Einleitender Vortrag des *V o r s i t z e n d e n* über die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften, S. 11-18; in: Verhandlungen (1847: 11).

¹⁰¹ Grimm (1847: 11) definiert das „Volk“: „(...) was ist ein Volk? (...) ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden.“ Staatsgrenzen sind nach Grimm (1847: 11) deshalb Sprachgrenzen. Er richtet seine Hoffnungen daher auf eine Zukunft, in der „das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrunge ist, seine eigne Sprache allein die Grenze setzen kann.“

¹⁰² Grimm, Wilhelm: Rede des Herrn *W i l h e l m G r i m m* aus Berlin über das deutsche Wörterbuch, S. 114-124; in: Verhandlungen (1847: 123).

¹⁰³ Vgl. Janota (1980: 34 und 54).

Volksüberlieferung¹⁰⁴ oder die deutschen Mundarten¹⁰⁵, so bestimmten zunehmend die Interessen des Bildungsbürgertums die Gegenstände der Disziplin. Worauf weiter unten noch hingewiesen wird, wendete sich etwa Karl Lachmann schon früh der „mittelhochdeutschen Klassik“ zu. Damit war der anfängliche Ansatz eingeeengt worden. Dazu Janota (1980: 22/23, gesperrt im Orig.): „Hier sah man nämlich als zentrale Aufgabe des Fachs die Herausarbeitung einer kulturellen Tradition, die Erbe und Eigentum des g a n z e n Volks war und die eben damit Grundlage für die ausstehende nationale Einigung werden sollte. Damit verbot sich eine Begrenzung des Interesses auf die Kulturtradition ausgewählter Gesellschaftsschichten und Stände, verbot sich etwa im philologischen Bereich eine Fixierung auf `hohe` Literatur und auf Hochsprache.“ Das „Bürgertum“ grenzte sich durch „Bildung“ nach oben gegenüber dem Adel und nach unten gegenüber dem Volk ab. Entsprechend verlagerte die (Universitäts-)Germanistik ihr Schwergewicht von der „Sprachnation“ auf die „Kulturnation“.

2.1.2 Die systemtheoretische Perspektive

Unter systemtheoretischer Perspektive, die die „bisherige fachgeschichtliche Orientierung an der politischen Semantik durch offenere System-Umwelt-Relationen auszutauschen“¹⁰⁶ versucht, beschreiben Fohrmann/Voßkamp (1994: 12) die Fachgeschichte der Germanistik im 19. Jh. als Prozeß zunehmender Ausdifferenzierung und Spezialisierung – Kennzeichen, die auch schon für die Entwicklung der Geisteswissenschaften konstatiert werden konnten.¹⁰⁷ Demnach setzten in der Moderne gesellschaftliche Differenzierungsprozesse ein, die auch das Wissenschaftssystem umgestalteten. Luhmann (1984) spricht vom Wechsel der stratifikatorischen in eine funktional differenzierte Gesellschaft. Für das Wissenschaftssystem bedeutete dies gegen Ende des 18. Jhs. dessen Ausdifferenzierung gegenüber anderen gesellschaftlichen Teilsystemen – der nicht-

¹⁰⁴ Vgl. z.B. „Des Knaben Wunderhorn“ (1805/08) von Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano oder „Deutsche Sagen“ (1816/18) von den Brüdern Grimm. Daß hier z.T. Mythen produziert wurden, wird am Beispiel der „Kinder- und Hausmärchen“ (1812/15) der Brüder Grimm deutlich, die aus dem Stadtbürgertum stammten und auch auf französische Quellen zurückgingen. Vgl. dazu Janota (1980: 27). 1819 brachte Jacob Grimm seine „Deutsche Grammatik“ heraus; das „Deutsche Wörterbuch“ der Brüder Grimm erschien ab 1854.

¹⁰⁵ Vgl. z.B. „Bayerisches Wörterbuch“ (1827/37) von Johann Andreas Schmeller.

¹⁰⁶ Fohrmann, Jürgen: Einleitung: Von den deutschen Studien zur Literaturwissenschaft, S. 1-14; in: Fohrmann/Voßkamp (1994). Die Autoren verweisen auf: Luhmann, Niklas: Theoretische und praktische Probleme der anwendungsbezogenen Sozialwissenschaften, S. 321-334; in: ders.: Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen 1981 und Stichweh, Rudolf: Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740 – 1890, Frankfurt a.M. 1984.

¹⁰⁷ Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit.

wissenschaftlichen Umwelt – und eine Ausdifferenzierung innerhalb des Wissenschaftssystems nach Gegenständen und Methoden (Innendifferenzierung). Damit einher ging die Entwicklung wissenschaftlicher Kriterien in Abgrenzung zu wissenschaftsfremden Kriterien.¹⁰⁸

Differenzierung – Entdifferenzierung

Fohrmann (1994) unterscheidet drei Stufen der Entwicklung. Zunächst wird die „gelehrte“ in die „disziplinäre“ Gemeinschaft überführt. Diese „disziplinäre“ Gemeinschaft differenziert sich anschließend – im Streit um die Nachfolge des „Lachmannschen Erbes“ – intern noch einmal aus. Um die Wende zum 20. Jh. stehen sich schließlich unterschiedliche methodische Konzepte gegenüber.¹⁰⁹ Nach Fohrmann (1994: 1) wurde auf der *ersten Stufe* die ‚`germanistische‘ Wissenschaft“ bis zur Mitte des 18. Jhs. als „*agonales Projekt*“ (kurs. im Orig.) betrieben, mit dem Ziel „in der Querelle der Nationen die Ehre der als Barbaren belächelten Deutschen zu retten“. Die Beschäftigung mit deutscher Sprache und Literatur konzentrierte sich nach Fohrmann (1994: 2) auf die Sammlung von Belegen durch den gelehrten „Literator“: „Mithin gab es keine funktionale Differenzierung, die die Kenntnisse nach autonomen Fächern aufteilen würde, sondern nur die hierarchische Ordnung der oberen und unteren Fakultäten. In diesem Sinne bildete die alteuropäische Gesellschaft sich in ihrem Wissenschaftssystem noch einmal ab.“¹¹⁰

Dies änderte sich mit der *zweiten Stufe*. An die Stelle der (vormodernen) Hierarchie trat um 1800 die autonome Ordnung. Die Disziplinen mußten ihre Differenz zu anderen Disziplinen, das Wissenschaftssystem seine Differenz zu anderen Systemen begründen. Die Differenz zu anderen Fächern wurde etwa durch die Unterscheidung „historisch – nicht historisch“, die Differenz zu anderen Systemen durch die Unterscheidung „Kenner – Dilettant“ gebildet und damit

¹⁰⁸ Vgl. Fohrmann (1994: 3 ff. und 11) und Kolk (1994: 55 und 73). Weimar (1989: 171 ff. und 186 ff.) beschreibt die Entwicklung als Verstaatlichung der Universität und Vergesellschaftung der Wissenschaft. Als Reaktion auf den Verlust ihrer äußeren Autonomie entwickelte die Universität eine innere Autonomie: „Wenn also die Universität zur Staatsanstalt geworden ist, so heißt das doch nur, daß der Staat sich ein eigenwilliges Instrument zur Durchleuchtung seiner selbst und der Gesellschaft angeschafft hatte (...).“ (S. 187) Nach Habermas (1999: 35/36, kurs. im Orig.) wird die wissenschaftliche Arbeit „nach dem Vorbild der modernen Naturforschung von der Systematisierung *bewährten* Wissens auf die methodische Erzeugung *neuen* Wissens umgestellt.“

¹⁰⁹ Vgl. Fohrmann (1994: 1, 3 und 9).

¹¹⁰ Nach Weimar (1989: 192 ff.) gingen die Geisteswissenschaften aus den – vormals als „*Humaniora*“ oder „*Litteratur*“ bezeichneten – „schönen Wissenschaften“ hervor, die im Gegensatz zu den mit der mathematischen Methode arbeitenden „höheren Wissenschaften“ standen.

der innerwissenschaftliche Standard für die disziplinäre Gemeinschaft verhandelt. Fohrmann (1994: 4) dazu: „Eine detailgenaue Geschichtsforschung etwa differenzierte sich so gegen eine überblickshafte Geschichtsdarstellung (Literaturgeschichte) und versuchte, sie ins Lager des ‚nur‘ interessierten Publikums zu überführen; schließlich sonderte sich die vornehmlich an urkundlich bezeugter Geschichte interessierte Geschichtswissenschaft von der im Brennpunkt mit Sprache und Literatur als Gegenstand beschäftigten Philologie ab.“ Dabei wurden auch die als spekulativ markierten *Nationalliteraturgeschichten* in die nichtwissenschaftliche Sphäre verwiesen¹¹¹, deren Kenntnis nun die kulturelle Funktion der Unterscheidung in „Gebildete“ und „Ungebildete“ übernahm.¹¹² Die Rekonstruktion der „Subjektwerdung der deutschen Nation“ (Fohrmann 1989: 152) bzw. der „Entfaltung des *einen* deutschen Nationalcharakters“ (Fohrmann 1994: 589, kurs. im Orig.) für politische Zwecke knüpfte an die agonale Tradition an und zielte auf die Emanzipation von anderen Kulturen bzw. die „Auswicklung“ der eigenen Identität.¹¹³ Ein solches Vorgehen war mit den disziplinären Ansprüchen nicht mehr vereinbar. Demgegenüber wurde die *strenge Methode* Garant für die Wissenschaftlichkeit. Diese – auf Lachmann zurückgehende – Methode beinhaltete nach Fohrmann (1994: 4) eine spezifische Umgangsweise mit den Gegenständen der Philologie: „Grob gesprochen handelt es sich hierbei um einen Werkherstellungsprozeß, der mittels textkritischer Verfahren eine vielfach disparate und immer schon korrupte Überlieferung sondierte und in der Edition eines gereinigten, in sich möglichst homogenen Textes gipfelte.“ Die Aussonderung der mit *deutscher* Sprache und Literatur beschäftigten Philologie als einer „Wissenschaft von der deutschen Nationalliteratur und -sprache“ (Voßkamp 1987: 2) war nach Fohrmann (1994: 5) an bestimmte Voraussetzungen gebunden: „Die Ausgrenzung einer nationalen aus einer allgemeinen Philologie findet zu dem Zeitpunkt statt, an dem behauptet wird, daß

¹¹¹ Vgl. Fohrmann, Jürgen: Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich, Stuttgart 1989 und ders.: Geschichte der deutschen Literaturgeschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Kaiserreich, S. 576-604; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).

¹¹² Vgl. Fohrmann (1994: 597). Zuletzt wurde der Versuch der Schreibung einer deutschen Literaturgeschichte unternommen von Schlaffer, Heinz: Die kurze Geschichte der deutschen Literatur, München 2002.

¹¹³ Vgl. Fohrmann (1994: 584 ff.). Auch nach Weimar (1989: 255/256) bildete die Annahme eines Subjekts der Literaturgeschichte die Voraussetzung für die Nationalliteraturgeschichte: „Gesucht wurde demnach das Subjekt, das der Literaturgeschichte neuen Stils Zusammenhang geben könnte. Nach der Konstituierung des Objekts Literatur war dasjenige Subjekt namhaft zu machen, in dessen Geschichte all die literarischen Werke als produzierte und überlieferte Gegebenheiten (Daten) zu erwähnen wären.“ Dieses Subjekt war die Nation.

diese Qualität (gemeint ist das Ergebnis der Textherstellung; U.S.) ‚vernetzt‘ und von einem nationalen Sinnzusammenhang gesteuert wird. Aus den Texten spräche der ‚Charakter der deutschen Nation‘, und dieser Charakter ergäbe sich ohne alle hermeneutische Interpolation aus der ‚strengen Methode‘ der Philologie.“ In ihrer auf diese Weise hergestellten „authentischen Gestalt“ würden die Texte für sich selbst sprechen, erläuternde oder interpretierende Kommentare wären mithin überflüssig. Dazu Fohrmann (1994: 6): „Interpretationen, die die Texte – von einer These geleitet – einsinnig zu referentialisieren suchen, liegen diesem Konzept von Philologie vollkommen fern.“¹¹⁴ Die Methode Lachmanns definierte sich nicht zuletzt über den Charakter des Forschers.¹¹⁵ „Wahrheit“ sollte sich nach Fohrmann (1994: 7) über die „Wahrhaftigkeit“ des sich an die „strenge Methode“ haltenden Wissenschaftlers einstellen: „Der Leitdifferenz ‚wahr-falsch‘, die das Wissenschaftssystem steuert, soll hier die Unterscheidung von wahrhaftig und nicht-wahrhaftig vorgelagert werden.“ An dieses Postulat war eine Differenzierung nach innen – gegen „falsche“ Wissenschaftlichkeit – und nach außen – gegen die (Leistungs-)Ansprüche der als Umwelt des Wissenschaftssystems geltenden anderen gesellschaftlichen Teilsysteme („Popularisierung“) – geknüpft. Was als wahrhaftig und damit wissenschaftlich zu gelten hatte, wurde jedoch im Fach immer wieder unterschiedlich gesehen. Dazu Fohrmann (1994: 8): „Einmal soll diese Wahrhaftigkeit nur auf der Basis strenger Exklusivität (Lachmann-Schule) oder durch fortschreitende Spezialisierung (Zarncke, Paul, Braune und andere) sich ergeben, ein anderes Mal aber durch größere Öffnung zu Publikum oder Schule (‘Germania‘, ‘Zeitschrift für deutsche Philologie‘, dann auch Scherer und Erich Schmidt) zu erreichen sein. Ob man durch Popularisierung gewinnt oder verwässert, daher besser mehr oder besser weniger kommentiert, ob man Wissenschaft als nationalen Bildungsauftrag oder als strenge Askese versteht: alle diese Fragen gerieten zum Mittelpunkt einer Kontroverse, die im sogenannten ‚Nibelungenstreit‘ ihren nachhaltigsten Ausdruck fand.“

Auf ihrer *dritten Stufe* öffneten sich nach Fohrmann (1994) Teile der germanistischen Wissenschaft seit Mitte der 1880er Jahre neuen Konzepten, die die Fachentwicklung bis heute prägen. Diese Konzepte orientierten sich an „transnationalen“ Kategorien – etwa der Gattung, Stoffen, Formen, Motiven – und stell-

¹¹⁴ Nach Weimar (1989: 239) waren der deutschen Philologie die „interpretatorischen Flügel bis fast zur Untauglichkeit gerupft“.

¹¹⁵ Vgl. Kolk (1994). Vgl. auch ders.: Berlin oder Leipzig. Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im „Nibelungenstreit“, Tübingen 1990 und ders.: Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert, S. 50-73; in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 14, 1989.

ten damit den „nationalen Sinnrahmen“ (S. 10) in Frage¹¹⁶: „So findet die Karriere der Nation ihr vorläufiges Ende. Aus dem durch Arbeitsteilung geborenen nationalen Gliederungsmodell der Polyhistorie und der Philologie war zunächst – durch die Semantisierung der nationalen Ordnungskategorie – ein nationales Sinnkonzept geworden. Dieses Sinnkonzept wird nun durch andere Sinnkonzepte relativiert bzw. zur Disposition gestellt.“ (S. 9) Der Deutungshorizont für Literatur wurde nun etwa in der Bezugnahme auf die sozialen, geistigen oder stammesgeschichtlichen Voraussetzungen ihrer Produktion gesucht. Die jeweiligen Referenzbereiche konkurrierten jenseits nationaler Beschränkungen um den Wahrheitsanspruch. An die Stelle des *einen* Referenzbereiches trat eine Vielzahl. An die Stelle der *einen* – auf Interpretation weitgehend verzichtenden – Methode, um deren Nachfolge sich die diversen „Schulen“ gestritten hatten, trat ein neuer „Methodenpluralismus“ (S. 13).¹¹⁷ Die unterschiedlichen Varianten der Literaturwissenschaft wurden sich gegenseitig zu (beobachtbaren) „Umwelten“.¹¹⁸ Dies hatte auch Auswirkungen auf das wissenschaftliche Ethos. Die „Wahrheit“ der Forschungsergebnisse war nicht mehr an die „Wahrhaftigkeit“ des Forschers, sondern an die „Wissenschaftlichkeit“ seiner Methode geknüpft: „Auf solche Weise geriet die Germanistik zu einer Kette jener *Kommentare*, die von nun an zwischen Vorläufigkeit und Wahrheitsanspruch oszillierten. Jedes literaturwissenschaftliche Konzept, sei es Stammes-, Geistes- oder Sozialgeschichte, sei es die Betonung von Werk, Autor oder später auch Leser, unterstrich seine Geltung in Differenz zu anderen Konzepten.“ (S. 10, kurs. im Orig.) Diese neue – Wahrheitsansprüche relativierende – Stufe der Binnendifferenzierung zog innerhalb des Faches „Literatur-Wissenschaft“ (S. 10) auch einen Zuwachs an Leistungsansprüchen seitens der Gesellschaft nach sich. Damit bewegte sich die Germanistik seit der Weimarer Republik „im Spannungsfeld zwischen moderner Disziplinarität und nationalistischer Einschwörung, zwischen problemgeleiteter Forschung und Dressur der Körper im Rahmen prävolkischer Erziehung“ (S. 11).

In der Aushandlung der System-Umwelt-Grenze von Wissenschaft konkurrieren so die (modernen) Tendenzen zur Spezialisierung und Ausdifferenzierung mit den Tendenzen zur Bewahrung einer – unterschiedlich definierten – „Einheit“ des Faches, die zunehmend nur noch über deren Leistungen für andere gesellschaftliche Teilsysteme hergestellt werden kann. Solche Leistungen bilden sich neben der eigentlichen Funktion von Wissenschaft heraus. So unterscheidet

¹¹⁶ Nach Weimar (1989: 463) wurde nun der „Supertext `Literaturgeschichte´“ wie auch der literarische Einzeltext nach den neuen Kategorien beschrieben und gedeutet.

¹¹⁷ Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

¹¹⁸ Vgl. Fohrmann (1994: 10).

Dainat (1994: 513, kurs. im Orig.)¹¹⁹ „Erkenntnisgewinn als die *Funktion* des Wissenschaftssystems für die Gesellschaft, auf der seine Autonomie beruht, und (...) *Leistungsbeziehungen* als die konkreten Nützlichkeitsersparungen einzelner sozialer Teilsysteme“. Die (klassische) Philologie (heute: Gräzistik; Latinistik) war seit dem letzten Drittel des 18. Jhs. wegen ihres „Leistungsangebotes“ für das *Erziehungssystem* zur führenden Disziplin aufgestiegen.¹²⁰ Der Kern dieser Leistung bestand nach Voßkamp (1994: 15/16)¹²¹ in der Bereitstellung von „Bildung“, die eine Synthese gewährleisten sollte: „Die Bildungsidee vermochte die Rolle einer ‚säkularisierten Nachfolgeinstitution der Religion‘ in Deutschland zu übernehmen, weil sie ein Angebot darstellte, das Einheit und Identität versprach. Gegenüber der Vielheit und Vielfalt des Sach- und Erfahrungswissens formulierte ‚Bildung‘ jenes integrierende Identitätswissen, das der Ausdifferenzierung der Moderne entgegengestellt werden konnte.“ Die Ausrichtung des Bildungskonzepts an der Vervollkommnung des Individuums wie der Gattung Mensch beinhaltete damit eine modernitätskritische Stoßrichtung.¹²² Auch für die sich ausdifferenzierende und spezialisierende deutsche Philologie stellte sich die Frage nach über den *Erkenntnisgewinn* hinausgehenden *Leistungen*.¹²³ Stellte die klassische Philologie über ihre Gegenstände und Methoden den Prototyp einer bildenden Wissenschaft dar, so konnte die deutsche Philologie über die Texte der „Weimarer Klassik“ ihre bildende Funktion begründen („nationale Klassiker“). In der „deutschen“ Literatur und Kunsttheorie zielten der „Bildungsroman“ (Goethe) und die „ästhetische Erziehung“ (Schiller) auf Versöhnung von Gesellschaft und Individuum.¹²⁴ Gleichzeitig bot das Bildungskonzept dem „Bürgertum“ die Möglichkeit, sich in Abgrenzung zu Adel und Klerus als gesellschaftliche Gruppe mit eigenem Standesbewußtsein zu konstituieren, ohne an eine politische Richtung gebunden zu sein.¹²⁵ Vermittelt wurde das Konzept im öffentlichen Schulwesen (Gymnasialunterricht), für das die Universitäten Philologen (Lehrer) ausbilden sollten. Zum „Leistungsangebot“ für das *politische System* geriet die Bildungsidee, als sie sich auf die „deutsche Bildung“ einengte. Dazu Voßkamp (1994: 23): „Daß dieses Konzept der ‚nationalen Bildung‘ – in der die

¹¹⁹ Dainat, Holger: Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1890 bis 1913/14, S. 494-537; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).

¹²⁰ Vgl. Fohrmann (1994: 4).

¹²¹ Voßkamp, Wilhelm: Einleitung: ‚Bildung‘ als Synthese, S. 15-24; in: Fohrmann/Voßkamp (1994). Voßkamp bezieht sich hier auf: Assmann, Aleida: Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee, Frankfurt 1993, hier S. 45.

¹²² Vgl. Voßkamp (1994: 17).

¹²³ Vgl. Fohrmann (1994: 8).

¹²⁴ Vgl. Voßkamp (1994: 19/20).

¹²⁵ Vgl. Voßkamp (1994: 18/19).

Philologie die Rolle auch einer ‚arbeiterin für das heil der nation‘ (Rudolf Hildebrand) übernehmen sollte – sich spätestens im nationalistischen Imperialismus des Wilhelminischen Kaiserreichs desavouieren mußte, liegt auf der Hand. Ein nationalistisches Bildungskonzept erwies sich als unvereinbar mit dem universalen Bildungsbegriff des Neuhumanismus.“ Ab 1890 leistete nach Fohrmann (1994: 12) die *Deutschkundebewegung* – aber auch die gegen den „Positivismus“ (Scherer-Schule) gerichtete „Geistesgeschichte“ (Dilthey)¹²⁶ – schließlich jenen „Entdifferenzierungsschub“, der auch auf das Fach rückwirkte. Das Konzept der Nation wurde durch andere (inhaltliche) Konzepte (Stamm, Rasse) ersetzt. Diese zielten darauf, die modernen Differenzierungsprozesse rückgängig zu machen. Die „Einheit“ konnte nach Fohrmann (1994: 603, kurs. im Orig.) über Leistungsbezüge an die Umwelt(en) aufrechterhalten werden: „Bei dieser Bewegung handelte es sich damit nicht nur um einen Reorganisationsversuch des Erziehungssystems, sondern um das generelle Streben nach gesellschaftlicher *Entdifferenzierung*. Die modernen Funktionssysteme (insbesondere Kultur, Wissenschaft, Erziehung) und ihr ‚zergliederndes Wesen‘ sollten aufgehoben und in die *eine* Volksgemeinschaft rücküberführt werden.“

Damit wird deutlich, daß sich die Geschichte des Faches in der Konkurrenz von esoterischen Professionalisierungsansprüchen der Disziplin, die auf Differenzierung hinauslaufen, und exoterischen (Dienst-)Leistungsansprüchen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme (Politik, Kultur, Erziehung), die Entdifferenzierung anstreben, bewegt.¹²⁷

Die späte Rolle der (Deutsch-)Lehrerausbildung

Nach Meves (1994) begann sich die deutsche Philologie mit Beginn der 50er Jahre des 19. Jhs. an der Universität rasant zu etablieren. Zum Abschluß kam die Konsolidierungsphase in den 60er Jahren, während der Institutionalisierungs-

¹²⁶ Vgl. Kolk (1994: 111 ff.).

¹²⁷ Vgl. zu den Begriffen „esoterisch“ und „exoterisch“: Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M. 4. Aufl. 1999, 1. Aufl. 1980 (ersch. 1935). Vgl. dazu auch Bollenbeck (2001: 17), der die fachexternen „Resonanzeffekte“ der Wissenschaft als (Mit-)Voraussetzung für die Zuweisung von Ressourcen hervorhebt. Vgl. Bollenbeck, Georg: Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt „semantischer Umbau der Geisteswissenschaften“, S. 9-40; in: Bollenbeck, Georg/Knobloch, Clemens (Hrsg.): Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945, Heidelberg 2001.

prozeß in den 30er und 40er Jahren nur langsam und uneinheitlich erfolgt war.¹²⁸ Verzögerungen erfuhr der Etablierungsprozeß nach Meves auch durch politische Ereignisse („1848er Revolution“).¹²⁹ Auch die Verbindung zum Schul- und Beschäftigungssystem festigte sich nach Meves relativ spät.¹³⁰ In der ersten Hälfte des 19. Jhs. war es der philosophischen Fakultät zunächst in Preußen gelungen, ihre Rolle als Propädeutikum für die theologische, juristische und medizinische Fakultät abzulegen und sich über eigene Erkenntnisansprüche und die Bereitstellung einer wissenschaftlichen Allgemeinbildung zu behaupten.¹³¹ Die propädeutische Funktion bekam das Gymnasium zugewiesen. Dafür brauchten die Gymnasien entsprechend ausgebildete Lehrer. Deren Ausbildung übernahm die philosophische Fakultät. Dabei wurde die Gymnasiallehrausbildung bis weit in das 19. Jh. hinein durch das Studium der klassischen Philologien sichergestellt und der Gymnasialunterricht von den Altphilologen bestimmt. Dies war das Resultat des *Humboldtschen Bildungskonzepts*, das in den Griechen ein Ideal erkannte und der Beschäftigung mit den alten Sprachen eine (allgemein-)bildende Tätigkeit unterstellte.¹³² Das Studium des Altertums und insbesondere des griechischen Altertums spielte im Bildungsprozeß eine herausragende Rolle. So begründet Humboldt nach allen Seiten, „dass (...) die alten Nationen die sind, deren Studium jenen hier allein ausgeführten Nutzen der Kenntniss und Bildung des Menschen am reichsten gewähret“¹³³. Die Griechen (und die griechische Polis) stellten das unübertroffene Vorbild für die eigene Kultur und das eigene Staatswesen dar bzw. den Idealfall für das Studium des Menschen: „Das Studium eines solchen (griechischen; U.S.) Charakters muss in jeder Lage und jedem Zeitalter allgemein heilsam auf die menschliche Bildung wirken, da derselbe

¹²⁸ Vgl. Meves (1994: 117, 133, 137 und 165). Damit tritt Meves (1994: 130) der These Weimars (1989: 230) entgegen, daß sich das Fach bereits um 1820 etablierte: „In ganz ungewöhnlichem Tempo hat sich so spätestens um 1820 ein neues Fach durchgesetzt und Anerkennung verschafft.“ Für Weimar stellt das Erscheinen des ersten Bandes von Jacob Grimms „Deutscher Grammatik“ (1819) einen „Markstein der Professionalisierung“ (S. 224) dar. In der Kenntnis der historischen Grammatik oder Sprachgeschichte unterschieden sich die Wissenschaftler von den Dilettanten. Vgl. Weimar (1989: 225).

¹²⁹ Vgl. Meves (1994: 165/166).

¹³⁰ Vgl. Meves (1994: 152). Dagegen war nach Weimar (1989: 188) nach 1800 „eine neue, auf den Deutschunterricht vorbereitende Universitätsdisziplin auf längere Sicht gar nicht zu vermeiden“. Darüber hinaus hat die Germanistik 1861 nach Weimar (1989: 250) „durch den Beitritt zu einem Verein von Lehrern und Lehrerausbildern ihre Bereitschaft dokumentiert, sich in den Dienst der Lehrerausbildung zu stellen“.

¹³¹ Vgl. Meves (1994: 151).

¹³² Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit. Vgl. Meves (1994: 152).

¹³³ Humboldt, Wilhelm von: Über das Studium des Alterthums, und des griechischen insbesondere (1793), S. 1-24; in: ders.: Werke in fünf Bänden, hrsg. v. Flitner, Andreas/Giel, Klaus, Bd. 2, Darmstadt 4. Aufl. 1986, hier S. 9.

gleichsam die Grundlage des menschlichen Charakters überhaupt ausmacht.“¹³⁴ Dabei sollten die Quellen unmittelbar bearbeitet werden.¹³⁵ Der Studierende wurde dann selber zum Griechen: „Griechischer Geist geht in ihn über“¹³⁶.

Die Folge davon war auch, daß sich die deutsche Philologie an der Universität nicht über die (Deutsch-)Lehrerausbildung etablierte.¹³⁷ Vielmehr orientierte diese sich selber in ihren Inhalten und Methoden an der klassischen Philologie. Ausgebildet wurden (klassische) Philologen, nicht Deutschlehrer.¹³⁸ Gegen die Dominanz der klassischen Sprachen am Gymnasium forderten einzelne Gymnasiallehrer schon in den 40er Jahren, das Studium der modernen Philologien und damit auch der neueren deutschen Literatur und der neuhochdeutschen Sprache an der Universität (für die Deutschlehrausbildung) zu professionalisieren.¹³⁹ Dabei wurde nach Meves (1994: 164) auch das „nationale Argument“ in Anschlag gebracht, das sich nach dem Scheitern der Revolution erst in den 60er Jahren wieder „erholte“. Die Profilierung gegenüber der klassischen Philologie wurde im Verbund mit anderen Neuphilologien betrieben. So integrierte die 1862 gegründete „Germanistische Sektion“ auf der „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“ noch die romanische und osteuropäische Philologie.¹⁴⁰ Die Aufgabe der Deutschlehrausbildung übernahm die Universitätsgermanistik nach Meves (1994: 196) erst in den 90er Jahren: „In diesem Jahrzehnt erfolgte auch die entscheidende Aufwertung des Deutschunterrichts im gymnasialen Fächerkanon. Das Fach Deutsche Philologie wird endgültig eine Berufswissenschaft für die künftigen Deutschlehrer.“ Die funktionale Verknüpfung von philosophischer Fakultät und (höherem) Lehramt war damit auch für das Universitäts- und Schulfach Deutsch erfolgt.¹⁴¹ Mit der Etablierung der deutschen Philologie an der Universität setzte gegen Ende des 19. Jhs. auch die institutionelle Teilung des Faches in eine „ältere“ und eine „neuere Abteilung“ ein.¹⁴² Nach Kolk (1994: 49) „erreicht die Disziplin um 1890 eine Binnenstruktur, die

¹³⁴ Humboldt (1986: 19).

¹³⁵ Vgl. Humboldt (1986: 22).

¹³⁶ Humboldt (1986: 21).

¹³⁷ Vgl. Meves (1994: 152 ff. und 182 ff.).

¹³⁸ Meves (1994: 159) korrigiert daher auch die These Müllers (2000: 100), wonach „es seit den dreißiger Jahren zunehmend zu den Amtsobliegenheiten germanistischer Hochschullehrer gehörte, Deutschlehrer auszubilden und zu examinieren“.

¹³⁹ Vgl. Meves (1994: 160 ff.).

¹⁴⁰ Vgl. Meves (1994: 195).

¹⁴¹ Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit. Janota (1980: 49) spricht von einem „Kreislauf zwischen Gymnasium, Studium und Beruf“, vgl. auch S. 53.

¹⁴² Vgl. Meves (1994: 194).

der heute geläufigen Koexistenz von Neuerer Literaturwissenschaft, Mediaevistik und Linguistik vergleichbar ist“.

Die späte Rolle des Deutschunterrichts: Humanismus und klassisches Altertum – die nationalen Klassiker – Deutschkunde

Der Deutschunterricht spielte im Gymnasium des 19. Jhs. lange eine untergeordnete Rolle. Die Ursachen dafür sind zum einen im *Humanismus* und der Bedeutung des *klassischen Altertums*, zum anderen in der Unterschätzung des muttersprachlichen Unterrichts zu suchen. Dazu Kopp (1994: 669)¹⁴³: „Bis dahin galt die Überzeugung, daß ein besonderer Unterricht in der Muttersprache gar nicht erforderlich sei, da sie der Heranwachsende in alltäglicher Praxis auch ohne schulische Anleitung erwerbe.“ Schon um die Wende zum 18. Jh. hätte die Kritik der Philanthropen der Mitte des 18. Jhs. einsetzenden Aufklärungspädagogik am Lateinunterricht der alten Latein- und Gelehrtenschulen mit ihrem stupiden Erwerb sinnentleerter Eloquenz in den klassischen Sprachen zu einer Aufwertung des Deutschunterrichts führen können, wenn sich der (alt-)philologische Unterricht inhaltlich, methodisch und didaktisch nicht reformiert¹⁴⁴ hätte.¹⁴⁵ Dazu Kopp (1994: 673): „Zu erwarten war eine fortschreitende Marginalisierung der Philologie, die bis dahin den Unterricht der Gelehrtenschule und der Artistenfakultät der Universität konkurrenzlos beherrscht hatte. Zu erwarten war der Aufstieg der Realien und der Muttersprache zu Hauptfächern neu strukturierter Schulen unter der Leitformel praktischer Verwertbarkeit schulisch erworbenen Wissens.“ Demgegenüber konnte sich die klassische Philologie Anfang des 19. Jhs. behaupten, indem sie ihre bildende Funktion gerade über die Originallektüre der antiken Autoren plausibel machen konnte. Dies führte nach Kopp (1994: 682) dazu, „daß die Institutionalisierung des Deutschunterrichts, für die in der

¹⁴³ Kopp, Detlev: (Deutsche) Philologie und Erziehungssystem, S. 669-741; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).

¹⁴⁴ Die Reformbestrebungen richteten sich auch auf die Verwendung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache an der Universität. Nach Weimar (1989: 30) wurde Deutsch als Universitätssprache bereits lange vor Thomasius' Leipziger Vorlesung in deutscher Sprache 1687 (WS) praktiziert. Vgl. auch Kopp (1994: 671). Zur Aufwertung der deutschen Sprache trugen auch die im 17. Jh. neu gegründeten deutschen Sprachgesellschaften bei. Vgl. Kopp (1994: 672). Anders als Weimar (1989: 215 ff.) betrachtet Meves (1994: 122) Georg Friedrich Benecke nicht als ersten außerordentlichen Professor für deutsche Philologie, da sich dessen Lehrstuhl 1805 in Göttingen gleichermaßen auf die englische Sprache und Literatur bezog, sondern Friedrich Heinrich von der Hagen, dessen Lehrstuhl 1810 in Berlin sich ausschließlich auf die deutsche Sprache bezog. Zuvor gab es Lehrstühle für Rhetorik oder Ästhetik. Vgl. auch Meves, Uwe: Zur Einrichtung der ersten Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Berliner Universität (1810), S. 161-184; in: Zeitschrift für deutsche Philologie 104, 1985.

¹⁴⁵ Vgl. Kopp (1994: 670 ff.).

Phase der philanthropischen Hochkonjunktur einiges sprach, ausgeblieben ist“. Nach Kopp (1994: 686) versprach die klassische Philologie – im Sinne des *Humboldtschen Bildungskonzepts* – als Vermittlerin von ‚formaler‘ und ‚humaner‘ Bildung“, das Nützlichkeitsgebot der Aufklärung umfassend einzulösen. Als Altertumswissenschaft erfüllte sie nach Kopp (1994: 686) den Bildungszweck einer „Denk- und Charakterschulung“ zugleich, deren „Nützlichkeit“ den Erwerb anwendungsbezogener Fertigkeiten und Kenntnisse noch übertraf.¹⁴⁶ Die antiken Gegenstände galten dabei apriori als bildend, also pädagogisch wertvoll. Zugleich wurde ein neues Lehrer-Schüler-Verhältnis kultiviert, das dem „Beschulten“ Gelegenheit zum selbsttätigen Forschen bieten sollte und die Fähigkeiten des „Beschulenden“ an dessen eigenen Bildungs- und Forschungsweg knüpfte.¹⁴⁷ Dazu Kopp (1994: 682): „Innerhalb weniger Jahrzehnte gelang es der Philologie, nicht nur der durchaus wahrscheinlichen Marginalisierung zum ‚Orchideenfach‘ zu entgehen, sondern zur Leitdisziplin der Reorganisation des Erziehungssystems aufzusteigen und diese so entscheidend zu prägen, daß sie ihre hegemoniale Stellung im höheren Schulwesen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts behaupten konnte.“ Institutionell übernahm nun die (klassische) Philologie die Führung in der Professionalisierung des Lehramts, das zuvor an die theologische Fakultät geknüpft war.¹⁴⁸ Gleichzeitig erhielt die klassische Philologie auch die Funktion der wissenschaftlichen Propädeutik an den Gymnasien als Voraussetzung für die wissenschaftliche Ausbildung an der Universität.¹⁴⁹ Der Deutschunterricht am Gymnasium verblieb so in einer marginalen Rolle.¹⁵⁰ Sein Stundenanteil war minimal und eine Qualifikation für diesen universitär praktisch nicht vorhanden. Dazu Kopp (1994: 697): „In der schulischen Praxis war es die Regel, daß der Lehrer für die alten Sprachen das Fach Deutsch, auf das ohnehin nur zwei Wochenstunden entfielen, ohne besondere nationalphilologische Qualifikation miterteilte. Wer als Philologe ausgebildet war, der galt als kompetent auch für die Muttersprache.“ Dem Schulfach Deutsch bzw. dem Universitätsfach deutsche Philologie maßen die Schul- wie die Universitätsphilologen demnach selber kaum Bedeutung bei. Als exemplarisch sieht Kopp die 1851 erteilte Warnung Karl Müllenhoffs¹⁵¹ an seine Studenten an, sich

¹⁴⁶ Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit.

¹⁴⁷ Vgl. Kopp (1994: 684 und 688 ff.).

¹⁴⁸ Vgl. Kopp (1994: 682 ff. und 695). Entsprechend war zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach Weimar (1989: 180) „das Schulamt fast durchwegs ein Wartesaal für Theologen, die noch kein Pfarramt hatten“.

¹⁴⁹ Vgl. Kopp (1994: 685).

¹⁵⁰ Vgl. Kopp (1994: 699).

¹⁵¹ Müllenhoff, Karl: Die deutsche Philologie und die höhere Schulbildung; in: Deutsche Vierteljahrschrift 4, 1851. Vgl. Kopp (1994: 700).

nicht zu früh auf die deutsche Philologie zu spezialisieren, da die Beschäftigung mit dem Mittelalter und den neueren Sprachen und Literaturen ohne die alten Sprachen und das klassische Altertum wertlos sei. Die deutsche Philologie stand so selbst bei den deutschen Philologen hintan. Innerhalb der deutschen Philologie rangierte die neuere deutsche Literatur bis in die 80er Jahre noch einmal deutlich hinter der altdeutschen Philologie.¹⁵²

Dies änderte sich im Verein mit fachexternen Faktoren, als die *nationalen Klassiker* an Bedeutung gewannen. Zunächst behaupteten die antiken Klassiker nach Kopp (1994: 713) ihre Überlegenheit gegenüber den Klassikern der Neuzeit auch im Hinblick auf die nationale Identitätsbildung: „Im Kontext der neuhumanistischen Reorganisation des Erziehungswesens zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es der Klassischen Philologie nicht nur gelungen, dem Erziehungssystem unter der Leitformel ‘Bildung’ ein zugleich wissenschaftlich und pädagogisch überzeugendes Leistungsangebot zu machen, sondern darüber hinaus ein Programm ‘nationaler Erziehung/Bildung’ anzubieten, das sich gegen die Konkurrenz anderer ‘Nationalbildungs’konzepte durchzusetzen vermochte.“ So lieferte die antike und nicht die nationale Kultur und Sprache, der altsprachliche und nicht der muttersprachliche Unterricht die Basis für die nationale Identitätsbildung. Die Vollkommenheit der Griechen erschien als erstrebenswertes Vorbild, das für die deutsche Nation über eine behauptete deutsch-griechische Wesensverwandtschaft und eine innere Verwandtschaft der altgriechischen und deutschen Sprache erreichbar schien.¹⁵³ Sich den antiken Klassikern ebenbürtig erweisen, konnten sich die – muttersprachlich verfaßten – nationalen Klassiker nur über den Ausweis ihrer formalen Qualitäten, der wiederum die Anwendung altphilologischer Methoden nach sich zog.¹⁵⁴ Eigenständige Methoden, wie etwa die hermeneutisch verfahrenende Lesedidaktik Robert Heinrich Hieckes¹⁵⁵, die die *statuarische* und die *cursorische* Methode als Verbindung von Detail und Ganzem, von sprachlich-formaler Analyse und Sinnzusammenhang kombinierte, blieben die Ausnahme bzw. wurden weder von den Hochschullehrern noch von den Lehrern rezipiert. Nach 1850 unterlagen die Deutschlehrer Lehrplänen, die die Beschäftigung mit der neueren deutschen Literatur zuungunsten des Alt- und Mittelhochdeutschen vorsahen.¹⁵⁶ In Ermangelung eines universitären Lehrangebotes – die Befassung mit neuerer deutscher Literatur galt noch als wissen-

¹⁵² Vgl. Kopp (1994: 710 ff.).

¹⁵³ Vgl. Kopp (1994: 714 ff.).

¹⁵⁴ Vgl. Kopp (1994: 716 ff.).

¹⁵⁵ Abels, Kurt: Zur Geschichte des Deutschunterrichts im Vormärz. Robert Heinrich Hiecke (1805-1861). Leben, Werk, Wirkung, Köln/Wien 1986. Vgl. Kopp (1994: 716 ff.).

¹⁵⁶ Vgl. Kopp (1994: 710 ff.).

schaftlich unseriös – beschäftigten sich die Praktiker mit deren Analyse und Interpretation nun selbst und produzierten auch eigene Fachliteratur.¹⁵⁷ Damit blieb auch die Kanonbildung für die neuere deutsche Literatur zunächst den Schulgermanisten überlassen.¹⁵⁸ So wurde die antike Klassik um eine deutsche Klassik ergänzt. Diese beinhaltete seit den 40er Jahren Goethe, Schiller und Lessing, deren nationaler Wert mit ihren klassischen Qualitäten begründet wurde.¹⁵⁹ Um 1850 setzte sich eine Lektüre der deutschen Klassiker durch, die auf die Erlebnis- und Gefühlsorientierung setzte. Dazu Kopp (1994: 725): „Während es den Philologen ihr wissenschaftliches Ethos untersagte, über die formalphilologische Arbeit am Text (Wiederherstellung der bewahrenswerten Texte in ursprünglicher ‚Reinheit‘ und ihre Edition) hinauszugehen, verstiegen sich die Protagonisten einer das ‚Gemüt‘ ansprechenden Lektüre in die rationaler Kontrollierbarkeit entrückte Sphäre eines religiös imprägnierten Heroenkults.“ Statt Analytik dominierte Suggestion. Das Ziel, die antike Klassik durch die deutsche zu ersetzen, fand bis zum Ende des Jhs. nur von wenigen Universitätsgermanisten Unterstützung.¹⁶⁰ Dazu gehörte etwa Rudolf Hildebrand¹⁶¹, der den Humanismus als historisch überholt betrachtete und nach Kopp (1994: 732) ein „Programm ‚deutsche Erziehung‘ (mit den Medien deutsche Sprache und deutsche Klassik)“ formulierte.

Seinen eigentlichen Bedeutungszuwachs erhielt der Deutschunterricht durch seine Leistungen für das politische System als *Deutschkunde*. Die – an den antiken, später deutschen Klassikern vermittelte – nationale Bildung wurde nach 1870 zunehmend in eine nationale Gesinnungsbildung umfunktioniert.¹⁶² Der Deutschunterricht übernahm die Aufgabe, innen- und außenpolitisch verlässliche „Deutsche“ heranzubilden, die nicht nur der Sozialdemokratie widerstanden, sondern auch ihr Leben in den (Militär-)Dienst des Kaisers stellten. So verordnete Wilhelm II. dem Gymnasium 1890 eine „nationale Basis“¹⁶³, die sich in den neuen Lehrplänen 1891 stundenmäßig allerdings nur wenig bemerkbar machte.¹⁶⁴ Demgegenüber gelang es der Altphilologie 1895, ihren verlorenen

¹⁵⁷ Vgl. Kopp (1994: 718 ff.).

¹⁵⁸ Vgl. Kopp (1994: 721).

¹⁵⁹ Vgl. Kopp (1994: 721 ff.).

¹⁶⁰ Vgl. Kopp (1994: 730).

¹⁶¹ Hildebrand, Rudolf: Das Deutsche in der Schule der Zukunft, S. 1-6; in: ZfDU 5, 1891. Vgl. Kopp (1994: 731/732).

¹⁶² Vgl. Kopp (1994: 727 ff.).

¹⁶³ Ansprache Seiner Majestät des Kaisers und Königs, S. 70-76; in: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin 4.-17. Dezember 1890, Berlin 1891, hier S. 72. Vgl. Kopp (1994: 733).

¹⁶⁴ Vgl. Kopp (1994: 733 ff.).

Stundenanteil wieder zurückzuholen, indem sie die Bedeutung der Antike für die nationale Kultur einklagte.¹⁶⁵ Dazu Kopp (1994: 736): „Durch die Abwendung vom formalen Sprachunterricht und die Umwandlung zu einer historisierenden, jetzt die Lektüre in den Mittelpunkt stellenden ‚Altertumskunde‘, konnte der altsprachliche Unterricht, der sich nun von philologischen Methoden ab- und historischen Methoden zuwandte, seine dominierende Stellung im Gymnasium bis zum Ende des Kaiserreichs behaupten und leistete im Vorfeld des Ersten Weltkrieges einen nicht zu überschätzenden Beitrag zu systemstabilisierender nationaler und politischer Erziehung.“ Zum (auch stundenmäßigen) Mittelpunktfach stieg das Schulfach Deutsch nach Kopp (1994: 738) nach dem verlorenen 1. Weltkrieg in der Weimarer Republik auf, als die Vorbehalte gegen die Antike – als fremde Kultur – wieder anstiegen und nur die nationalen Klassiker die Vermittlung einer „‚vaterländischen‘ (auch schon ‚völkischen‘) Erziehung“ zu garantieren schienen.¹⁶⁶ Auch die Wissenschaft konnte sich ihrer pädagogischen bzw. politischen Funktion kaum mehr entziehen. Dazu Kopp (1994: 740): „Direkt wie nie zuvor wurde die Wissenschaft nun aufgefordert, ihren Beitrag zur Durchsetzung der ‚Deutschkunde‘ als Mittelpunktfach zu leisten.“¹⁶⁷ Mit der Übernahme einer „nationalen/völkischen ‚Gesinnung‘“ in den 20er Jahren überholte der Deutschunterricht die alten Sprachen nach Kopp (1994: 739) endgültig. Dazu Kopp (1994: 741): „Wohin der weitere Weg führte, ist bekannt.“

Wissenschaft contra Praxis

Für das Verhältnis von Universität und Schule im 19. Jh. war darüber hinaus die Konkurrenz von Wissenschaft und Praxis kennzeichnend. Die Praktiker kritisierten die universitäre Deutschlehrausbildung wegen deren mangelnder Professionalisierung auch im Hinblick auf die praktischen Bedürfnisse des schulischen Unterrichts – wenn sie sich nicht selber als Wissenschaftler mit dem Schwerpunkt Altertumswissenschaft verstanden.¹⁶⁸ Zum Bildungsmonopol der klassischen Philologie im 19. Jh. tritt so das Desinteresse der Universitätsgermanistik an der Deutschlehrausbildung als Erklärung für die vergleichsweise späte In-

¹⁶⁵ Vgl. Kopp (1994: 735).

¹⁶⁶ Greß (1971: 155) spricht vom „‚Deutschen Unterricht‘, für den nicht länger Literatur und Sprache primäre Gegenstände sind, sondern für den die Erziehung zum Volkstum im Vordergrund steht“. Vgl. Greß, Franz: Germanistik und Politik. Kritische Beiträge zur Geschichte einer nationalen Wissenschaft, Stuttgart 1971.

¹⁶⁷ Die Instrumentalisierung des Deutschunterrichts führte auch dazu, daß sich ab 1920 die „Pädagogische Sektion“ als Plattform für die Schulgermanistik etablierte. Vgl. Röther (1980: 95).

¹⁶⁸ Vgl. Kopp (1994: 702, 704 ff. und 713).

stitutionalisierung der deutschen Philologie an der Universität. Auch in der „Germanistischen Sektion“¹⁶⁹ der „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“ wurden nach Kopp (1994: 706) die Interessen der Schule hintangestellt: „Die Dethematisierung des Anwendungsbezugs der deutschen Philologie gerade dort, wo Hochschullehrer und Schulgermanisten regelmäßig zusammentrafen, muß überraschen, lag doch der Schluß nahe, daß ein erhöhter Stellenwert des Deutschunterrichts den Bedarf an Fachlehrern steigern würde, was zu einer Ausweitung der Ausbildungskapazität an den Universitäten hätte führen können.“ Schulrelevante Themen wurden in der „Pädagogischen Sektion“ verhandelt.¹⁷⁰ Die Nichtbeachtung der Bedürfnisse der Praxis durch die Wissenschaft ist mit dem – auf das *Humboldtsche Bildungskonzept* zurückgehenden – Selbstverständnis der Universitätsgermanistik zu erklären, sich nicht über die Vermittlung berufspraktischer (Lehrerbildung), sondern wissenschaftlicher Qualifikationen („allgemeine“, später „nationale Menschenbildung“) zu definieren. So hatte das in drei Stadien eingeteilte Bildungswesen – der Elementar-, der Schul- und der Universitätsunterricht – für jede Stufe einen spezifischen Bildungszweck im Visier.¹⁷¹ Sollte die Elementarstufe auf den eigentlichen Unterricht vorbereiten, so diente der Universitätsunterricht „dem wissenschaftlichen Nachdenken an einem Orte“¹⁷². Der Sprachunterricht in der Schule sollte dem Ziel folgen, „dass die Form einer Sprache, als Form, sichtbar werden muss, und dies besser an einer toten, schon durch ihre Fremdheit frappirenden, als an der

¹⁶⁹ Diese Sektion war aus Anlaß der Forderung, das Altdeutsche in den Deutschunterricht der Gymnasien, Real- und Gewerbeschulen einzuführen, um „unserer Jugend einen vaterländischen Sinn einzuflößen“, entstanden. Vgl. Verhandlungen der 20. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Frankfurt am Main vom 24. bis 27. September 1861, Leipzig 1862, hier S. 147; zit. n. Röther (1980: 96). 1889 sprachen sich die „Schulmänner“ für die „wiederherstellung der mittelhochdeutschen lektüre in den obersten klassen der gymnasien und realgymnasien“ aus. Vgl. Bericht über die verhandlungen der deutsch-romanischen section der XXXX. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Görlitz; in: Zeitschrift für deutsche Philologie, 22. Bd., 1890, hier S. 459; zit. n. Röther (1980: 91). 1882 waren die mittelhochdeutschen Klassiker von den gymnasialen Lehrplänen in Preußen verschwunden, vgl. Janota (1980: 2). Dies führt Janota auf die patriotischen Implikationen der (Alt-)Germanistik zurück, die den Interessen der Restauration entgegenstanden, vgl. S. 55. 1892 wurde der altdeutsche Unterricht wieder eingeführt, vgl. S. 58 ff. 1921 wurde gefordert, „dass dem deutschkundlichen unterricht (...) die ihm gebührende führende stellung eingeräumt werde“. Vgl. 53. Versammlung deutscher philologen und schulmänner, Jena, 27.-30. september 1921; in: Zeitschrift für deutsche Philologie, 49. Bd., 1923, hier S. 249; zit. n. Röther (1980: 92).

¹⁷⁰ Vgl. Kopp (1994: 705).

¹⁷¹ Vgl. Humboldt (1920: 260 ff.).

¹⁷² Humboldt (1920: 262). Vgl. auch S. 279/280.

lebendigen Muttersprache geschieht“¹⁷³ – ein Ziel, das den anatomischen Studien mittels Leichensezierungen der italienischen Renaissance-Maler nachfolgen mag. Auf der Elementarstufe stand die Aneignung komplexer sprachlicher (und mathematischer) Zeichensysteme im Zentrum, in der Schule die Reflexion dieser Systeme als formale Mittel der Begriffsbildung bzw. Erkenntnisgewinnung und in der Universität die Erkenntnisgewinnung selbst.¹⁷⁴ Dabei spielte auch die Einsicht eine Rolle, daß Begriffe Wissen nicht nur repräsentieren, sondern auch erzeugen und ihre Aneignung daher die Voraussetzung für ihre Erneuerung darstellt.¹⁷⁵

Da die wissenschaftliche Bildung durch die Abkoppelung von der altphilologischen Bildung gefährdet schien, warnten selbst an der Schule interessierte Hochschullehrer – wie etwa Julius Zacher – vor der Vernachlässigung der altklassischen Studien.¹⁷⁶ Der Hochschulunterricht richtete sich nicht auf einen „Brotberuf“, und damit auch nicht auf den Lehrerberuf.¹⁷⁷ Dieses Selbstverständnis hält heute z.T. noch an.¹⁷⁸ Demgegenüber erhielt das Studium Schulrelevanz durch seine wissenschaftliche Anlage. Dazu Kopp (1994: 710): „Eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung werde – so der ungebrochen gültige Konsens – auch die Qualität des schulischen Unterrichts gewährleisten.“ Didaktik und Methodik bleiben so sekundär.

Wissenschaftlichkeit contra Popularisierung

Im 19. Jh. wurde auch das Verhältnis der Germanistik zur „Öffentlichkeit“ ausgehandelt und damit der Grad der eigenen Esoterik austariert.¹⁷⁹ So verlangten

¹⁷³ Humboldt (1920: 266). Diese allgemeine Bildung sollte auch der spätere Tischler erhalten. Vgl. S. 278. Umgekehrt sollte der umfassend Gebildete von allen Dingen einen Begriff erworben haben. Vgl. S. 277.

¹⁷⁴ Vgl. Lohmann (2002: 8 ff.).

¹⁷⁵ Vgl. Lohmann (2002: 11 ff.).

¹⁷⁶ Vgl. Kopp (1994: 706 ff.).

¹⁷⁷ Auch nach Weimar (1989: 240) sahen sich weder Jacob Grimm noch Karl Lachmann als Ausbilder von Lehrern oder für andere Berufe. Vgl. auch Weimar (1989: 428): „Was immer auch die Wünsche des Staats und die Bedürfnisse der Schulen gewesen sein mögen – es wurden in aller Regel Germanisten und nicht Deutschlehrer ausgebildet.“

¹⁷⁸ Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

¹⁷⁹ Vgl. Hunger, Ulrich: Die altdeutsche Literatur und das Verlangen nach Wissenschaft: Schöpfungsakt und Fortschrittsglaube in der Frühgermanistik, S. 236-263; in: Fohrmann/Voßkamp (1994) und ders.: Romantische Germanistik und Textphilologie: Konzepte zur Erforschung mittelalterlicher Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts, S. 42-68; in: Fohrmann/Voßkamp (1987). Hunger (1987: 43) macht um 1800 neben der reinen Sammeltätigkeit vier mediävistische Forschungskonzepte aus: „Neben die literarisch-romantische und die nationalpolitisch-publikumsorientierte Sichtweise traten die kulturhistorische und die philologische Programmatik.“ Vgl. auch Krohn, Rüdiger: „...daß Alles Allen verständlich sey...“ Die

etwa zu Beginn des 19. Jhs. wissenschaftsextern die von den Befreiungskriegen getragene patriotisch-nationale Emphase und die romantische Mittelalter-Begeisterung nach Breitenwirkung einer nationalen Wissenschaft, während wissenschaftsintern die Professionalisierung als Wissenschaft die Festigung ihrer wissenschaftlichen Maßstäbe erforderte. Diese unterschiedlichen Interessen schlugen sich in divergierenden Bearbeitungs- und Präsentationsweisen der Quellen nieder. Verständliche und leserfreundliche Editionen konkurrierten mit gesicherten Originalen, die dem Laien zwangsläufig unzugänglich bleiben mußten. Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen stand daher die Frage, ob die überlieferten Texte übersetzt oder gar nachgedichtet werden durften oder ob sie im unverfälschten Zustand vermittelt werden mußten. Aber auch die Frage, welcher Text der gesicherte sei, stellte einen Streitpunkt dar. Sollte ein – vermeintlicher – Urtext rekonstruiert werden oder lieferte der Abdruck der ältesten und besten erhaltenen Handschrift die authentische Gestalt? Welche Editionsweise war mit dem Prädikat wissenschaftlich zu versehen und welche und wie viele zusätzliche Verständnishilfen (Einleitung, Kommentar, Lesarten-Varianten, Wort- und Sacherläuterung etc.) durften gegeben werden? Bis zur Jahrhundertmitte setzte sich das *Lachmannsche Verfahren* durch, da es am geeignetsten schien, die Professionalisierung der jungen Disziplin voranzutreiben.¹⁸⁰ Es übertrug Prinzipien aus der klassischen Philologie auf die Texte mittelalterlicher Autoren.¹⁸¹ Dazu Krohn (1994: 290): „Ohne Zweifel gehört Benecke zusammen mit seinem Meisterschüler Lachmann und den Brüdern Grimm zu den Wegbereitern jener Philologisierung¹⁸², die in ihrer Konsequenz zu einer Abschottung der entstehenden disziplinären Gemeinschaft von der außerakademischen Öffentlichkeit führte.“ Und Hunger (1994: 261) macht diese Methode verantwortlich für die bis in das zwanzigste Jh. hinein geltende „Vorherrschaft der mediävistischen Gegenstände und der sprachwissenschaftlichen Me-

Altgermanistik des 19. Jahrhunderts und ihre Wege in die Öffentlichkeit, S. 264-333; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).

¹⁸⁰ Nach Weimar (1989: 238) wird um 1820 „die neue Wissenschaft als wissenschaftlich anerkannt allein in der Form, wie sie Benecke, die Grimms und Lachmann pflegten, also als deutsche Philologie, die sich auf Mittelalterliches spezialisiert hat“ und „die ebenfalls, nur nicht philologisch, auf Mittelalterliches spezialisierte Richtung von der Hagens wird unter Wahrung ihres Besitzstandes nicht weiter gefördert“. Zudem macht Weimar (1989: 225 ff.) darauf aufmerksam, daß von der Hagen die altdeutschen Texte als Zeugnisse vorbildhafter Lebensformen begriff, die allgemein verständlich gemacht werden sollten, während Benecke und die Brüder Grimm die Texte als sprachgeschichtliche Dokumente ansahen, deren Sprachstand („Historische Grammatik“) rekonstruiert bzw. deren Textgestalt philologisch „gereinigt“ werden sollte.

¹⁸¹ Vgl. Krohn (1994: 292) und Hunger (1994: 259).

¹⁸² Diesen Begriff verwendet Krohn im Anschluß an Janota (1980: 32 ff.).

thodik (in der Germanistik; U.S.), während theoretische, interpretatorische und literaturwissenschaftliche Ansätze ebenso wie die Behandlung der neueren deutschen Dichtung für lange Zeit ein disziplinäres Schattendasein führten“. Hatten die Grimms sich auch „volksnaher“ Literatur angenommen, interessierte sich nach Hunger (1994: 261) Lachmann zudem insbesondere für die „mittelhochdeutsche `Klassik`“ – eine Schwerpunktsetzung, die sich gegenwärtig in der Unterscheidung von „hoher“ und „niedriger“ Literatur fortsetzt und unterschiedlichen Lesergruppen Rechnung trägt.¹⁸³

Mit der Philologisierung der Editionstätigkeit einher ging die Ausscheidung des *Dilettanten* und die Abwendung vom exoterischen Publikum. Adressat der über die philologische Methode hergestellten Textausgaben war das esoterische Publikum der *Spezialisten* oder Kenner, während die Zugehörigkeit zu diesem esoterischen Publikum – dem Wissenschaftssystem – für all jene bedroht schien, die die Lachmannsche Methode nicht übernahmen. Nach Kolk (1994: 65) bewirkte diese Unterscheidung „eine tendenzielle Exkommunikation, mindestens jedoch die Marginalisierung der `Liebhaber` und `Dilettanten`“. Die Spezialisierung auf bestimmte Gegenstandsbereiche ermöglichte nach Kolk (1994: 63) zudem, den „traditionell vielseitig interessierten Gelehrten zu übertreffen, aus der Diskussion auszublenden“.¹⁸⁴ Damit konnte sich die deutsche Philologie an der Universität über methodische und gegenstandsbezogene Spezialisierung professionalisieren und die Nichtwissenschaftler aussondern. Diese Spezialisierung wiederum brachte eine Verengung des Adressatenkreises mit sich. *Esoterik* wurde zum Ausweis eines hohen disziplinären Professionalisierungsgrades.¹⁸⁵ Mit Rautenberg¹⁸⁶ kommt Krohn (1994: 280) so zu dem Schluß: „Die Kontroversen um Wert oder Unwert der philologischen bzw. popularisierenden Bemühungen von der Hagens (u.a.; U.S.) um die Erschließung der mittelalterlichen Literatur reflektierten stets die polaren Funktionsbestimmungen des Faches `in der Spannung zwischen esoterischer `Normalwissenschaft` und der Verpflichtung zur Wissensvermittlung`.“ Die philologische Editionspraxis lieferte die Strategie der Abgrenzung von den bloßen Sammlern, und Amateuren, Liebhabern und Dilettanten, aber auch von den Generalisten. In der mit der „strengen Methode“ einhergehenden Beschränkung auf einen spezialisierten Re-

¹⁸³ Vgl. dazu auch Janota (1980: 22 ff.). Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

¹⁸⁴ Nach Weimar (1989: 230 ff.) wurden Ende der 20er Jahre die Generalistenprofessuren von den Spezialisten verdrängt.

¹⁸⁵ Vgl. Krohn (1994: 289).

¹⁸⁶ Rautenberg, Ursula: Germanistik als Wissenschaft. Aspekte zur Geschichte des Fachs im frühen 19. Jahrhundert; in: Mertens, Volker (Hrsg.): Die Grimms, die Germanistik und die Gegenwart, Wien 1988 (= *Philologica Germanica* 9), hier S. 29.

zipientenkreis wurde nicht nur der Ausschluß der „Ungebildeten“, sondern auch der „Gebildeten“ als Adressatengruppe nicht nur in Kauf genommen, sondern im Verzicht auf die Befriedigung der Bedürfnisse eines Laienpublikums gerade die Voraussetzung für die eigene Wissenschaftlichkeit gesehen.¹⁸⁷ Die wissenschaftliche Etablierung der (Alt-)Germanistik war so an die Abwendung von der außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit geknüpft, die ihrerseits die Esoterik des Faches monierte.¹⁸⁸

Das Verhältnis der Germanistik zur „Öffentlichkeit“ bestimmte demnach das Selbstverständnis des Faches. Kolk (1990) hat gezeigt, wie dieses Verhältnis im *Nibelungenstreit*¹⁸⁹ in der Mitte des 19. Jhs. nach einer Neudefinition drängte. Die Folge war eine Schulbildung, die sich in der Gründung einer Reihe neuer Publikationsorgane¹⁹⁰ und Editionsreihen niederschlug und das wissen-

¹⁸⁷ Vgl. Krohn (1994: 310 und 325).

¹⁸⁸ Vgl. Krohn (1994: 319 ff.). Janota (1980: 38 ff.) sieht in der Philologisierung zugleich eine Bestandssicherung und eine Bestandsgefährdung des Faches.

¹⁸⁹ Den Ausgangspunkt für diesen Streit, den Kolk (1990: 102) als „schwerwiegendsten wissenschaftlichen Konflikt in der Geschichte der Germanistik“ bezeichnet, bildeten Adolf Holtzmanns *Untersuchungen über das Nibelungenlied* von 1854. Vgl. Holtzmann, Adolf: *Untersuchungen über das Nibelungenlied*, Stuttgart 1854. Nach Kolk (1994: 84) warf Holtzmann Lachmann vor, „verschiedentlich die untersuchten Textzeugen den Anforderungen seiner vorgefaßten Meinung angepaßt“ zu haben. Beriefen sich alle entstehenden Gruppierungen gleichermaßen auf die Philologie und deren Ethos, so zogen sie daraus doch unterschiedliche Konsequenzen für die Wahl ihrer Zielgruppe. Vgl. Kolk (1990: 100). So sollte die Lachmannsche Lehre nach Holtzmann „allen Gebildeten der Nation“ vermittelt werden, während etwa Julius Zacher weiterhin in Frage stellte, ob „die Nation, das gesamte Heer der sogenannten gebildeten Richter sein soll über Fragen (...) die nur von speciellen Fachkennern gelöst, ja eigentlich lediglich von solchen überhaupt nur vollständig begriffen werden können“. Vgl. Holtzmann, Adolf: *Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter*, Stuttgart 1855, S. 17 ff. und Zacher, Julius: *Briefe über neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie*; in: *Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik*, 2. Abt., 4, 1858, S. 264. Zit. n. Kolk (1994: 86). Zacher richtete sich daher an den gebildeten Studenten. Vgl. Kolk (1990: 33). Dagegen richtete sich nach Kolk (1994: 91) die von Franz Pfeiffer gegründete und von Karl Bartsch fortgeführte Zeitschrift *Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde* explizit an breitere Leserkreise: „Bartsch insistiert – wie alle anderen Gruppierungen im ‚Nibelungenstreit‘ mit ihm – auf der philologischen Grundlegung germanistischer Arbeit. Der neue Akzent liegt darauf, die Verengungstendenz der Frühphase zu beenden, eine Öffnung hin zum allgemeinen Publikum zu versuchen, ohne deshalb für fachinterne Publikation den Wissenschaftsanspruch und ein adäquates Niveau aufzugeben.“

¹⁹⁰ Im Zuge der Schulbildung folgten auf die von Moriz Haupt 1841 gegründete *Zeitschrift für deutsches Altertum* die von Franz Pfeiffer 1856 gegründete *Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde*, die bis 1892 bestand, die von Julius Zacher 1869 gegründete *Zeitschrift für deutsche Philologie* mit ihrem 1868 erschienenen *Prospectus*, sowie die von Hermann Paul, Eduard Sievers und Wilhelm Braune 1873 gegründeten *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. Das von Friedrich Zarncke gegründete *Literarische Zentralblatt* erschien seit 1850. Vgl. Kolk (1994: 84 ff. und 88 ff.).

schaftliche Selbstverständnis der disziplinären Gemeinschaft noch einmal ausdifferenzierte. Mit der auf diese Weise vollzogenen Öffnung des Faches konnten nach Krohn (1994: 331) die Texte „nicht zum Volk zwar, aber zu den Bücherschränken des Bildungsbürgertums (gelangen; U.S.), auch wenn der Weg dorthin in aller Regel über den Deutschunterricht zumindest der höheren Schulen geführt haben dürfte“. Diese in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. wieder aufgenommene Debatte um Wissenschaftlichkeit einerseits und Popularisierung andererseits kehrt – wenn auch in anderer Form – im Diskurs nach 1966/68 wieder.¹⁹¹

Philologie contra Altertum (Kulturwissenschaft)

Auch im Hinblick auf den Gegenstandsbereich erfolgte im 19. Jh. eine Ausdifferenzierung. Dem Generalisten trat der Spezialist gegenüber, der dem Dilettantismusvorwurf zu entgehen trachtete. Nach Hunger (1994: 262) stellt Jacob Grimms frühe Editionstätigkeit ein Beispiel für jene disziplinäre Breite dar, die sich auf die „gesamte kulturelle Hinterlassenschaft des deutschen Altertums“ richtete und die derzeit in der Diskussion der Germanistik als (interdisziplinäre) Kulturwissenschaft wieder auflebt.¹⁹² Eine solche die Textphilologie („Worte“) überschreitende Germanistik („Sachen“) stand der Tendenz zur Spezialisierung diametral entgegen und mutet nach Wyss „seltsam ortlos“¹⁹³ an.¹⁹⁴ Erst um die Jahrhundertwende konnte sich eine – alle kulturellen Bereiche tangierende – Kulturwissenschaft („Deutschkundebewegung“) durchsetzen.¹⁹⁵

Resümee: 1) Die Institutionalisierung der deutschen Philologie/Universitätsgermanistik und des Deutschunterrichts am Gymnasium im 19. Jh. verlief als Prozeß der Emanzipation von der klassischen Philologie. Diese hatte sich zu Beginn des 19. Jhs. über ihr „Leistungsangebot“ an das Erziehungs- und Bildungssystem profiliert. Durch die Annahme eines „bildenden“ Charakters der antiken Gegenstände und die Setzung der griechischen und römischen Antike als

¹⁹¹ Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

¹⁹² Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

¹⁹³ Wyss, Ulrich: Die Grimmsche Philologie in der Postmoderne, S. 264-281; in: Hildebrandt, Reiner/Knoop, Ulrich (Hrsg.): Brüder-Grimm-Symposium zur Historischen Wortforschung, Berlin/New York 1986, hier S. 281. Vgl. auch Hunger (1994: 236 ff. und 263).

¹⁹⁴ Jacob Grimm in seiner *Rede auf Lachmann*: „Man kann alle philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche theilen, welche die worte um der sachen, oder die sachen um der worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern und ich übersehe nicht die groszen vorthteile seines standpuncts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den ersteren halte.“ Vgl. Grimm, Jacob: *Rede auf Lachmann*, S. 145-162; in: ders.: *Kleinere Schriften*, Bd. 1, *Reden und Abhandlungen*, Berlin 1864, S. 150.

¹⁹⁵ Vgl. Kolk (1994: 112 ff.).

Ideal versprach die Vermittlung der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur eine *universale* und (später) *nationale* Bildung. Für die Erbringung dieser Bildungsleistung wurden in klassischer Philologie ausgebildete *Lehrer* gebraucht, die am humanistischen Gymnasium unterrichteten, das nun die propädeutische Funktion für die Universität übernahm. Durch diese Leistungsbeziehungen zum Ausbildungs- und Beschäftigungssystem stieg die (klassische) Philologie zur Leitwissenschaft der philosophischen Fakultät an der reformierten Universität auf. Zu der Funktion des *Erkenntnisgewinns* im Wissenschaftssystem traten so Leistungsbezüge für andere gesellschaftliche Teilsysteme. Die Deutschlehrausbildung als Leistungsbeziehung spielte erst gegen Ende des 19. Jhs. eine Rolle. Auch der Deutschunterricht wurde erst mit der „Deutschkundebewegung“ politisch relevant. Diese richtete sich auf die Durchsetzung des Schulfaches Deutsch als Mittelpunktfach zur Bereitstellung einer „nationalen“ Erziehung. Die „allgemeine Menschenbildung“ an den Griechen und den alten Sprachen, die Humboldt vorschwebte, wurde damit durch die „nationale“ ersetzt. Das große Vorbild wurde ausgetauscht. Wilhelm II. forderte 1890: „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir wollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer.“¹⁹⁶ So verloren sich die der Germanistik inhärenten demokratischen Tendenzen mit ihren – auch verbandlich gestützten – Leistungen für das kulturelle und politische System („Nationalismus“). Das Projekt der Sprachnation ging im „Völkischen“ auf. Das „Deutsche“ wurde zur „global“ durchzusetzenden Norm erhoben. Das Projekt der Kulturnation begrenzte den Adressatenkreis auf das Bildungsbürgertum und den sich an ihm orientierenden Schichten. Die Norm bildete hier der klassische („bildungsbürgerliche“) Kanon.

2) Leisteten wissenschaftsinterne *Ausdifferenzierung* und *Spezialisierung* der Disziplin einen Professionalisierungsschub für die „junge“ Universitätsdisziplin der deutschen Philologie, so festigten wissenschaftsexterne Leistungen für das kulturelle und politische System die *Einheit* oder *Identität* des Faches. Die Professionalisierung zielt so tendenziell auf Auflösung der Facheinheit „Germanistik“, die Legitimierung auf deren Bewahrung. Damit werden die das Fach leitenden gegenläufigen Strategien sichtbar. Die *Professionalisierungsstrategie* versucht, den Ansprüchen einer wissenschaftlichen Disziplin über die Durchsetzung wissenschaftlicher Maßstäbe gerecht zu werden, die esoterischen Kreisen genügen, während die *Legitimationsstrategie* den Ansprüchen exoterischer Kreise zu genügen trachtet. Gerade durch die Ausdifferenzierung und Spezialisierung wird die gesellschaftliche Legitimation einer Disziplin nach außen intrans-

¹⁹⁶ Verhandlungen (1891: 72).

parenter. Auf der einen Seite ist die Germanistik demnach – wie jedes Universitätsfach – sich selbst verpflichtete Wissenschaft („Esoterik“), auf der anderen Seite geht sie auf „Leistungsanfragen“ anderer gesellschaftlicher Teilsysteme ein („Exoterik“).¹⁹⁷ Die Leistungsbeziehungen können so das Wissenschaftsverständnis im Hinblick auf Gegenstand und Methoden des Faches (mehr oder weniger) mitkonstituieren. Auf diese Weise erklärt sich die Existenz fachinterner und -externer Begründungsmuster der Disziplin.

3) Der Erfolg der klassischen Philologie führte in der deutschen Philologie zu einer Ausrichtung an deren Methoden und Gegenständen, über die die eigene Professionalisierung forciert werden konnte. So setzte sich mit der Lachmannschen Methode die sog. *Philologisierung* als Professionalisierungsstrategie durch. Andere (kulturwissenschaftliche) bzw. an breitere Kreise gerichtete Ansätze konnten als dilettantisch markiert und ausgesondert werden.

In Bezug auf die *Methode* bedeutete Philologisierung die Orientierung an den wissenschaftlichen (Editions-)Kriterien der klassischen Philologie (sprachkritische Rekonstruktion einer Urfassung). Dabei stieg der Professionalisierungsgrad mit der Esoterik des Faches bzw. der Aufgabe seiner exoterischen Funktion. In der Auseinandersetzung um die Lachmannsche Methode wurde das Verhältnis der disziplinären Gemeinschaft zu anderen gesellschaftlichen Teilsystemen verhandelt. Deren Anspruch auf Popularisierung wurde ab der Mitte des 19. Jhs. wieder mehr Geltung zu verschaffen versucht („Nibelungenstreit“). Über 100 Jahre später – 1966/1968 – wurde dieser Anspruch massiv eingefordert.

In Bezug auf die *Gegenstände* bedeutete die Philologisierung eine Präferenzierung des Altertums. Die neuere deutsche Literatur, deren Gegenstände wegen ihrer Verständlichkeit als wissenschaftlich unseriös galten, etablierte sich erst gegen Ende des 19. Jhs., nicht zuletzt auf Grund der Deutschlehrer, die die staatlichen Lehrpläne umzusetzen hatten. Die „deutschen“ Klassiker lösten die antiken ab. Den „sittlichen“ Vorbildcharakter erhielten nun Goethe und Schiller zugesprochen. Gegen Ende der 60er Jahre des 20. Jhs. wurde dieser Kanon nicht nur wegen seiner Instrumentalisierung für den Nationalsozialismus massiv attackiert.¹⁹⁸

¹⁹⁷ Vgl. Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm: Einleitung, S. 7-16; in: dies. (1991: 9).

¹⁹⁸ Im neueren Diskurs wird die Erweiterung dieses Kanon auf Medien- und Kulturerzeugnisse diskutiert. Hinzu kommt die „europäische“ bzw. „internationale“ Ausweitung. Vgl. dazu Kap. 3 dieser Arbeit.

2.2 Geschichte der Germanistik: 1966/1968

Nach der Skizzierung der Entstehungsgeschichte der Germanistik und ihrer weiteren Entwicklung wird im Folgenden der Umbruch von 1966/68 fokussiert sowie ein Blick auf jüngere Entwicklungen geworfen, bevor im dritten Kapitel ausgewählte auf den Germanistentagen nach 1966/68 gehaltene Reden untersucht werden.

2.2.1 1966/68 und die Folgen – „Krise“ der Germanistik

Zwei Faktoren wurden für die Germanistik entscheidend¹⁹⁹: 1) 1966 wurde die Germanistik als „Nationalwissenschaft“ bzw. als „deutsche“ *Wissenschaft* grundsätzlich in Frage gestellt und sich von der „nationalen“ Funktion des Faches distanziert.²⁰⁰ In seiner Begrüßungsrede auf dem Münchener Germanistentag brachte von Wiese (1967)²⁰¹ noch die folgende „unzeitgemäße Bemerkung“ (S. 11) zum Ausdruck: „Ich glaube jedoch nicht, daß der Einzelmensch ohne geschichtliches Bewußtsein existieren kann, ganz sicher ist es für eine Nation unmöglich.“ (S. 12) Klar ist, daß von Wiese hier auf das Bewußtsein von der „deutschen Nation“ anspielt. Von Wiese rät der Germanistik daher auch zu Kontinuität: „Der Verlust an Kontinuität, wie wir ihn durch den Nationalsozialismus und alle seine Folgen erlitten haben, ist ungeheuer groß. Ebenso groß ist die Versuchung, daraufhin alle Kontinuität über Bord zu werfen, um gleichsam vom Tage null an, den es in Wahrheit nie gegeben hat und auch gar nicht geben konnte, neu zu beginnen.“ (S. 13) Lämmert (1967: 34)²⁰² sollte dann in seinem Plenarvortrag die Verbindung von sprachlicher und politischer Einheit, die der nationalistischen Bewegung einen Nährboden geliefert hatte, kritisieren: „Wann –

¹⁹⁹ Einen guten Rückblick auf 1968, aber auch auf 1966, bieten die Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes: 1968 und die Germanistik. Eine Nachlese, 1, 1999. Vgl. z.B. auch Conrady, Karl Otto: Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966, S. 126-143; in: Diskussion Deutsch, 100, 1988.

²⁰⁰ Dazu Kambas: „Den Bruch mit der Germanistik des 19. Jahrhunderts vollzieht der Münchener Germanistentag 1966 mit der Kritik am nationalen bzw. nationalistischen Selbstverständnis als tragende Identität der Disziplin“ (S. 58). Vgl. Kambas, Chryssoula: Germanistik: Eine Disziplin oder eine Gruppe von Disziplinen? Gemeinsamkeiten und Tendenzen zur Verselbständigung, S. 56-68; in: Jäger (1995).

²⁰¹ Von Wiese, Benno: Begrüßungsrede in München am 18. Oktober 1966, S. 9-14; in: von Wiese, Benno/Henß, Rudolf (Hrsg.): Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17.-22. Oktober 1966, Berlin 1967.

²⁰² Lämmert, Eberhard: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft (Plenarvortrag), S. 15-36; in: von Wiese/Henß (1967). Vgl. auch: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walter Killy, Karl Otto Conrady und Peter von Polenz, Frankfurt 1967.

fragt man sich – werden die Deutschen einer Sprachtheorie entsagen, die sie politisch bereits 1866 widerlegten, mit der sie aber danach noch ein Jahrhundert lang fortführen, politische Grenzen je nach Bedarf zu zementieren oder zu negieren?“

2) Mit der Studentenbewegung und dem Aufschwung der Linken wurde die Forderung nach Abschaffung²⁰³ der Germanistik als Vermittlerin einer bildungsbürgerlichen Ideologie (als „bürgerliche“ *Wissenschaft*) bzw. nach deren „Umfunktionierung“ aufgestellt.²⁰⁴ Die Wissenschaft sollte aus ihrem Elfenbeinturm geholt werden, in dem sich nach 1945 eine „werkimmanent interpretierende“ Germanistik eingerichtet hatte. Entsprechend wurde auf dem Berliner Germanistentag 1968 nach dem Bericht Borcks (1970: 10)²⁰⁵ ein erweiterter Literatur- und Sprachbegriff eingefordert und dabei der „gesellschaftliche Charakter von Sprache und Literatur“ betont. Auf dem Stuttgarter Germanistentag 1972 spürt man den neuen Wind deutlich.²⁰⁶ Müller-Seidel (1974: 7)²⁰⁷ beschreibt ihn in seiner Einführung: „Erkenntnisinteresse, Analyse, Relevanz, Rezeption, Modell, Ideologiekritik, Synchronie oder Kommunikation sind solche Begriffe, um nur einige zu nennen. Sie sind neu, obwohl sich die meisten von ihnen auch in älteren Wörterbüchern finden. Aber neu vor allem ist die Schlüsselfunktion, die sie ausüben. Wo ‚linguistisch‘ oder ‚soziologisch‘ gedacht wird, sind diese ‚Schlüsselwörter‘ mit Sicherheit vorhanden. Auch in Referaten, die mit ihren Themen im Raum der Tradition verbleiben, fehlen sie nicht ganz.“ Damit reagierte das Fach auf die Kritik an seiner „unpolitischen“ Existenz.

Beide Entwicklungen trugen dazu bei, daß seit dem – aus unterschiedlichen Richtungen – kontinuierlich die „Krise“ der Germanistik konstatiert und nach einem neuen Fach- bzw. Selbstverständnis gesucht wurde.²⁰⁸ So geriet das

²⁰³ Der Schlachtruf lautete bekanntermaßen: ‚Färbt die blaue Blume rot, schlägt die Germanistik tot!‘

²⁰⁴ Vgl. etwa Pehlke, Michael: Aufstieg und Fall der Germanistik – von der Agonie einer bürgerlichen Wissenschaft, S. 18-44; in: Kolbe, Jürgen (Hrsg.): Ansichten einer künftigen Germanistik, Frankfurt 1969, hier S. 25/26.

²⁰⁵ Borck, Karl Heinz: Bericht, S. 9-12; in: Borck, Karl Heinz/Henß, Rudolf (Hrsg.): Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte, Heidelberg 1970.

²⁰⁶ Vgl. zur Germanistik in den 70er Jahren: Vietta, Silvio/Kemper, Dirk (Hrsg.): Germanistik der 70er Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie, München 2000.

²⁰⁷ Müller-Seidel, Walter: Zur Einführung, S. 5-11; in: Müller-Seidel, Walter i. V. m. Fromm, Hans u. Richter, Karl (Hrsg.): Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, München 1974.

²⁰⁸ Vgl. z.B. Kolbe (1969). Kolbe, Jürgen (Hrsg.): Neue Ansichten einer künftigen Germanistik, München 1973. Förster/Neuland/Rupp (1989). Griesheimer, Frank/Prinz, Alois (Hrsg.): Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven, Tübingen 1991. Jäger, Ludwig/Switalla, Bernd (Hrsg.): Germanistik in der Mediengesellschaft, München 1994. Arntzen, Helmut: Unsinn und Sinn der Germanistik, Weinheim 1996. Bentfeld, Anne/Delabar, Walter

Fach nach Lämmert (1967: 34) zunächst durch den Verlust seiner „Verpflichtungen“ in die „Krise“: „Es dürfte klar geworden sein, daß Auflagen von der Größe, wie sie die deutsche Germanistik im Wandel der Geschichte unbeirrt auf sich nahm, in einer Phase der Entlastung von solchen Verpflichtungen Krisen, ja eine gewisse Ratlosigkeit selbst unter reformbereiten Fachvertretern nach sich ziehen.“ Abgewendet wurde die Auflösung der Germanistik als Universitätsdisziplin nach Lämmert (1990: 177, kurs. im Orig.)²⁰⁹ letztlich über ihre *Funktion für die DeutschlehrerInnenausbildung*²¹⁰: „Darüber hinaus bekräftigte 1969 ein vielstimmiges Manifest von jüngeren Vertretern der verschiedenen Philologien, das *Rhedaer Modell* (...), die Absicht, Literaturwissenschaft als akademische Disziplin prinzipiell von ihrer Bindung an Nationalliteraturen zu lösen. Der weiterhin vorherrschende Auftrag zur Ausbildung für die unterschiedlichen Gymnasialfächer verhinderte allerdings, sieht man von Experimenten in Konstanz und in Bielefeld ab, eine unmittelbare Auswirkung dieses Manifests auf die Fächerorganisation der Universitäten.“ Der Deutschunterricht blieb also weiterhin auf die Verbindung von deutscher Sprache und Literatur und damit auf die Germanistik angewiesen. Dies bestätigt auch Werthen (1978: 1/2)²¹¹ in seiner Eröffnungsansprache auf dem Regensburger Germanistentag 1977: „Es geht z.B. auch um die Gewichtung von Sprache und Literatur. Daß beide nicht mehr in nationalen Grenzen zu sehen sind, kann für die Wissenschaft auch organisatorische Folgen haben – im Sprach- und Literaturunterricht der Schule gehören beide zusammen, und der Schwerpunkt bleibt bei der Muttersprache – nicht aus ideologischen, sondern aus praktischen Gründen. Eine Teilung, zu der die KMK-Vereinbarung zur reformierten Oberstufe von 1972 noch tendierte, kann nur ein Abgleiten sprachlicher Betrachtung in einen Formalismus – und eine Verbannung der Literatur in den Elfenbeinturm begünstigen, eine Isolierung im Ästhetischen, die wir

(Hrsg.): Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem, Opladen 1997. Boden, Petra/Dainat, Holger: Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert, Berlin 1997.

²⁰⁹ Lämmert, Eberhard: Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, S. 175-188; in: Prinz/Weingart (1990).

²¹⁰ Zur Auseinanderentwicklung der Teildisziplinen Sprach- und Literaturwissenschaft vgl. auch Kambas (1995: 61), nach der die „transdisziplinären Verbindungen, Medien- und Kommunikationswissenschaft, Buch- und Zeitungswissenschaft, Comicforschung etc., auch manche Ausdifferenzierungen der empirischen Sprachwissenschaft (Computerlinguistik, Sprachpathologie, Sprache der Politik) gleicherweise den kooperierenden Disziplinen eingegliedert werden (könnten). Der Erhalt einer Disziplin deutsche Literatur- und Sprachwissenschaft ist ihretwegen nicht unabdingbar“. Entsprechend finden sich mittlerweile auch separat zu wählende Studiengänge der Sprach- oder Literaturwissenschaft bspw. in Erfurt.

²¹¹ Werthen, Wolfgang: Ansprache zur Eröffnung der Tagung, S. 1-3; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 1, 1978.

gerade überwunden haben.“ In Konkurrenz zur „Nationalphilologie“ begannen sich demgegenüber an der Universität die sog. Komparatistik und die sog. Kognitive Linguistik institutionell zu etablieren.²¹²

2.2.2 Jüngere Beobachtungen

Gegenwärtig lassen sich folgende Beobachtungen anstellen: 1) Konnten sich Universitätsgermanistik und Deutschunterricht erst gegen Ende des 19. Jhs. gegenüber der klassischen Philologie durchsetzen, so wirft aktuell die „Globalisierung“ („Englisch“) die Frage nach der Rolle der deutschen Sprache und Literatur in den universitären Studien- und schulischen Lehrplänen (wieder) auf. Während die „Europäisierung“ auf der politischen und ökonomischen Ebene voranschreitet, steht die Diskussion der kulturellen Ebene noch weitgehend aus. Der Übergang der „Nationalstaaten“ in eine *europaean community* (oder in eine Weltgesellschaft) und die Konstruktion einer „europäischen Identität“ auf Grundlage „postnationaler Identitäten“ geht einher mit einer Neuaufgabe der Sprachenfrage. Welche Relevanz wird künftig der deutschen (Hoch-)Sprache und Literatur im Bildungssystem eingeräumt werden, wenn schon der DAAD dazu übergeht, die Auslandsgermanistik in englischer Sprache zu vermitteln (so fördern beispielsweise DAAD und Goethe-Institut die Lehre von German as a Foreign Language/DaF am German Language Center der German University in Cairo in der *teaching language* Englisch)? Im Hinblick auf die Durchsetzung einer *lingua franca* stellt sich damit die Frage nach der Zukunft der „Hochsprachen“ in Europa bzw. weltweit. Diese Zukunft scheint an die Entwicklung einer „mehrsprachigen Kompetenz“ gebunden zu werden. Gleichzeitig steht die Frage nach einem – an die Schüler bzw. Bürger zu vermittelnden – „deutschen“ oder „internationalen“ Kanon neu zur Diskussion, deren Beantwortung an die Entwicklung von „interkultureller Kompetenz“ geknüpft zu werden scheint. Aber auch von den globalen Migrationsbewegungen kann die Germanistik nicht unberührt bleiben („Deutsch als Zweitsprache“). Die Lösung dieser Probleme hat letztlich Folgen für das Wissenschaftssystem (Universitätsfach Germanistik) und das Erziehungs- und Bildungssystem (Schulfach Deutsch). So scheinen – u.a. im Rahmen der neuen Bachelor- und Master-Abschlüsse eingerichtete – mehrsprachig und interkulturell angelegte Studiengänge²¹³ die traditionelle Fächerorgani-

²¹² Vgl. dazu die quantitativen Erhebungen zur „Facheinheit: Germanistik/Germanistische Fächer“ in Weingart u.a. (1991). Vgl. dazu auch Prinz/Weingart (1990: 17/18).

²¹³ Ein Beispiel hierfür sind die Bachelor-Studiengänge „Literary, Cultural and Media Studies“ oder „Language and Communication“ in Siegen. Dort taucht die Wissenschaft von der deutschen Sprache oder Literatur nur noch als einer von zwei Schwerpunkten (z.B. Sprachen) auf, nicht mehr als Hauptrichtung („B.A.-GermanistIn“).

sation zu verdrängen. Dabei werden die (europäischen) Philologien „entgrenzt“²¹⁴.

2) Die Medientechnologien konstituieren zunehmend alle gesellschaftlichen Systeme und wirken auf die Schriftsprachlichkeit und die Lesesozialisation zurück. Dies hat auch Folgen für Gegenstandsbereiche und Methoden der Germanistik. Verliehen die Auseinandersetzungen im 19. Jh. bspw. entlang der Frage, ob sich die deutsche Philologie der neueren Literatur (und der Hermeneutik) zuwenden dürfe, stehen im neueren Diskurs die medienwissenschaftlichen Bezüge der Germanistik zur Diskussion. So rief etwa Bernd Scheffer auf dem Erlanger Germanistentag 2001 die GermanistInnen „zu einer fünfjährigen Germanistik-Abstinenz (auf; U.S.). In dieser Zeit sollten sie sich, wie er selbst, die nachmittäglichen MTV-Videoclips erarbeiten.“²¹⁵ Die Frage nach einer Erweiterung des Kanon auf Medienerzeugnisse – hinter der letztlich die Frage steht, wie weit die Germanistik mit dem allgemeinen Rezeptionswandel mitgehen soll – wird jedoch unterschiedlich gesehen. Dennoch schlagen sich diese Entwicklungen bereits institutionell – etwa in der Einrichtung neuer medien- und kulturwissenschaftlicher Studiengänge²¹⁶ – nieder, aber auch auf der schulpolitischen Ebene (z.B. „Schulen ans Netz“).

3) Auch die Frage nach der „Popularisierung“ bzw. der Übernahme von Leistungen für andere gesellschaftliche Teilsysteme stellt sich derzeit neu und äußert sich institutionell auch im Zuge der Installierung anwendungsbezogener Studiengänge (z.B. „Kulturmanagement“). Darüber hinaus treten kultur- und medienwissenschaftliche Ansätze in Konkurrenz zur „philologischen Methode“.

4) Dominierte im 19. Jh. die (alt-)sprachliche Bildung das Wissenschaftssystem wegen ihres „Leistungsangebotes“ für das Erziehungs- und Bildungssystem, sind heute Naturwissenschaft und Technik jene Bereiche, die durch For-

²¹⁴ Vgl. z.B. Estelmann/Müller/Krügel (2003).

²¹⁵ Schneider, Wolfgang: Man spricht nicht deutsch. Die Angst vor Prestigeverlust geht um: Der Germanistentag in Erlangen; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.10.2001. Vgl. auch Scheffer, Bernd: Am Rande der buchstäblichen Zeichen. Zur Lesbarkeit/Unlesbarkeit der (Medien-)Welt, S. 485-502; in: Kugler, Hartmut (Hrsg.) i. Zus. m. Boden, Petra u.a.: www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentags 2001, Bd. 1, Bielefeld 2002: „Was Literatur ist und sein wird, lehrte jetzt der ergänzende Blick von außen. Erst die neuen Medien lehrten die Eigenschaften der alten.“ (S. 500) Allerdings übt sich Scheffer auch nur an der *high culture* der Medien, um die unentzifferbare Welt zu entziffern: „Erweitertes Spielmaterial hätten wir: die neuen Medien, dort wo sie wirklich intelligent und kreativ sind.“ (S. 501)

²¹⁶ Ein Beispiel hierfür ist der Bachelor-Studiengang „Kultur- und Medienwissenschaft“ in Düsseldorf. Auch dort taucht die Germanistik nur noch als unter die Kultur- und Medienwissenschaft subsumiertes „Modul“ auf, nicht mehr als eigenständige Fachrichtung („B.A.-GermanistIn“). In Siegen gibt es zudem einen Studiengang mit dem Abschluß zum/r „Diplom-Medienwirt/in“.

schungsförderung expandieren können.²¹⁷ Neben der traditionellen (mutter-)sprachlichen Bildung als „Leistungsangebot“ für das Ausbildungs- und Beschäftigungssystem übernimmt die Germanistik neue Leistungen durch die Orientierung an Paradigmen aus ihrer nichthermeneutischen und nichthistorischen Tradition. Auch diese Entwicklung äußert sich institutionell.²¹⁸

5) Der Bedeutungsverlust der Geisteswissenschaften wirkt sich auch auf die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt aus. So ist etwa die staatliche „Abnahme“ von DeutschlehrerInnen seit der Bildungsexpansion in den 70er Jahren des 20. Jhs. mit wenigen Unterbrechungen durch Stagnation bzw. Rückgang gekennzeichnet, während sich AbsolventInnen germanistischer (Magister-)Studiengänge zunehmend einem Arbeitsmarkt gegenübersehen, der über die Fachqualifikationen hinausgehende (Schlüssel-)Qualifikationen verlangt. Bleiben auf der einen Seite die Studentenzahlen konstant²¹⁹ oder steigen gar, sinken die Berufsperspektiven auf der anderen. Ausweichmöglichkeiten sollen hier neue Anwendungsfelder (neben dem Lehrerberuf) schaffen, die sich auch in neuen Studiengängen formieren.²²⁰

Während im Feuilleton die Germanistik als „alte Dame“²²¹ gehandelt wird, von der keine Gefahr mehr ausgeht; während seitens der Medien keine Gelegenheit ausgelassen zu werden scheint, die Germanistik wegen ihrer Defensive im Hinblick auf eine denkbare Selbstverständigungsfunktion zu schelten²²²; während

²¹⁷ Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit. Vgl. Weingart u.a. (1991: 313). Derzeit wird v.a. den sog. Lebenswissenschaften in Verbindung mit Formen ihrer Technisierung (z.B. Bioinformatik) gesellschaftliche Relevanz zugeschrieben.

²¹⁸ Ein Beispiel hierfür ist der Bachelor-Studiengang „Kognitive Linguistik“ in Frankfurt/Main.

²¹⁹ Vgl. etwa Förster/Neuland/Rupp (1989: 2).

²²⁰ Förster/Neuland/Rupp (1989: 7, 8 und 11) sehen die folgenden Berufsbilder am Horizont: den mit „Reflexionskompetenz“ ausgestatteten „sprach- und literaturwissenschaftlich ausgebildeten ‚Stadtteilarbeiter‘“, den „Freizeitpädagogen“ oder den „Kulturvermittler“ mit mediävistischer Ausbildung; weniger sympathisch ist ihnen der „philologisch ausgebildete Kulturexperte“, der „auftraggeberorientierte ‚Technologie-, Innovations- und Kommunikationsberater‘ oder der ‚Führungskräfte-trainer‘“.

²²¹ Schneider (2001). Vgl. auch Podak, Klaus: Der Dame kann geholfen werden... Gestern wurde in Augsburg der Germanistentag `91 eröffnet, S. 24; in: Süddeutsche Zeitung, 7.10.1991.

²²² Vgl. jüngst z.B. Kämmerlings, Richard: Kredit zu verspielen. Dienstleistungsunwillig: Der Germanistentag in München, S. 39; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.9.2004. Dazu Anz, Thomas: Buhmann der Nation? Eine kleine Verteidigung der Germanistik, S. 35; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.9.2004: „Was sie auch (angeblich) tut, die Germanistik, sie macht das falsche.“ Anz schilt – den öffentlichen Kritikern Unkenntnis vorwerfend – zurück und versucht, das schlechte Renommee des Faches zu widerlegen. Ähnlich wie vor ihm schon der ehemalige Vorsitzende des Deutschen Germanistenverbandes Oellers (vgl. dazu Kap. 3 dieser

der Germanistentag 2004 in München der Erkenntnis Raum gibt, „fatalistisch sehe das Fach dem eigenen Untergang zu“²²³; und während im politischen Diskurs so zweifelhafte Begriffe wie „deutsche Leitkultur“ generiert werden – währenddessen scheint der wissenschaftliche Diskurs der Auflösung der Germanistik als (an der Universität institutionalisierten) Disziplin *gelassen* entgegen zu sehen. Bei genauerem Hinsehen zeigen sich jedoch *zwei unterschiedliche Richtungen*. Die Haltungen oder Einstellungen zur Germanistik sollen deshalb in dieser Arbeit an ausgesuchtem Textmaterial differenzierter ausgeleuchtet werden.

Arbeit) wendet sich der derzeitige Vorsitzende, der sich nicht erklären kann, warum „die Kulturschule der Nation im Feuilleton freilich zum Buhmann der Nation geworden ist“, damit gegen die „pauschalen Anklagen“. Wie hier gezeigt werden soll, liegen die Ursachen dafür einerseits in der Geschichte des Faches, die heute noch zu Zurückhaltung in öffentlichen Angelegenheiten auffordert, andererseits in der Zurückhaltung, die eine Wissenschaft quasi systembedingt gegenüber öffentlichen „Leistungsanfragen“ übt.

²²³ Apel, Friedmar: Frischluft für eine deutsche Wissenschaft. Bildung bindet: Zum achtzigsten Geburtstag des Germanisten, Lehrers und Hochschulpolitikers Eberhard Lämmert, S. 34; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.9.2004.

3. Untersuchungsrahmen: Germanistik nach 1966/68

3.1 Beschreibung und Analyse ausgewählter Aspekte und Argumente

3.1.1 Nationalphilologie – Nationalkultur – nationale Identität

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach dem „nationalen“ Selbstverständnis der Germanistik nach 1966. Wie in Kap. 2 beschrieben, verstand sich die Germanistik seit ihrer Entstehung als „nationale“ Wissenschaft. Mit der – erst gegen Ende der 60er Jahre des vergangenen Jhs. vorgebrachten – Kritik an ihrer nationalistischen bzw. nationalsozialistischen Geschichte, die im letzten Drittel des 19. Jhs. begann und bis zum Ende des Nationalsozialismus in Deutschland andauerte, wurde dieser Aspekt zutiefst problematisch. Die exemplarische Betrachtung des Diskurses nach 1966 zeigt die z.T. kontroverse Behandlung ihrer „nationalen“ Wurzeln auf (vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit). Im folgenden Abschnitt stehen jene Positionen und Strategien im Vordergrund, die den „europäischen“ und „globalen“ Wandel als ein Phänomen behandeln, das das Fach Germanistik dazu auffordert, sich mit *neuer Identität* zu behaupten.

DIE „KRISE“ UND ANDERE GEMÜTSZUSTÄNDE

Die Rede von der „Krise“ der Germanistik ist beinahe schon ein Topos^{224, 225}. Worin diese Krise besteht bzw. woraus sie resultiert, wird im Folgenden beispielhaft veranschaulicht. Grundsätzlich ist der Krisen-Topos vielseitig einsetzbar. Seine Verwendung erscheint immer dann günstig, wenn es darum geht, eine bestimmte (Rettungs-)Maßnahme, mit der die gegenwärtige (Krisen-)Situation bewältigt werden könne, dringlich und bedeutsam erscheinen zu lassen. Ein Ist-Zustand wird demnach als negativ markiert und die eigene Lösung als Heilmittel angeboten. Im umgekehrten Fall wird der Ist-Zustand als positiv beurteilt, um den eingeschlagenen Weg zu legitimieren. Damit kann die Diagnose, eine Krise existiere oder existiere nicht, als rhetorisches Mittel genutzt werden, um die eigene Sichtweise zu plausibilisieren. Da hier die Diskursebene und nicht die Realitätsebene untersucht wird, soll über die Gültigkeit bzw. Haltbarkeit der über die Realität getroffenen Aussagen nicht entschieden werden. Im Vordergrund

²²⁴ Eine Aussage, die zum „Topos“ wird, erlangt einen hohen Grad an Geltungskraft, obwohl sie nicht bewiesen ist. Ein Topos ist somit ein Glaubenssatz.

²²⁵ So spricht Parr vom Krisen-Topos. Vgl. Parr, Rolf: Textsorten und literarische Gattungen. Einige Topoi der Berichterstattung über Germanistentage, S. 30-36; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1994.

steht vielmehr die Art und Weise, wie für die Durchsetzung der eigenen Wirklichkeitskonstruktion auf die Realität Bezug genommen wird, d.h. entweder eine Krise konstatiert wird oder nicht. Bei den folgenden Positionen wird mit dem Verlust der „nationalen“ Fundierung der Germanistik argumentiert. Dieser Verlust begründet die Krise, aus der die Notwendigkeit gefolgert wird, daß die Germanistik wieder nach ihren Wurzeln suchen muß. Vor diesen Wurzeln wird jedoch auch vehement gewarnt. So gerate auch eine sich „national“ besinnende Germanistik in die Krise. Dabei wird jeweils auf unterschiedliche Vorstellungen von „national“ rekurriert (vgl. dazu unter „Nationalismus“ weiter unten).

Die Germanistik ist in der Krise²²⁶: Zurück zu den eigenen Wurzeln! Ad fontes!²²⁷

Auf dem Berliner Germanistentag 1987 stellt der 1935 geborene Dyck (1988)²²⁸ in seinem Plenarvortrag fest, daß die mangelnde Auseinandersetzung der Germanistik mit ihrer nationalistischen bzw. nationalsozialistischen Geschichte für sie einen „Neuanfang“ verhindert habe. Statt dessen habe sich ihre „Legitimationskrise“ (S. 4) manifestiert: So sei die Germanistik heute blutleer („Aderlaß“) und sauerstofffrei („Vakuum“) – also nicht lebensfähig. Dies hauptsächlich deshalb, weil sich das Fach keine neue Legitimation gesucht habe („Haltung“; „Stützkorsett“). Angesichts dieser Situation rät Dyck zunächst zur Dauerkonfrontation mit der Geschichte („Aufarbeitung“), die offenbar nach 1966 wieder in den Hintergrund getreten war.²²⁹ Wenn sich das Fach nur lange genug mit seiner Geschichte auseinandersetze („Trauer“; „Aufarbeitung“), werde ein An-

²²⁶ An dieser Stelle werden hier und im Folgenden die die Fach- bzw. Gegenstandskonstitution betreffenden Argumente und Annahmen benannt, die den eigenen Aufruf rechtfertigen und ihrerseits durch Argumente und Annahmen gestützt werden.

²²⁷ An dieser Stelle werden hier und im Folgenden Aufrufe (Ratschläge, Warnungen, Mahnungen etc.) benannt, die dem eigenen Fach bzw. den FachkollegInnen quasi zugerufen werden und die eigene Strategie artikulieren.

²²⁸ Dyck, Joachim: Zwischen Methodenrausch und Buchbindersynthese. Zur Lage der Germanistik im Jahre 2000, S. 3-15 (Plenarvortrag); in: Oellers, Norbert (Hrsg.): Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung. Vorträge des Germanistentages Berlin 1987, Bd. 2, Tübingen 1988.

²²⁹ Die angemahnte Aufarbeitung wurde inzwischen weitgehend eingelöst. Vgl. dazu Kap. 2 dieser Arbeit.

schluß an die eigenen Wurzeln („nationale Einheit“; „Muttersprache“²³⁰) vielleicht irgendwann wieder möglich²³¹:

„Der Aderlaß bestand vielmehr in etwas anderem. Zum allerersten Mal in ihrer kurzen Geschichte konnte sie sich nicht mehr als Ideologieträger eines völkischen Staates verstehen. Die nationale Einheit und der expansionistische Größenwahn, die der Aufrufe und Reden bedurft hätten, waren dahin, in den Grenzen zweier deutscher Staaten wurde nun Deutsch als Muttersprache gesprochen. Die Germanistik mußte sich in diesem Vakuum einrichten und darüber nachdenken, welche Haltung sie in Zukunft ohne das Stützkorsett völkischer Ideologie einnehmen wollte: An dieser Reflexion hat es jedoch gehapert und hapert es heute noch. Und schlimmer: Sie ist ihrer Liebe zur Konformität treu geblieben und hat, wie alle Deutschen, möglichst lange vermieden, Trauer über ihre furchteinflößende Rolle während des Dritten Reiches hochkommen zu lassen. Die Aufarbeitung der historisch entstandenen und ungelöst gebliebenen Konflikte, die Analyse der moralischen Schuld und ihrer Entstehung hätten dem Fach die Freiheit zu einem Neuanfang ermöglicht, dessen es sich aber durch Verdrängung und Vermeidung bisher beraubt hat.“ (Dyck 1988: 3)

Dyck bedauert nicht nur das Versagen der eigenen Generation bei der Bewältigung des Nationalsozialismus („Ruhekissen“), er blickt auch skeptisch auf die Studentenbewegung („Gesellschaft“). Auch diese habe dem Fach keine dauerhafte neue Identität verschaffen können, sondern es im Gegenteil in einen Stillstand versetzt („Lecken der Wunden“). Die „Professoren“-Kollegen hätten sich in dieser unbefriedigenden Situation eingerichtet („gebettet“). Demgegenüber erwartet Dyck von der nachfolgenden Generation, die Aufarbeitung abzuschließen („mit sich ins Reine kommen“) und eine tatkräftige Germanistik wiederaufstehen zu lassen („hochscheuchen“) – mithin einen „Neuanfang“ (S. 3). Die „Hoffnung“, dem Fach wieder Leben einzuhauchen, legt er somit auf diejenigen, die mit ihrer eigenen Biographie diese Geschichte nicht mehr berühren:

„Auf sie (die nachfolgende Generation; U.S.) richtet sich die Hoffnung, daß das Fach mit sich ins Reine kommt, sie allein kann die Germanistik wieder von dem Ruhekissen hochscheuchen, auf das sie zum Lecken der Wunden, die ihr die Gesellschaft geschlagen hat, von der jetzigen Professorgeneration gebettet wurde.“ (Dyck 1988: 3/4)

²³⁰ Üblich ist heute weitgehend die Verwendung des Begriffes „Erstsprache“. Zudem wird heute zwischen dem Erwerb einer Sprache als Zweit- oder Fremdsprache unterschieden.

²³¹ Auch das Festhalten der Germanistik an ihrem traditionellen Selbstverständnis als „philologisch-historische Wissenschaft“ (S. 26) könne die Krise abwehren; vgl. Jäger (1993/Sektionsbericht). Vgl. dazu unter dem Aspekt Philologie.

Eineinhalb Jahrzehnte später scheint die Germanistik immer noch nicht „ins Reine gekommen“ zu sein. So konstatiert der 1948 geborene Gumbrecht (2001)²³² auf dem Erlangener Germanistentag 2001 in seinem Eröffnungsvortrag eine anhaltende Krise des Faches. Als fachexterner, aber fachnaher Eröffnungssprecher der Tagung hält er den versammelten GermanistInnen einen bemerkenswerten Spiegel vor, der zudem den Blick von außen – aus den USA nämlich – auf die „deutsche“ Germanistik beinhaltet. Die GermanistInnen scheiterten immer wieder an ihrer inadäquaten Selbstwahrnehmung²³³ („deutscher Sonderfall“; „deutsch zu sein“), was den Grund für ihre „Krise“ (S. 51) darstelle. So diagnostiziert Gumbrecht das Krankheitsbild der „Depression“ (S. 51) und verwendet weitere psychische Kategorien („Stimmungstief“, „Mißstimmung“ oder „Niedergeschlagenheit“) für die Zustandsbeschreibung des Faches. Damit überträgt er Begriffe aus der Medizin auf die Germanistik. Mitübertragen wird dabei auch das Wissen, daß man eine Depression behandeln kann. Als „Antidepressivum“ oder „Stimmungsaufheller“ empfiehlt Gumbrecht denn auch u.a. die Wiedergewinnung ihres Selbstbewußtseins als „Nationalphilologie“ (vgl. dazu unter „Der Faktor `Globalisierung/Europäisierung´ und der Faktor `Nationalkultur´“ weiter unten). Gerade dieser – disziplinär und geographisch – aus der Außenperspektive erteilte Rat nach realistischer Selbsteinschätzung scheint annehmbar. Die Erinnerung an die eigene Selbstüberschätzung während des deutschen Faschismus – eine Fehleinschätzung in die andere Richtung – verbietet es, sich aus eigenem Antrieb positiv wahrzunehmen. Eine Korrektur der eigenen Fehleinschätzung („Selbstverblendung“; „Selbstunterschätzung“) muß sozusagen extern motiviert werden, da eine interne Motivation den Verdacht von falschem Stolz nahelegt:

„Aber Trost ist daraus (aus ihren wissenschaftlichen Leistungen; U.S.) nicht erwachsen, weil sich die Germanisten selbst in einer, ebenso mitleiderregenden wie grotesken, Selbstverblendung gefangenhalten, derzufolge ihre eigenen hervorragenden Leistungen bestenfalls den Anschluß an einen `internationalen Standard´ halten, der freilich so gar

²³² Gumbrecht, Hans Ulrich: Warum die Germanistik in den Elfenbeinturm zurückkehren sollte. Innovation, riskantes Denken und Selbstbewußtsein: Drei Rezepte für eine Disziplin, die nach Wegen aus der Depression sucht (gekürzte Fassung des Eröffnungsvortrages), S. 51; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.10.2001. Vgl. auch: Gumbrecht, Hans Ulrich: Wie deutsch kann die Germanistik sein? (Eröffnungsvortrag), S. 23-40; in: Kugler (2002: Bd. 1). Es handelt sich jedoch um zwei eigenständige Texte. Gumbrecht lehrt Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Stanford, ist aber auch Germanist.

²³³ An anderer Stelle spricht Gumbrecht (2002b) von einem „längst zur Routine erstarrten Ritual (...), den deutschen Traditionen – zumal in wohlfeiler Euro-Euphorie – stets die schlechtesten Noten zu geben“. Vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: Kurze Paradoxien. Heinz Schlaffers Thesen zu einer Geschichte der deutschen Kanonliteratur, S. 20; in: Frankfurter Rundschau, 12.3.2002.

nicht existiert. Madame de Staël hatte schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bemerkt, daß sich die Geistesheroen Europas hinter den Butzenscheiben deutscher Provinzstädte vor sich selbst versteckten. Heute ist die selbstkasteiende Selbstunterschätzung der Germanisten wieder ein deutscher Sonderfall, ebenso wie die Produktivität ihrer kulturwissenschaftlichen Reflexionen und ihrer medienwissenschaftlichen Forschungen. Eine entscheidende Frage ist also, wie weit und wie lange es sich die Germanistik leisten kann, in dieser doppelten Weise – in ihrem einzigartigen Forschungsprofil und in dessen grotesker Geringschätzung – deutsch zu sein.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Zu einem neuen Selbstbewußtsein gehören nach Gumbrecht auch die eigenen Traditionen. Nur der Anschluß an die eigene intellektuelle Herkunft könne die Germanistik aus der „Depression“ führen. Damit mahnt Gumbrecht an, daß das Fach nicht nur nach anderen Disziplinen oder Entwicklungen in anderen Ländern Ausschau halten („internationaler Standard“), sondern auch an die eigenen historischen Wurzeln – das Eigene – anschließen soll. Dafür seien aber (Denk-)Barrieren zu überwinden, die den Zugang zu dieser Tradition teils verstellen. Analog zur Medizin, wo etwa bei medizinischen Experimenten Nutzen und Risiken eng beieinander lägen, müsse eine Geisteswissenschaft an ihre Grenzen („erschreckende Frage“) gehen dürfen, ohne durch die Befassung mit den eigenen (z.T. ideologisch kontaminierten) Wurzeln von vorneherein unter Nationalismusverdacht gestellt zu werden (vgl. dazu unter „Nationalismus“ weiter unten). Die Germanistik brauche also Mut zum Eigenen („riskantes Denken“):

„Vielleicht könnte man als Antidepressivum für die Germanistik den Begriff des ‚riskanten Denkens‘ – als Denken des resistent Komplexen – vorschlagen. ‚Riskantes Denken‘ zum Beispiel im Sinn unseres unvermeidlichen Wunsches, daß die Medizin ihr diagnostisches und therapeutischen Potential weiter entfalten soll, ohne daß irgend jemand als Patient im Alltag medizinischer Praxis den Risiken medizinischer Experimente ausgesetzt sein möchte. Oder in geisteswissenschaftlicher Wendung: Alle Lehrenden in Deutschland sind sich in der Entschlossenheit einig, jede Apologie der nationalsozialistischen Herrschaft zu vermeiden. Aber in den Universitäten als dem Ort des riskanten Denkens sollte es dennoch, unbeschadet der jeweiligen Antworten, möglich sein, jene erschreckende Frage zu diskutieren, die Jacques Derrida einmal wohl nicht zufällig an einer deutschen Hochschule formuliert hat, die Frage nämlich, ob Heidegger ohne seine zeitweilige Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie zu einem der bedeutendsten Philosophen des zwanzigsten Jahrhunderts hätte werden können.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Etwa zur gleichen Zeit nimmt der 1927 geborene Ivo (2002)²³⁴ einen Gemütszustand wahr, den er als „tristia mentis“ (S. 97) bezeichnet. In dieser düsteren Verfassung befinde sich die Deutschdidaktik, seitdem sie sich nicht mehr selbstverständlich ihres „nationalen Rahmens“ bedienen könne – eine Verfassung, die Dycks „Krise“ und Gumbrechts „Depression“ nahekommt. Die „deutsche Nation“ ist demnach nicht länger eine Größe, auf die sich die Deutschdidaktik berufen darf, ohne unter Ideologieverdacht gestellt zu werden. Dieser Zustand vermindere aber massiv den Wert ihrer Gegenstände, da er die Pflege des „Deutschen“ erheblich erschwere. Unumgänglich ist nach Ivo daher eine Zustandsänderung, die dann erreicht werden könne, wenn der „nationale Rahmen“ in der Deutschdidaktik wieder thematisiert werden dürfe. In Abwandlung einer Strophe von Thietmar von Merseburg formuliert Ivo:

„Euch, meine Leser, ersuchet die Rede des Ivo um Langmut. Holt sie doch lange Verschwiegene wieder zurück in die Sprache. Trauer erfaßt uns noch immer, wenn deutlich die Rede von deutscher Nation. Trauer zu hegen, gemahnet die Rede, doch will sie auch lösen die Starre.“ (Ivo 2002: 97)

Die „Trauer“ soll also nicht abgeschnitten werden – wie es die immer wieder geführte Diskussion um den „Schlußstrich“ nahelegt –, sie soll aber auch nicht den einzigen („starren“) Gemütszustand darstellen. Vielmehr soll auch eine positive Perspektive entwickelt werden können, die in eine gemeinsame Zukunft („wir“; „uns“) weist („Orientierung“; „Konsens“). Dafür müsse der „nationale Rahmen“, der die Wurzel des Faches darstellt, wiedereingesetzt werden:

„Sind wir `im Bilde` (im nationalen Rahmen; U.S.), so wissen wir Bescheid, worauf es ankommt, wo es langgeht, welche Richtung wir nehmen sollen, was wir zu tun und zu lassen haben. Sind wir aus dem Rahmen gefallen, kommt uns die Orientierung abhanden und wir haben mit dem Konsens derer, die sie teilen, gebrochen.“ (Ivo 2002: 97)

Die Krise der Germanistik ist eine Inszenierung: Vorsicht vor den „nationalen“ Wurzeln!

Völlig anders beurteilt der 1936 geborene Oellers (1987)²³⁵ die Situation. In einem FAZ-Artikel – und damit vor laufenden (öffentlichen) Kameras – wendet er

²³⁴ Ivo, Hubert: Deutschdidaktik – aus dem nationalen Rahmen gefallen? Die vielen Nationen und der eine Friede, S. 97-115; in: Wirkendes Wort, hrsg. v. Rölleke, Heinz, 52. Jg., Heft 1, 2002. Vgl. dazu auch Ivo (1994) und Ivo (1999).

²³⁵ Oellers, Norbert: Das Elend des Krisengeredes. Die gegenwärtige Kritik an der Germanistik verkennt die Aufgabe der Literaturwissenschaft, S. 31; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.3.1987.

sich gegen das permanente „Krisengerede“. Dieses diene lediglich dazu, eine „Krise“ zu inszenieren – eine „Krise“, für die – wie etwa von Dyck²³⁶ unterstellt – die Studentenbewegung („Gesellschaft“) ebenso wie die Massen („Studenten“) verantwortlich seien:

„Es gibt Hochschullehrer, die sagen, die Germanistik sei am Ende; die Politik, die Gesellschaft, die Studenten (!) hätten das Fach zugrunde gerichtet.“ (Oellers 1987: 31, Ausrufung im Orig.)

Daraus sprächen in erster Linie politische Motive. So vermutet Oellers in der Inszenierung der „Krise“ den Versuch, „nationalpolitischen“ Interessen Rückenwind zu verschaffen. Deren Argumentation lautet: Eine Germanistik, die in der „Krise“ ist, befindet sich auf dem falschen Weg. Der richtige Weg besteht im Dienst an der „Nation“ („Selbstwertgefühl der Deutschen heben“). Nach Oellers kommt jedoch für die Germanistik nach 1966 eine Indienstnahme seitens politischer Gruppierungen, die die „nationale“ Identitätssuche zu stärken beabsichtigen, nicht mehr in Frage. Oellers warnt daher vor „nationalen“ Bildungsprogrammen („mustergültige“, also ‚klassische‘ Poesie“), die im Ernstfall („Buchenwald“) keine Humanität verbürgen:

„Es gibt Vorbehalte gegen die Germanistik, die tiefer liegen. Es sind politische Vorbehalte. In einer Zeit wie der unseren, in der verstärkt nach ‚positiven Wertsetzungen‘ durch Literatur gerufen wird, in der Staatsanwälte wieder häufiger auf die Jagd nach ‚gefährdendem Schrifttum‘ geschickt werden, in der öffentlich Kunstwerke der Gegenwart als ‚entartet‘ diffamiert werden können, in der Kultusminister anordnen, in der Abiturprüfung Deutsch sollen ‚Ganzschriften‘ behandelt werden, die sich durch ‚zeitlos exemplarischen Sinn- und Problemgehalt‘ auszeichnen, in der Goethe-Institute im Ausland angewiesen werden sollen, ein betont heiles Bild der Bundesrepublik zu vermitteln – in einer solchen Zeit kann die Germanistik nicht unbeachtet und unkritisiert bleiben. Es geht auch hier um die (politische) Forderung, das Selbstwertgefühl der Deutschen zu heben, indem ihnen verdeutlicht wird, daß sie einen großen Schatz

²³⁶ Oellers bezieht sich hier auf einen Artikel von Dyck, Joachim: Stumm und ohne Hoffnung. Die totale Paralyse der Germanistik in den 80er Jahren, S. 41/42; in: Die ZEIT, 14.6.1985. Auch die Journalisten würden am Fach eine „Pauschalkritik“ üben. Dabei bezieht er sich auf Leonhardt, Rudolf Walter: Trübes Bild in schönem Rahmen. Vielleicht kann eine Schwerpunktverlagerung nach Ostasien die Germanistik retten – 7. Internationaler Germanistenkongreß in Göttingen; in: Die ZEIT, 6.9.1985 sowie auf Fuld, Werner: Verführung durch Fakten. ‚Die anderen Klassiker‘ – Gert Uedings literarische Porträts; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.12.1986.

besitzen: ihre `mustergültige`, also `klassische` Poesie. Das wußten auch die selbstbewußten Schergen in Buchenwald.“ (Oellers 1987: 31)

FAZIT: Wenn – so kann hier als Zwischenfazit gezogen werden – der Ist-Zustand der Germanistik als krisenhaft thematisiert wird, scheint zugleich der Aufruf bzw. Rat an die FachkollegInnen zu erfolgen, aktiv vorzugehen gegen die weitere Schwächung des Faches (Selbstauflösung). Gestärkt werden könne das Fach, wenn selbstbewußt zu den eigenen Wurzeln, die 1966 abgeschnitten wurden, zurückgekehrt werde (*Ad fontes!*). In der Gegenargumentation wird vor den „nationalen“ Wurzeln gewarnt und die sog. Krise als Inszenierung konservativer Kräfte gewertet.

DER FAKTOR „WANDEL DER BUNDESDEUTSCHEN UND EUROPÄISCHEN VERHÄLTNISSE“

In dieser Argumentation geht es um die unterschiedliche Aufnahme der „Wiedervereinigung“ und der „Europäisierung“ seitens der Germanistik. Neue fachexterne Bedingungen werden konstatiert, die die Realität definieren und damit auch die Germanistik in einen neuen Kontext stellen. Dieser Kontext erfordert eine Reaktion, die unterschiedlich ausfällt. So kann eine adäquate Reaktion darin gesehen werden, sich auf die Veränderungen einzustellen, sie kann auch darin gesehen werden, diese mehr oder weniger zu ignorieren. Die Bedeutung, die dem politisch-kulturellen Wandel für die eigene Wissenschaft zugemessen wird bzw. dessen Wertung, spielt also eine Rolle für die abzuleitenden Konsequenzen. Darüber hinaus können Realitätsbeschreibungen auch strittig sein.²³⁷ Der Wandel der Verhältnisse auf bundesdeutscher und europäischer Ebene wurde nun Anfang der 90er Jahre des letzten Jhs. als Anlaß genommen, die Germanistik als „Nationalphilologie“ wieder zu etablieren. Eine solche insbesondere mit der deutsch-deutschen Einigung begründete Anpassung an politische Erfordernisse wurde aber auch für nicht erforderlich – wenn nicht für gefährlich – erachtet. Danach sollte die Germanistik nicht an ihre Tradition als „Nationalphilologie“ anschließen. Kontrovers ist hier also die politische Rolle des Faches, die im einen Fall eingeklagt, vor der im anderen Fall gewarnt wird. Entsprechend wird mit der Übernahme politischer Funktionen ein Bedeutungszuwachs der Germanistik erwartet oder ihr endgültiger „Untergang“ prophezeit. Ein- und derselbe

²³⁷ So kann bspw. die „Tatsache“, daß die Bundesrepublik Deutschland ein Einwanderungsland ist, strittig sein. Dabei bezieht sich die Pro-Argumentation auf die Fakten („de facto“) und die Contra-Argumentation auf die Gesetzeslage („Normen“).

Faktor kann so unterschiedliche fachpolitische Strategien auslösen, und dies abhängig von dem eigenen wissenschaftlichen und politischen Selbstverständnis.

Die Germanistik ist eine politische Wissenschaft. – Mischt Euch in die Politik ein!

Auf dem Augsburger Germanistentag 1991 bestimmten auch die jüngsten politischen Ereignisse die Thematik. So ging der 1938 geborene Janota (1993)²³⁸ als damaliger Vorstandsvorsitzender des DGV in seiner Begrüßungsansprache zur Eröffnung dezidiert auf den politisch-kulturellen Wandel ein. Danach sollte die Wiedervereinigung einerseits und die Europäisierung andererseits die Funktion der Germanistik als „Nationalphilologie“ aktualisieren. Damit sieht Janota in diesen fachexternen politischen Ereignissen Faktoren, die auch das Selbstverständnis der Germanistik beeinflussen sollten. Janota nutzt somit den äußeren Wandel dafür, die Germanistik zu erneuern im Sinne einer neuen politischen Schwerpunktsetzung:

„Angesichts der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten und der gleichzeitig anstehenden Öffnung des europäischen Binnenmarktes muß sich das Fach fragen und fragen lassen, welche spezifischen Leistungen die Germanistik als Nationalphilologie in den kulturellen Wandel einbringen kann, der in Deutschland und in Europa abzusehen ist und wie die Germanistik an diesem kulturellen Wandel mitwirken will.“ (Janota 1993: X)

Dabei stützt sich Janota auf Jakob Grimm als Autorität des Faches. Grimm, der als einer der sog. Gründerväter der Germanistik gilt, verfügt innerhalb des Faches über eine unangefochtene Anerkennung. Insofern verleiht die Berufung auf diese fachprägende Forscherpersönlichkeit der eigenen These Legitimation. Diese These besteht in der politischen Dimension des Faches, die Janota im Anschluß an Grimm neu zu aktualisieren versucht. Janota beruft sich auf Grimms Nationenbegriff und Konzeption von einer Germanistik als „nationale Einigungswissenschaft“, wenn er die „innere“ Einigung auch als Aufgabe der heutigen Germanistik ausweisen will. Dafür liefere die sprachliche Gemeinsamkeit einen Ansatzpunkt als ein originäres Fundament derjenigen Wissenschaft, die sich mit der deutschen Sprache befaßt. Dabei würde auch die Germanistik als politische Wissenschaft, die den Wunsch der Deutschsprachigen aus Ost und

²³⁸ Janota, Johannes: Vorwort. Aus der Begrüßungsansprache zur Eröffnung des Germanistentages, S. IX-XIII (Vorwort); in: ders. (1993: Bd. 1). Auslassungszeichen an zwei Stellen verweisen darauf, daß in dem Band – ohne Angabe von Gründen – nicht die vollständige Rede dokumentiert ist.

West nach Zusammengehörigkeit („gemeinsames“) unterstützt, wieder an Bedeutung gewinnen („positives Moment“).²³⁹ Der Aufruf Janotas – unter dem Eindruck der sog. Wiedervereinigung – lautet also, im Interesse der „Nation“ wieder stärker politisch tätig zu werden. So kann Janota seine Position in die Tradition Grimms stellen:

„Als eine Nationalphilologie verstand sich die Germanistik seit ihren Anfängen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Sie arbeitete auf ihren Forschungs-, Lehr- und Unterrichtsgebieten an der Konzeption eines Nationalstaates mit, der sich aus ihrer Sicht vorwiegend sprachlich-literarisch definierte. Daraus leitete sich die Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur als den konstitutiven Gegenstandsbereichen der Germanistik ab, bei denen Ausgriffe auf nichtdeutsche Sprachen, Literaturen und Kulturen lediglich aus Gründen der Quellengeschichte, bestenfalls zum Vergleich und schlimmstenfalls zur Entfaltung negativer Kontrastfolien toleriert wurden. Wir alle wissen, welche schrecklichen Folgen diese Beschränkung des germanistischen Gegenstandsbereiches aufs Deutsche hatte. Und doch sehe ich in einer differenzierten Ausbildung der Germanistik in der Form einer Nationalphilologie auch ein positives Moment. Jacob Grimm hat es in der Einleitung zum ‚Deutschen Wörterbuch‘ mit der scheinbar naiven Frage benannt: ‚was haben wir denn gemeinsames als unsere sprache und literatur?‘ Aus dieser Einsicht und (ich zitiere nochmals aus der Einleitung zum ‚Deutschen Wörterbuch‘) ‚durch erstarkte liebe zum vaterland und untilgbare begierde nach seiner festeren einigung‘ bewegt, schöpfte Jacob Grimm mit seinem Bruder Wilhelm den Mut zu diesem heute noch zu Recht bewunderten philologischen Mammutwerk. Germanistik verstand sich also von ihren Anfängen an als eine nationale Einigungswissenschaft. Und diese Grimmsche Tradition kann die Germanistik in die *innere* Wiedervereinigung Deutschlands einbringen (...).“ (Janota 1993: X/XI, kurs. im Orig.)

Janota stützt sich zudem auf die Entstehungsgeschichte der Germanistik. Diese Entstehungsgeschichte verfügt als Ursprungsmythos heute noch über legitimierende Kraft. Was einmal die eigene Geburt ausgelöst hat – das Streben nach ei-

²³⁹ Vgl. zur Solidarität erzeugenden Eigenschaft der Sprache Anderson (1996) weiter unten. Vgl. Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M./New York 1996 (ersch. 1983). Was durch die einigende Funktion einer gemeinsamen Sprache und Literatur auch gefördert wird, ist der Ausschluß der Nicht-„Muttersprachler“, die in diesem Sinne der Sprachgemeinschaft nicht angehören, aber in der Bundesrepublik Deutschland leben. In dem Maße, in dem sich die „Muttersprachler“ ihrer Zusammengehörigkeit versichern, werden die Nicht-„Muttersprachler“ ausgeschlossen. Eine Sprachgemeinschaft verbindet sich dann auf Kosten derer, die dieser Sprachgemeinschaft nicht angehören.

ner politischen Einheit („Nationalstaat“) –, kann heute nicht völlig obsolet geworden sein. Von Anfang an war die Germanistik politisch gesinnt – nach Janota ein Argument dafür, sich dieser Tradition zu erinnern, und zwar gerade heute, wo es offenbar nottut. Dabei kann der Wiederanschluß an die eigene „nationale“ (nicht: nationalistische) Tradition als unproblematisch betrachtet werden, da der „historische Rückgriff“ als ein im Laufe der letzten Jahrzehnte geläuterter („reflektierter“) erfolgt (vgl. dazu unter „Nationalismus“ weiter unten):

„Mit dieser Akzentuierung der Tagungsarbeit ist jedoch keine archivarische Bestandsaufnahme um ihrer selbst willen gemeint, vielmehr sollen auf diese Weise Perspektiven für die germanistische Praxis in Hochschule und Schule auf der Grundlage eines reflektierten historischen Rückgriffs und im Blick auf die Herausforderungen gewonnen werden, die durch die deutsche Wiedervereinigung und die europäische Öffnung an das Fach Germanistik gestellt sind. Unter beiden Aspekten steht das Selbstverständnis der Germanistik als Nationalphilologie zur Diskussion.“ (Janota 1993: X)

Die Germanistik ist keine (national-)politische Wissenschaft. – Haltet Euch aus der Politik heraus!

In seinem Vorwort zum Aachener Germanistentag 1994 antwortet der 1943 geborene Jäger (1995)²⁴⁰, seinerseits zu diesem Zeitpunkt Vorstandsvorsitzender des DGV, auf Janotas Forderungen auf dem Germanistentag zuvor. Jägers These lautet, daß die Wiedervereinigung nicht zu einer Wiederbelebung der Germanistik als „Nationalphilologie“ führen sollte. Damit sieht Jäger in diesem fachexternen politischen Ereignis und seinen Folgen lediglich einen Untersuchungsgegenstand der Germanistik, nicht einen Anlaß für die Unterstützung der deutsch-deutschen Einigung seitens der Wissenschaft Germanistik. Eine Politisierung des Faches erscheint als nicht notwendig, wenn nicht sogar als gefährlich. Jäger wendet sich denn auch gegen Janotas Bezugnahme auf die „Nationalphilologie“. Auch wenn Janota (1993: IX) zu „strengster Nüchternheit“ gemahnt hatte, schließt Jäger einen solchen „nüchternen“ Umgang mit dem Konstrukt „Nation“ offenbar aus. Daß sich Janotas Aufruf nicht durchsetzen konnte, konstatiert Jäger denn auch mit einer gewissen Erleichterung („glücklicherweise“):

„(...) die Probleme einer die Wende überdauernden Teilung der sprachlichen und literarischen Kultur, von denen sich die Germanistik anfänglich noch nachhaltig betroffen fühlen durfte, sind auf das wissenschaftsalltägliche Niveau von Forschungs- und Lehr-

²⁴⁰ Jäger, Ludwig: Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Zur Einleitung, S. 7-12 (Vorwort); in: ders. (1995).

gegenständen herabgesunken, die ihren Platz unter anderen haben. Kurz: die `gewaltige Herausforderung an die heutige Germanistik', die Johannes Janota 1991 in der `Niederlegung der unsichtbaren, aber durchaus realen Mauern' zwischen zwei sich fremden deutschen Teilkulturen sah, hat sich – wie ich meine glücklicherweise – doch nicht als so bestimmend für das Selbstverständnis des Faches erwiesen, daß von hier her – im Namen Jacob Grimms – eine Wiederbelebung der Idee einer Germanistik als *National-Philologie* in Kauf genommen werden müßte.“ (Jäger 1995: 7, kurs. im Orig.)

Jäger stützt sich in seiner Argumentation ebenfalls auf Jacob Grimm, wenn auch in einem anderen Sinne. Danach legitimiere dessen Nationenbegriff keineswegs die Vorstellung von einer „nationalen“ Identität, die nach Jäger immer auch an eine Selbstüberschätzung gekoppelt zu sein scheint. Für Grimm habe – etwa in seiner „Rede auf Lachmann“²⁴¹ – vielmehr „Europa“ im Vordergrund gestanden (vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/ Mehrsprachigkeit).²⁴² Wenn demnach überhaupt eine politische Haltung eingenommen werden sollte, dann nur im Sinne dieses europäischen Nationenbegriffs Grimms, der seit jeher eine Gleichordnung der „Nationen“ in Europa visioniert habe. So kann Jäger seine Position ebenfalls in die Tradition Grimms stellen:

„(...) aus keinem dieser – durchaus *nicht* marginalen – wissenschaftlichen Erörterungsgegenstände läßt sich für die Germanistik Honig saugen für die Reanimation einer Nationalitätsidee, die geeignet wäre, als disziplinärer Identitätsstifter zu fungieren. Die sogenannte `innere Vereinigung' ist ein temporäres Ereignis, das schon insofern wenig geeignet ist, im Rückblick auf Grimm die Germanistik wieder als `nationale

²⁴¹ Jäger bezieht sich hier auf Grimm (1864: 149).

²⁴² Die nach Röther (1980: 44) „in der Substanz kosmopolitischen Anschauungen“ auf dem ersten Germanistentag werden nicht nur bei Grimm deutlich. Auch der Rechtswissenschaftler Ernst Theodor Gaupp (1847: 125) läßt an seinem projektierten Verhältnis zwischen den germanischen und romanischen „Völkern“ eine solche Anschauung durchscheinen: „Von einer günstigen Constellation der Verhältnisse zwischen den romanischen und germanischen Völkern scheint der glückliche Zustand Europas vorzugsweise abzuhängen. Es liegt darin ein Keim, gleichsam ein Embryo der großartigsten Entwicklung für künftige Jahrhunderte.“ Vgl. Vortrag des Herrn Professor G a u p p aus Breslau über das Verhältnis der germanischen und romanischen Völker überhaupt, S. 124-129; in: Verhandlungen (1847). Vgl. auch S. 129. Die politische Stoßrichtung zielte hier noch ganz klar auf eine friedliche Koexistenz der „Völker“. Dieses Verhältnis wurde wieder thematisiert in: Erörterung der Frage über die Stellung der Germanisten und Romanisten zu einander durch die Herren v o n d e r P f o r d t e n , B e s e l e r und v o n W ä c h t e r , S. 224-239; in: Verhandlungen (1848). Zum Verhältnis der germanischen, romanischen, slawischen und orientalischen Philologien insbesondere zwischen 1862, als sich die „germanistisch-romanistische“ Sektion bildete, und 1891, als sich die beiden Philologien sektionell wieder trennten, vgl. Röther (1980: 88/89).

Vereinigungswissenschaft' zu begründen, als Jacob Grimm selbst seine Nationalitäts-idee mit Blick auf die Philologien der klassischen Sprachen in einen europäischen Horizont einstellte (...).“ (Jäger 1995: 7/8, kurs. im Orig.)

FAZIT: Der Aufruf, sich politisch zu artikulieren, beinhaltet demnach, sich für das Streben der Deutschen nach „Einheit“ einzusetzen oder/und sich daran zu beteiligen, die Bundesrepublik Deutschland kulturell in „Europa“ zu positionieren (vgl. dazu unter „Der Faktor `Globalisierung/Europäisierung' und der Faktor `Nationalkultur'“ im Anschluß). Ein solches Engagement – das auch Teil der eigenen Tradition ist (*Ad fontes!*) – könne auch die eigene Bedeutung wieder erhöhen und das Fach stärken. In der Gegenargumentation wird vor einem solchen Engagement gewarnt bzw. explizit und damit „politisch korrekt“ auf Zurückhaltung gepocht, insbesondere, wenn es um Fragen einer „deutschen Identität“ geht. Dabei berufen sich beide Argumentationen auf die Autorität Grimms als Begründer der Germanistik bzw. auf dessen „deutschen“ oder europäischen Nationenbegriff. Auf Vorstandsebene des DGV – und damit an höchster Stelle – wurde hier auf diese Weise eine zentrale Frage des Faches aufgeworfen und entschieden. Die Wissenschaftsdisziplin der Germanistik habe sich unpolitisch, d.h. forschend-untersuchend und bestenfalls „europäisch“ zu präsentieren.

DER FAKTOR „GLOBALISIERUNG/EUROPÄISIERUNG“ UND DER FAKTOR „NATIONALKULTUR“

Ein Faktor, der gemeinhin unter den Begriffen „Globalisierung“ und „Europäisierung“ gefaßt wird, taucht seit den 90er Jahren des letzten Jhs. im Selbstverständigungsdiskurs häufiger auf und tritt damit der „Nationalkultur“ gegenüber. Dieser eigentlich fachexterne Faktor wird für die eigene Fachentwicklung in Anschlag gebracht. Er liefert ein Argument dafür, sich vermehrt mit den Nationalkulturen zu befassen, die von den weltweiten und europäischen Migrationsbewegungen tangiert werden bzw. die auf dem globalen Kulturmarkt um Nachfrage konkurrieren. Insofern begünstigt dieser Faktor Pflege und Schutz der Nationalkultur. Dabei ist z.T. auch gegen fachinterne Widerstände vorzugehen. Wenn die eigene Kultur bedroht scheint, müssen bestimmte (Pflege-)Maßnahmen eingeleitet werden, die die gewachsenen kulturellen Einheiten bewahren – auch von einem Fach, das diesen Einheiten seit jeher verpflichtet ist. Zu dieser Argumentation bildet die „Nationalismusgefahr“ das Gegenstück (vgl. dazu unter „Nationalismus“ im Anschluß). Diese Argumentation wird auch auf die Wissenschaftsebene übertragen, wo sie ihren Ausdruck in der Forderung nach der Pflege des disziplinen eigenen „Denkstils“ findet. Die gesellschaftliche Entwicklung der Glo-

balisierung/Europäisierung wird aber nicht nur als Gefahr für die Nationalkulturen wahrgenommen, sondern auch als Phänomen, das der deutschen Literatur und Kultur einen internationalen Rezipientenkreis beschert. So rechtfertigt die Feststellung eines weltweiten Interesses an der deutschen Literatur und Kultur die Pflege der Nationalkulturen, die auch von der Germanistik zu erbringen ist. Damit stützt auch diese Argumentation die Pflege der Nationalkultur bzw. Nationalphilologie.

Die „Nationalkulturen“/„Nationalphilologien“ sind gefährdet. – Verteidigt die eigenen Wurzeln!

Die Position, die Nationalkulturen seien gefährdet, vertritt Gumbrecht (2001) in seiner schon erwähnten Rede. Er sieht in der Globalisierung und Europäisierung eine Gefahr für das „Lokale“ und die Besonderheiten der „Nationalkulturen“. Diese Bedrohung, die in einer Nivellierung, Vereinheitlichung oder Standardisierung („allzu erfolgreiche Integration“), im schlimmsten Fall auch in ihrer Zerstörung („Erosion“) bestehen mag, müsse den Schutz („Konzentration“) des Lokalen und der Besonderheiten der Nationalkulturen vermehrt nach sich ziehen, da diese Entitäten erhaltenswert seien. Für diesen Schutz sind nach Gumbrecht zunächst die GermanistInnen zuständig. Er appelliert daher an das Verantwortungsgefühl der GermanistInnen für das „kulturell Spezifische“ – so im Vortrag – oder – wie im FAZ-Artikel (2001) bezeichnet – für das „nationalkulturell Spezifische“. Er geht damit davon aus, daß die Germanistik der – als Sprachgemeinschaft entstandenen – Nationalkultur verpflichtet ist und diese auch verteidigen sollte:

„Vor allem aber steht (für die Germanistik; U.S.) eine Konzentration auf das von Erosion bedrohte Lokale an, ja sogar eine Konzentration auf das nationalkulturell Spezifische in einem Europa der vielleicht allzu erfolgreichen Integration und in einer Weltwirtschaft mit fortschreitenden und fortschreitend vielleicht auch gehemmten Globalisierungseffekten.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Auch auf der akademischen Ebene – im Wissenschaftsbereich – begründet die Globalisierung nach Gumbrecht Schutz und Pflege des Besonderen der Disziplin Germanistik. Die unterschiedlichen „Nationalphilologien“ verfügen demnach auch über unterschiedliche Denktraditionen („Denkstil“), die nach Gumbrecht erhaltenswert sind und vom Fach verteidigt werden sollten, statt bei der internationalen Vernetzung der Wissenschaftskulturen preisgegeben zu werden:

„Ebendiese auf einen neuen literarischen Kanon ausgerichtete Frage läßt sich auch auf die Germanistik selbst anwenden. Dann wird sie zur Frage nach der Besonderheit eines Denkstils, den diese Disziplin im Lauf ihrer Geschichte ausgebildet hat und den zu erfassen und weiter zu entfalten – auch im Kontext akademisch-kultureller Globalisierung – zu einer Aufgabe der Germanistik unserer Gegenwart und Zukunft werden könnte.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Demgegenüber verweist Ivo (2002) auf die fachinternen Widerstände, die eine adäquate Reaktion der Germanistik auf Globalisierung und Europäisierung verhinderten. Wenn die Mehrheit der Deutschdidaktik den „nationalen Rahmen“ der Germanistik nicht (wieder-)anerkennt, würden ihre originären Gegenstände – die deutsche (Hoch-)Sprache und (Hoch-)Literatur vernachlässigt („toter Winkel“). Gegen die mangelnde Wertschätzung dieser Gegenstände bei den DeutschdidaktikerInnen/GermanistInnen kämpft Ivo an, wenn er dazu aufruft, die „Nationalsprache“ und „Nationalliteratur“ wieder in das Zentrum der Bemühungen („sorgende Pflege“) zu stellen. Damit sieht Ivo den „Feind“ zunächst im eigenen Fach, wenn andere Schwerpunkte gesetzt würden:

„Nicht nur, daß von einer expliziten Thematisierung ihres (der Deutschdidaktik; U.S.) nationalen Rahmens nicht die Rede sein kann; auch diejenigen Aspekte, Fragestellungen und Lehrthemen, die für die Beiträge der Deutschdidaktik zu dieser Thematisierung spezifisch sind, haben ihren Platz im toten Winkel: Literaturgeschichte und Literaturkanon, sorgende Pflege im Umgang mit der deutschen Sprache und grammatische Reflexion als deren Bedingung.“ (Ivo 2002: 106)

Ivo stützt seine Argumentation mit dem Verweis auf die Geschichte. So habe die Nationalstaatsbildung auch zur Ausbildung der Deutschdidaktik geführt. Ohne die Formierung der „Nationen“ hätten sich auch keine „Muttersprachendidaktiken“ herausgebildet. Damit beruft sich Ivo auf eine Relation, die von der Deutschdidaktik gar nicht bzw. nur auf Kosten der Preisgabe der eigenen Wurzeln aufgelöst werden kann („konstitutiv“). Danach müßte der dauerhafte Verzicht auf den „nationalen Rahmen“ irgendwann zur eigenen Selbstauflösung führen:

„Als Lehre von den pädagogischen Konsequenzen, die aus der Sprachlichkeit des Menschen zu ziehen sind, hat sie (die Deutschdidaktik; U.S.) die Muttersprachen und die Sozietäten ihrer Sprecher zum Thema. Diese Sozietäten werden in der neueren europäischen Geschichte im Wort 'Nation' gefaßt. Historisch gesehen ist der nationale Rahmen für die Muttersprachendidaktiken konstitutiv.“ (Ivo 2002: 97)

Ivo stützt seine Argumentation auch mit dem Verweis auf Autoritäten. So hätten Wilhelm von Humboldt und vor ihm schon Dante Alighieri Nationenbegriffe konzipiert, die – an sich – ein politisch ungefährliches Fundament garantieren würden (vgl. dazu unter „Nationalismus“ und „Das Image der Deutschen“ weiter unten). Nach Humboldt stelle „nationale“ Pluralität²⁴³ eine – heute noch gültige – „Bedingung menschlichen Existierens“ (S. 108) bzw. eine „*conditio humana*“ (S. 108, kurs. im Orig.) dar und kein bloß historisch begründbares Phänomen.²⁴⁴ Der Sinn der sprachlichen Vielfalt liege in der Verwirklichung verschiedener Formen des menschlichen Geistes.²⁴⁵ Auch nach Dante liege der Sinn dieser Vielfalt in der Verwirklichung des ganzen Vermögens der menschlichen Gattung.²⁴⁶ Der Verlust an Sprache(n) zieht damit auch einen Verlust an menschlicher Vielfalt nach sich. Ivo inszeniert so die „Pluralität“ als etwas Fundamentales („konstitutiv“), das verteidigt werden müsse:

„Dante und Humboldt kommen in der Einschätzung überein, daß Pluralität ein konstitutives Merkmal der Menschheit sei; daß die Pluralität im Personalen und Sozialen ihren Ausdruck finde; daß in der pluralitätsbestimmten Menschheitsgeschichte ein Sinn walte.“ (Ivo 2002: 102/103)

²⁴³ Damit faßt Ivo (2002) den Pluralitätsbegriff „sprachlich“, während etwa Welsch (1998) diesen auch „sozial“ faßt. Vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit.

²⁴⁴ Anzumerken ist, daß der politische Zusammenschluß von Sprachgemeinschaften („Nationen“) zu Nationalstaaten – wie Anderson (1996) gezeigt hat – keine „*conditio humana*“ darstellt, sondern ein historisches Phänomen. Die sprachliche Verschiedenheit ist zwar ein biologisches Faktum, die kulturellen bzw. politischen Grenzen sind jedoch konstruiert. Vgl. dazu weiter unten. Dazu auch Maier: „Jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem hinauszugehen nur insofern möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer anderen Sprache übertritt – das ist Humboldt. Politische Nation und Sprachgemeinschaft dürfen nicht gleichgesetzt werden, aber sie stehen natürlich in einem Wechselverhältnis.“ (S. 80) Vgl. Maier, Hans: Das Problem der Mehrsprachigkeit in einem politisch zusammenwachsenden Europa, S. 79-89; in: Hättich, Manfred/Pfitzner, Paul Dietmar: Nationalsprachen und die Europäische Gemeinschaft. Probleme am Beispiel der deutschen, französischen und englischen Sprache, München 1989.

²⁴⁵ Ivo (2002: 102) bezieht sich hier auf Humboldt: „Eine Nation in diesem Sinne ist eine durch eine bestimmte Sprache charakterisierte geistige Form der Menschheit, in Beziehung auf idealische Totalität individualisiert.“ Vgl. Humboldt, Wilhelm von: Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (1827-1829), S. 144-367 und Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1830-1835), S. 368-756; in: ders.: Werke in fünf Bänden, Bd. III, Darmstadt 1969, hier S. 160. Humboldt unterscheidet zwischen der schöpferischen Sprachtätigkeit „*Energieia*“ und dem Produkt dieser Tätigkeit „*Ergon*“.

²⁴⁶ Ivo bezieht sich hier auf Dante Alighieri: *Monarchia*, Stuttgart 1989.

Die deutsche Literatur/Kultur wird international nachgefragt. – Verteidigt die eigenen Wurzeln!

Nach Gumbrecht (2001) hat die Globalisierung die Germanistik in ihrem Bestand nicht nur gefährdet, sondern auch bestätigt, wenn ein weltweites Interesse an der deutschen Literatur/Kultur („Romantiker“) bzw. den Denkströmungen und Epochen der Deutschen („deutsche Idealisten“) zu verzeichnen sei. Die Pflege der Gegenstände der Germanistik erscheint durch die internationale Rezeption also nicht nur gerechtfertigt, sondern geradezu notwendig: Die deutschen Klassiker lägen im weltweiten Ranking weit vorne. Gumbrecht legt den GermanistInnen aufgrund dieser internationalen Nachfrage deshalb auch nahe, die eigenen Gegenstände und Traditionen auch selber – ohne falsche Bescheidenheit – wieder mehr zu würdigen und zu schätzen:

„Keine Klassiker der Philosophie und der Literatur stehen bei den akademischen Meinungsführern von Tokio über Kapstadt bis San Francisco höher im Kurs als etwa die deutschen Idealisten oder die Romantiker.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Diese internationale („innerhalb und außerhalb Europas“) Würdigung und Schätzung ihrer Gegenstände und Traditionen hat die Germanistik nach Gumbrecht nämlich kaum wahrgenommen bzw. wahrzunehmen sich bereitgefunden. Die „Bewunderung“ sei jedoch „ungebrochen“ – also auch durch den deutschen Faschismus nicht „gebrochen“; die „Faszination“ sei „sich intensivierend“ – also der „Kurs“ steigend. Bei einer solchen internationalen Aufforderung und Motivation zu mehr Selbstbewußtsein dürfe die Germanistik nicht länger „zögern“ bzw. sich den berechtigten Forderungen der anderen Länder bspw. nach Kulturtransfer entziehen. Vielmehr erhält die (deutsche) Germanistik die internationale Erlaubnis, mehr Selbstbewußtsein zu zeigen, und zwar um ihrer hochwertigen Gegenstände („Kanondebatte“) willen:

„Jedenfalls gibt es heute innerhalb und außerhalb Europas eine ungebrochene Bewunderung für deutsche Literatur und Kultur, ja vielleicht sogar eine sich intensivierende Faszination, denen (sic; U.S.) die Germanistik in den vergangenen zwei Jahrzehnten nur sehr zögernd entgegengekommen ist. Was eine solche Einschätzung der Lage auslösen sollte, ist eine neue Kanondebatte (...).“ (Gumbrecht 2001: 51)

FAZIT: Mit der Verteidigung der eigenen Wurzeln (*Ad fontes!*) im Zusammenhang mit der Globalisierung und Europäisierung soll also auch die Germanistik als Wissenschaft von der Nationalkultur/Nationalphilologie wieder gestärkt werden. Diese Wurzeln seien gefährdet – ein Umstand, der vom Fach ignoriert

werde, als ob man vor der eigenen („deutschen“) Identität zurückschreckt. Nationalkultur und Nationalphilologie würden aber auch auf internationaler Ebene ein begehrtes Exportgut darstellen, v.a. auf philosophischer und literarischer Ebene. In die deutsche Literatur/Kultur zu investieren, sei so wieder geboten – auch und vor allem im Interesse der Deutschen. Damit lautet die Botschaft an das Fach, die deutsche Sprache, Literatur und Kultur wieder selbstbewußter zu behandeln. Daß dieser Anschluß nicht versucht wird, ohne zugleich die Wurzeln zu transformieren, verdeutlicht der nächste Abschnitt.

NATIONALISMUS

Wurden eben Globalisierung und Europäisierung als Gefahrenquelle für die Nationalkulturen identifiziert, so geht eine andere Gefahrenquelle von der Überschätzung der eigenen „Nation“ aus, wie sie im Nationalismus repräsentiert ist. Dabei sind zwei konträre Argumentationen zu unterscheiden: 1) Wenn die Germanistik als „nationale“ Wissenschaft die Gefahr des Nationalismus birgt, darf sie sich die Pflege der „deutschen“ Kultur nicht explizit zur Aufgabe machen. 2) Gerade die (germanistische) Ignoranz der „nationalen“ Komponente – der „Muttersprache“ sowie der in dieser Sprache verfaßten „Kulturgüter“ – begünstigt Nationalismus bzw. deren Pflege sichert Demokratie. Dabei ist klar, daß der Begriff des „Nationalen“ in unterschiedlicher Weise verwendet wird.²⁴⁷ Das Bedeutungsspektrum dieses Begriffes reicht von der bloßen Markierung der *sprachlichen Differenz* (vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit), über die Verknüpfung dieser Differenz mit dem in einer Sprache aufgehobenen *kulturellen Gedächtnis* (vgl. dazu unter dem Aspekt Philologie), über die Begründung einer politischen Einheit („Zusammengehörigkeitsgefühl“; vgl. dazu weiter oben) auf Grund *sprachlicher Gemeinsamkeit* bis zum *Nationalismus*.

Folgende Argumentationsstränge liegen demnach vor: 1) Vor „Nationalismus“ wird gewarnt. Dieser beinhaltet, das „Eigene“ über das „Fremde“ zu stellen mit der Konsequenz, dieses (in unterschiedlichen graduellen Abstufungen: von der Integration bis zur Annexion) an jenes anpassen zu wollen. Ein sol-

²⁴⁷ Dazu Knobloch: „Allenthalben findet man `hinter' den gleichen Begriffen (sind es dann wirklich noch die gleichen?) den Wechsel und die Vielfalt der Probleme, in deren Verlaufsformen sie als Lösungsversuche eingehen. Traditionen bildet ja nicht nur das Wort (als Einheit des Sprachsystems) und der Begriff (als Einheit der diskursiven Bearbeitung von Problemen), Traditionen bilden auch die Techniken und Verfahren der diskursiven Problemlösung selbst.“ (S. 22) Vgl. Knobloch, Clemens: Überlegungen zur Theorie der Begriffsgeschichte aus sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Sicht; in: Archiv für Begriffsgeschichte, begr. v. Rothacker, Erich, Bd. XXXV, Bonn 1992.

cher kulturpolitisch chauvinistischer Führungsanspruch wird als gefährlich eingestuft. Im Diskurs liegt er (empirisch) nicht vor, vor ihm wird lediglich gewarnt. Insofern stellt die Warnung vor einer Bezugnahme auf die eigenen „nationalen“ Wurzeln eine Art *Mahnmal* oder (auch präventive) Selbstermahnung dar. Dieses Mahnmal markiert eine Grenze, die vom Fach diskursiv nicht überschritten werden darf. Es *erinnert* an den Nationalsozialismus in Deutschland und die Rolle, die auch die Germanistik als „deutsche“ Wissenschaft gespielt hat. 2) Die Germanistik wird als „nationale“ Wissenschaft für die „nationale“ Identität der Deutschen tatsächlich in Anspruch genommen. Diese Argumentation findet sich empirisch. Sie geht immer mit einer *Distanzierung vom Nationalismus* einher und weist sich damit als „politisch korrekt“ aus. Zudem wird zugleich auf die Gleichheit und Gleichwertigkeit der Kulturen abgestellt. Diese Argumentation zielt auch darauf, das Ansehen der „deutschen“ Kultur – die durch den Nationalsozialismus international eine massiv negative Konnotation erfahren hat – wieder zu verbessern, auch um den Rechtsextremismus zu schwächen. 3) Das „Nationale“ wird lediglich als sprachliche Differenz („Muttersprache“/„Nationalphilologie“) spezifiziert, die gepflegt werden muß, um gegenwärtig und zukünftig der Entstehung von Nationalismen vorzubeugen und die Demokratie zu sichern. Dazu gehört auch, Partei zu ergreifen für den „muttersprachlichen“ (Literatur-)Kanon („kulturelles Gedächtnis“/„Nationalkultur“). Dabei wird vor *Sprachverlust* oder *Gedächtnisverlust* (der „Nation“) gewarnt. Auch hier erfolgt meist eine – politische Korrektheit signalisierende – explizite *Distanzierung vom Nationalismus*. In der Auseinandersetzung mit der „Nationalismusgefahr“ wird die *Gratwanderung* innerhalb der Germanistik deutlich: um ein- und demselben Ziel („Demokratie“) gerecht zu werden, wird einmal vor den Wurzeln gewarnt, einmal davor, diese Wurzeln völlig zu ignorieren.

Die Germanistik ist keine „nationale“ Wissenschaft mehr. – Vorsicht vor den „nationalen“ Wurzeln!

Um die Kontroverse zu verdeutlichen, lassen sich die Positionen von Jäger und Janota exemplarisch heranziehen. Für Jäger (1995), der „Nationalität“ mit aktuellen innerdeutschen Gemeinschafts- und kulturellen Überlegenheitsphantasien in Verbindung bringt, birgt deren Pflege unausweichlich die Gefahr von Nationalismus. Für das Selbstverständnis der Germanistik stelle „Nationalität“ weder einen Bezugsrahmen („disziplinäre Identität“) noch einen Vermittlungsgegenstand („Präzeptor“) mehr dar, vielmehr eine Größe, die auch von der Germanistik kritisch zu beobachten sei („Reflexionsgegenstand“). In dieser Hinsicht sei der Standpunkt des Faches unverrückbar („mit allem Nachdruck“). Jäger warnt

daher vor den „nationalen“ Wurzeln, die Janota ein paar Jahre zuvor noch ausgraben wollte:

„Die Nationalitätsidee ist also keine Kategorie, aus der sich die disziplinäre Identität der Germanistik herleiten ließe – auch und gerade nicht für eine Germanistik als *Eini-gungswissenschaft*, gleichsam als *Präzeptor* der inneren Einigung. *Nationalität* ist aber um so mehr ein *Reflexionsgegenstand*, als das zusammenwachsende Europa und insbesondere das geeinte Deutschland uns mit einem aufbrechenden, menschenverachtenden Nationalismus konfrontiert, dem mit allem Nachdruck Einhalt zu gebieten ist.“ (Jäger 1995: 8, kurs. im Orig.)

Wenn die „Nationalitätsidee“ Leitansprüche einer „Nation“ gegenüber anderen „Nationen“ beinhaltet, steht sie auch der Herausbildung eines friedlichen „Europa“ im Wege. Jäger schließt sich renommierten journalistischen Stimmen an, die glaubwürdig demonstrierten, daß die Deutschen („uns“) aus ihrer Vergangenheit gelernt („gelehrt“) und Gleich- nicht Über- und Unterordnung im Sinn haben.²⁴⁸ Auch von einem wiedervereinten „Deutschland“ werde keine Gefahr für „Europa“ ausgehen. Es werde sich einfügen („nur mit und in Europa“) und mit ihm auch die Nationalphilologien. An eine „nationale“ Wissenschaft nach 1966 ist also nach Jäger trotz „Wende“ nicht zu denken:

„So sehr wohl die deutsche Vereinigung – wie Klaus Hartung²⁴⁹ meint – als ‚Neukonstitution eines Nationalstaates‘ betrachtet werden kann, so wenig läßt sich leugnen, daß es sich hierbei letztlich um die deutsche Facette eines zutiefst europäischen Wandlungsprozesses gehandelt hat. Robert Leicht²⁵⁰ ist deshalb wohl zuzustimmen, wenn er fünf Jahre nach der ‚Wende‘ feststellt: ‚Unsere Erfahrungen des Hitlerschen Vernichtungskrieges gegen Europa, und noch mehr: die beiden Weltkriege um die Rolle des 1871 erstmals geeinten Deutschlands in Europa haben uns gelehrt, daß Deutschland nie mehr gegen, sondern nur mit und in Europa zu denken ist.‘“ (Jäger 1995: 8)

²⁴⁸ Dazu Ehlich: „Gesellschaftliche Reflexivität ist Bedingung der Möglichkeit eines Handelns, das die *Differenz* in der Globalität anerkennt und zum Zuge kommen läßt, ohne sie absolut zu setzen und so selbst zur Globalität zu er- und verklären.“ (S. 42, kurs. im Orig.) Vgl. Ehlich, Konrad: Postnationale Perspektiven für nationale Sprachen, S. 41-59; in: Kugler (2002: Bd. 1).

²⁴⁹ Vgl. Hartung, Klaus: Die Nation gehört nicht den Rechten, S. 11; in: ZEIT-Punkte, 3, 1994.

²⁵⁰ Vgl. Leicht, Robert: Wenn die alten Lehren wanken, S. 6; in: ZEIT-Punkte, 3, 1994.

Die Germanistik ist als „nationale“ Wissenschaft wieder gefragt. – Zurück zu den „nationalen“ Wurzeln!

Demgegenüber hat – wie weiter oben schon erwähnt – Janota (1993) kurz nach der sog. Wende versucht, einen anderen Weg einzuschlagen. So solle die Germanistik als „nationale Einigungswissenschaft“ rehabilitiert werden. Dabei hatte sich Janota von einem „ideologietiefenden Pathos“ (S. IX) früherer Zeiten distanziert und einen „nüchternen“ (S. IX) Anschluß an deren identitätsbildende Funktion für notwendig und möglich gehalten. Die Gefahr eines neuerlichen Nationalismus bestehe nicht, da sich die Germanistik schon lange am sprachlichen und kulturellen Wandel orientiere. Um im Bild zu bleiben: Wenn sich die Germanistik wieder von der „Nation“ Wind in die Segel blasen läßt, wird sie – wenn sie gut steuert („kritisch reflektiert“) – nicht in gefährliches Fahrwasser geraten („Gefahren eines erneuten Abdriftens in nationalistische Untiefen bannen“). Eine sich dem Wandel (Einwanderung etc.) stellende „multikulturelle“ (S. XII) Germanistik unterliegt so nicht nur selber nicht der Gefahr einer „nationalen Verengung“, sie befestigt auch die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland („wechselseitiger Bezug“).²⁵¹ Janota distanziert sich beim Ausgraben der „nationalen“ Wurzeln somit explizit vom Nationalismus und beweist gleichzeitig Aufgeschlossenheit des Faches gegenüber anderen (europäischen) Sprachen, Literaturen und Kulturen (vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit):

„Nun ist es aber keineswegs so, daß eine ausgeweitete ‚Gschafflhuberei‘ einer – wenn auch in ihrem Selbstverständnis gewandelten – Germanistik als Nationalphilologie die Gefahren eines erneuten Abdriftens in nationalistische Untiefen bannen könnte. Dagegen hilft ohnehin nur ein demokratischer Konsens, zu dessen Festigung und Ausfaltung freilich auch die Germanistik ihren Beitrag zu leisten hat. Der wechselseitige Bezug zwischen kulturellem Wandel in seinen vielfältigen Ausformungen und der germanistischen Praxis kann jedoch – wenn er unentwegt kritisch reflektiert wird – der Germanistik als einer Nationalphilologie dazu verhelfen, aus gesellschaftlicher Ver-

²⁵¹ Im öffentlichen Diskurs kommentiert Podak (1991) diesen Aspekt, ebenfalls in der Meinung, Mißverständnissen explizit vorzubauen zu müssen: „Es geht (auf dem Augsburger Germanistentag 1991; U.S.) auch um nationale Identität. Kein Mißverständnis, bitte. Nationale Identität heißt gerade, sich öffnen zu können. Keine Abschließung ist gemeint. Richtig verstanden hat Hoyerswerda sehr viel mit der Wissenschaft von deutscher Sprache und Kultur zu tun. Selbstbewußte Identität heißt immer auch: das Fremde, *die* Fremden zu erkennen, *anzuerkennen*. Da liegen heute die Aufgaben einer nicht länger verschlafenen Germanistik.“ (kurs. im Orig.) Eine aufgeweckte Germanistik ist quasi eine politisch wache und sich einmischende Germanistik, die sich für eine friedliche Koexistenz der „Nationen“ in der Bundesrepublik Deutschland einsetzt.

antwortung eine nationale Verengung abzuwehren. Gegen eine solche Versuchung wird die Germanistik aber auch gewappnet sein, wenn sie sich den Herausforderungen stellt, die mit der anstehenden Öffnung des europäischen Binnenmarktes verbunden sind. Die damit verknüpften politischen Veränderungen werden unweigerlich auch Rückwirkungen auf die Funktion und die Gestaltung des Faches in Hochschule und Schule haben.“ (Janota 1993: XI/XII)

Ähnlich wie Janota argumentiert Ivo (2002). Die Übernahme „nationaler“ Aufgaben – die Pflege der deutschen Sprache und Literatur – unterstütze nicht automatisch nationalistische Strömungen innerhalb und außerhalb des Faches. Konsens innerhalb der Deutschdidaktik bestehe schließlich über die Verurteilung des Nationalismus und des Nationalsozialismus; kein Konsens bestehe jedoch über die Ablehnung des „nationalen Rahmens“ für die Deutschdidaktik und deren Gegenstände. Ivo distanziert sich demnach explizit vom Nationalismus, wenn er der Disziplin nahelegt, die „nationalen“ Wurzeln erneut zu prüfen, die nämlich weder „verzerrt“ noch „destruktiv“ seien²⁵²:

„Die uneingeschränkte Zustimmung für das Herausfallen betrifft den nationalen Rahmen in seiner nationalistischen und vor allem in seiner nationalsozialistischen Verzerrung und Destruktion.“ (Ivo 2002: 106)

Dabei geht es Ivo nicht nur um die deutsche Sprache und Literatur, es geht ihm auch um die Identität der Deutschen. Diese zu thematisieren, unterliege bis heute erschwerten Bedingungen („gute Gründe“). Auch im Hinblick auf die Identität der Deutschen müsse jedoch zwischen Nationalismus und Nationalsozialismus auf der einen und dem „nationalen Gedanken“ auf der anderen Seite, also einer deutschen Identität, die weder nationalistisch noch nationalsozialistisch ist,

²⁵² Ähnlich – in Bezug auf den Gegenstand Literatur – argumentiert Bodi: „In Ermangelung eines besseren Wortes wollen wir auch innerhalb des deutschen Sprachgebietes den Terminus ‚Nation‘ gebrauchen, der sich heute keineswegs mehr mit dem grundlegend an den Gebrauch einer bestimmten Sprache gebundenen Nationalismuskonzept des 19. Jahrhunderts deckt. Der Terminus muß völlig wertfrei verstanden werden, als Ausdruck der höchst komplexen, nur historisch erfassbaren sozialen und kulturellen Entwicklung, die einer auch politisch identifizierbaren Gesellschaft das Bewußtsein einer spezifischen Identität verleiht.“ (S. 487) Entsprechend kann für Bodi die Akzeptanz der „nationalen Identität“ gerade zur Distanzierung von „Nationalideologien“ beitragen: „Vielleicht ist die österreichische Gegenwartsliteratur gerade auch darum so erfolgreich, weil sie heute auf Grund eines in anderen deutschsprachigen Literaturen fehlenden neuen nationalen Identitätsbewußtseins entsteht.“ (S. 490) Vgl. Bodi, Leslie: Österreichische Literatur – Deutsche Literatur. Zur Frage von Literatur und nationaler Identität, S. 486-492; in: Rupp, Heinz/Roloff, Hans-Gert (Hrsg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980, Teil 3, Bern u.a. 1980.

unterschieden werden. Auch hier rät Ivo zu einer nochmaligen Prüfung („Kind mit dem Bade verschüttet“):

„Für ein solches Tabu (in Bezug auf den „nationalen Rahmen“; U.S.) gab es gute Gründe. Es war im Sinne althergebrachter Tugendlehre klug und gerecht und im Sinne politischer Vorteilssuche opportun, daß sich die Deutschen nach 1945 als Nation – sozusagen – selbst aus dem Weg gingen, um begreifen zu lernen, in welches Geschehen sie involviert waren. Ich gehe davon aus, daß diese Gründe von uns allen geteilt werden. Eben darum muß ich sie auch hier nicht im einzelnen aufführen. Offenkundig aber ist es freilich auch, daß eine immerhin denkbare Unterscheidung zwischen imperialistischen Nationalismen und Nationalsozialismus einerseits und dem, was als nationaler Gedanke gelten kann, andererseits erst gar nicht geprüft worden, sondern gleich das Kind mit dem Bade verschüttet worden ist.“ (Ivo 2002: 98)

Ivo läßt es sich zudem nicht nehmen, selbst eine Warnung auszusprechen. Diese Warnung betrifft die Forcierung nationalistischer („rechtsradikaler“) Tendenzen in der Bundesrepublik Deutschland. Eine solche Forcierung werde nämlich unterstützt, wenn die „nationale“ Identität der Deutschen weiterhin unthematisiert bleibe. Eine politisch verantwortungsvolle Deutschdidaktik zielt nach Ivo deshalb auf Pflege der deutschen Sprache und Literatur *und* auf Pflege der deutschen Identität. Insbesondere in Bezug auf letztere müsse der „nationale Rahmen“ auch (wieder) „positiv“ gefüllt werden dürfen:

„Dieser Umgang mit der eigenen Geschichte ist sachlich unangemessen, weil er das Erbe eines Jahrtausends ignoriert und Geschichte auf Zeitgeschichte reduziert; er ist sozialpsychologisch krisenauslösend, weil der Generalverdacht, deutsche Geschichte laufe kausal und final auf den Nazismus hinaus, jeden Versuch einer positiven Identitätsbildung im Keime erstickt; er ist politisch inopportun, weil er die deutsche Geschichte und Zeitgeschichte, ausgenommen den Holocaust, zur symbolischen Ausbeutung allen möglichen Gruppierungen überläßt, insbesondere solchen, die in unserem Land rechtsradikal genannt werden.“ (Ivo 2002: 110)

Die Germanistik ist als „Nationalphilologie“ wieder gefragt. – Pflegt die eigenen Wurzeln!

Nicht als „nationale“ Wissenschaft, aber als „Nationalphilologie“ wird die Germanistik aus unterschiedlichen Richtungen verteidigt. In Bezug auf die Frage nach einem „nationalen“ Kanon sieht die 1933 geborene von Heydebrand

(1993)²⁵³ in ihrem Plenarvortrag auf dem Augsburger Germanistentag 1991 eine Zukunft für die in deutscher Sprache verfaßten „Kulturleistungen“. Die Motivation, einen solchen deutschsprachigen Kanon vor dem Hintergrund der jüngsten „deutschen Vereinigung“ aufzustellen, müsse dabei nicht „nationalem Denken“ geschuldet sein. Auch von Heydebrand nimmt damit eine solche Unterstellung explizit vorweg, mit der sie offensichtlich glaubt, rechnen zu müssen, wenn sie der Germanistik – kurz nach der „Wende“ – die Erstellung eines gesamtdeutschen Kanons nahelegt. Dennoch ist der Zeitpunkt kein Zufall: Ein vereinigtes Land benötige (die Diskussion über) einen gemeinsamen Kanon – also jenen „Beitrag zur Weltliteratur“, über den die Germanistik im Dienst der nunmehr gesamtdeutschen „Nation“ ihre Existenz – nach dem Vorbild Frankreichs – sichern könnte („politisches Kapital“):

„(...) `Der Ruf nach einem Kanon ausgerechnet nach der deutschen Vereinigung klingt suspekt: Ist da nicht überholtes nationales Denken am Werk? Warum soll denn ein nationales Gespräch über Literatur hergestellt werden? Wenn überhaupt Kanon, dann nur Weltliteratur!` In der Tat: Der eine Kanon muß selbstverständlich auch Werke aus anderen Nationen enthalten. Aber Kanonisierung in der eigenen Sprache – was bei der deutschen ja nicht einmal mit einer Nation zusammenfällt! – ist Grundlage für den Beitrag zur Weltliteratur. Andere Nationen haben dabei nicht die geringsten Bedenken. Frankreich zum Beispiel schlägt aus der hohen Bedeutung seiner Kulturleistungen im Bewußtsein der Öffentlichkeit auch politisches Kapital.“ (von Heydebrand 1993: 13)

Im Zusammenhang mit der Germanistik als „Nationalphilologie“ ist auch auf jene sprachenpolitischen Dokumente zu verweisen, die in den letzten Jahren verfaßt und verbreitet wurden. Herausgegriffen seien hier die Tutzinger Thesen (1999)²⁵⁴, die als exemplarisch für diesen Argumentationsstrang gelten sollen. In

²⁵³ Von Heydebrand, Renate: Probleme des `Kanons` – Probleme der Kultur- und Bildungspolitik, S. 3-22 (Plenarvortrag); in: Janota (1993: Bd. 4).

²⁵⁴ Tutzinger Thesen zur Sprachenpolitik in Europa, S 431-434; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1999 (im Folgenden zit. unter: Mitt. des DGV, 3, 1999). Vgl. dazu auch Tutzinger Thesen (2000). Die „Tutzinger Thesen zur Sprachenpolitik in Europa“ stellen das Ergebnis einer 1999 vom Deutschen Germanistenverband und der Evangelischen Akademie Tutzing veranstalteten Tagung dar. Unter dem Titel „Euro-Deutsch“ wurde die „Rolle des Deutschen in der europäischen Mehrsprachigkeit thematisiert“ (Kugler/Redder 2000: 127). Die von Kugler, Redder und Terlinden unterzeichneten Tutzinger Thesen wurden „im Verlauf des Expertengesprächs erarbeitet. Als eine Art `Schlussdokument` fanden sie, ohne förmlich verabschiedet zu sein, die Zustimmung der Tagungsteilnehmer“ (Tutzinger Thesen 2000: 293). Zu diesem Expertengespräch hatte sich ein „Kreis von Fachleuten aus der Kulturförderung, der Wissenschaft, der Publizistik und der Politik“ (Kugler/Redder 2000: 127) versammelt. Vgl. Kugler, Hartmut/Redder Angelika: Euro-Deutsch. Kontroversen um die Deutschsprachigkeit im europäischen Mehrsprachenraum. Vorwort zur Dokumentation der

ihnen wird davon ausgegangen, daß die Entstehung und Verschärfung von Nationalismus in „Europa“ gerade dadurch begünstigt wird, daß die „Muttersprachen“ als Folge der Durchsetzung des Englischen – der „*lingua franca*“²⁵⁵ – verdrängt werden. Dieses Zurückdrängen der „Muttersprachen“ aus dem öffentlichen Leben gefährde die auf Nationalstaaten gegründete Demokratie in „Europa“, wenn große Bevölkerungsteile aufgrund einer neu geschaffenen Sprachbarriere nicht mehr am politischen Geschehen partizipieren können. Dadurch werde die Abwehr gegen das „Fremde“ gefördert. Demgegenüber würden gerade durch die Pflege der „Nationalphilologien“ („Muttersprachen“) solche Partizipationshemmnisse verhindert und damit die Demokratie in „Europa“ gesichert. Die Pflege der „Muttersprache“ als Sprache einer „Nation“ sollte daher nach den Tutzinger Thesen für das Selbstverständnis der Germanistik wieder eine Grundlage darstellen. Appelliert wird denn auch direkt an die Philologien, für den Gebrauch der deutschen Sprache im Dienst der „ca. 90 Millionen Bewohner“ zu kämpfen (vgl. dazu unter „Differenz und Gemeinsamkeit“ weiter unten), wenn sie am Aufkeimen von „Nationalismen“ nicht mitverantwortlich sein wollen:

Tutzinger Tagung 1999, S. 127-130; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000. Weitere zentrale – die Perspektive der (national-)staatlichen Bildungsinstitution Schule stärker berücksichtigende und mit der *Verkehrssprache* und der *kulturellen Identität* argumentierende – sprachenpolitische Konzepte, auf die hier nur verwiesen werden kann, sind die *Mannheim-Florentiner Empfehlungen* zur Förderung der europäischen Hochsprachen, S. 230-232; in: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Europäische Hochsprachen und mehrsprachiges Europa, Mannheim 2002; die *Homburger Empfehlungen* zur Förderung der europäischen Hochsprachen, S. 387-389; in: Ehlich, Konrad/Ossner, Jakob/Stammerjohann, Harro (Hrsg.): Hochsprachen in Europa. Entstehung, Geltung, Zukunft, Freiburg i.Br. 2001 sowie die *Homburger Empfehlungen für eine sprachenteilige Gesellschaft*; in: Christ, Herbert/Schröder, K./Weinrich, H./Zapp, Fr.-J. (Hrsg.): Fremdsprachenunterricht in Europa. Homburger Empfehlungen für eine sprachenteilige Gesellschaft, Universität Augsburg 1980. Vgl. auch das *Wiener Manifest*, das das Ergebnis einer zum „Europäischen Jahr der Sprachen 2001“ von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vom 7. bis 9. Juni in Wien veranstalteten Konferenz unter dem Titel „Die Kosten der Einsprachigkeit“ darstellt. Vgl. de Cillia, Rudolf/Krumm, Hans-Jürgen/Wodak, Ruth (Hrsg.): Die Kosten der Mehrsprachigkeit: Globalisierung und sprachliche Vielfalt. *The Cost of Multilingualism: Globalisation and Linguistic Diversity*, Wien 2003. Vgl. auch den Dokumentationsband zum Kongreß: *Sprachen und Kulturen – Wege zur europäischen Identität. Kongress des Deutschen Philologenverbandes* (in Kooperation mit den Fachverbänden Deutscher Altphilologenverband, Deutscher Germanistenverband, Deutscher Romanistenverband, Fachverband Moderne Fremdsprachen, Bundesverband der Lehrkräfte und Freunde der russischen Sprache), am 15./16. März 2001 in Berlin, Kongressbericht, Schriftenreihe des Deutschen Philologenverbandes, Bd. 2.

²⁵⁵ Der Begriff „*lingua franca*“ (ital. für fränkische Sprache) steht seit dem Mittelalter für eine alle anderen Sprachen ersetzende „Weltsprache“, die einerseits überregionale Verständigung ermöglicht, andererseits den Gebrauch der regionalen Sprachen beschränkt (z.B. Latein oder zur Hansezeit Mittelniederdeutsch). Die Übertragung dieses Terminus auf moderne Verhältnisse aktualisiert zugleich dessen negative (imperiale) Konnotationen.

„3. DEMOKRATIEPRINZIP. Das Nebeneinander von Englisch und Landessprache darf das Demokratieprinzip nicht verletzen. Alle Bürger müssen sich über sämtliche Bereiche des öffentlichen Lebens in ihrer Muttersprache informieren, müssen diskutieren und entscheiden können. Es wird voraussichtlich stets nur einer kleinen Funktionselite gelingen, Englisch ebenso perfekt zu beherrschen wie die eigene Muttersprache. Gerade im Zuge der zunehmenden Kompetenzerweiterung der EU-Behörden wäre es fatal, die Möglichkeiten zur Partizipation auf eine kleine Kaste von Sprachbeherrschern der *‘lingua franca’* zu beschränken. Es wäre fatal, wenn etwa die ca. 90 Millionen Bewohner der deutschsprachigen Regionen sich nur *‘auf Englisch’* als *‘Europäer’* verstehen und verständigen könnten. Europa bliebe für sie etwas Fremdes. Neuen Ressentiments, neuen Nationalismen und Separatismen wäre der Boden bereitet.“ (Mitt. des DGV, 3, 1999: 432, kurs. im Orig., Großbuchstaben im Orig.)

Als „Nationalphilologie“ wird die Germanistik – wie weiter oben bereits vorgeführt – zudem verteidigt, wenn es um die „Nationalkultur“ geht. Auch in dieser Hinsicht bestehe keine Nationalismusgefahr, wie Gumbrecht (2001) ausführt. Daher könne sich die Germanistik um die „deutsche“ Kultur sorgen, ohne deshalb nationalistischer Tendenzen bezichtigt werden zu müssen. Vielmehr sei es das Problem der gegenwärtigen Germanistik, daß sie ihre Gegenstände zu wenig kultiviere – ein Umstand, der auch die gegenwärtige „Depression“ innerhalb der Germanistik erkläre (vgl. dazu weiter oben).²⁵⁶ Gumbrecht distanziert sich denn auch explizit vom Nationalismus und markiert den Nationalismusverdacht darüber hinaus als irrational („intellektuell nicht zu retten“):

„Ganz im Ernst läßt sich also erkennen und postulieren, daß am Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts die Germanistik als Nationalphilologie wieder gefragt ist und daß sie sich sich (sic; U.S.) in der Tat als Nationalphilologie verstehen sollte, statt

²⁵⁶ Im öffentlichen Diskurs kommentiert Schneider (2001) diesen Aspekt: „Besonders schlimm steht es um die Idee der Nation, mit der die Germanistik seit ihren romantischen Anfängen eng verbunden war. Schon durch den Nationalsozialismus schwer angeschlagen, gibt ihr nun möglicherweise die Globalisierung den Rest. So beflissen sich die Germanistik nach 1968 auch bemüht hat, „keine deutsche Wissenschaft“ (Walter Schmitz) zu sein, die Angstkulisse des permanenten Bedeutungsschwunds wird sie nicht los. Die Globalisierung bedroht nicht nur die Nationalkultur mit weiterer Marginalisierung. Sie geht an die Substanz der Sprache selbst.“ Und: „Damit der Ruf nach sprachlichem Selbstbewußtsein nicht mit Nationalismus verwechselt werde, beschwor man (auf dem Germanistentag 2001 in Erlangen; U.S.) eine vage Trans- oder Postnationalität.“ Auf der einen Seite bemitleidet Schneider also ein Fach, das von allen Seiten marginalisiert sich auf sein Verschwinden vorzubereiten scheint, auf der anderen Seite schlägt er in dieselbe Kerbe, wenn er die Versuche des Faches, sich gegen sein Verschwinden noch einmal „aufzubäumen“, gleich wieder zunichte macht („vage Trans- oder Postnationalität“). Vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit.

den Chimären akademischer Weltstandards oder der Banalität der letzten medientechnologischen Innovation nachzuhecheln. Wer darin einen Rückfall in schlechte nationalistische Traditionen sehen will, der ist kontextblind – und deshalb wohl intellektuell nicht zu retten.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Von diesem Verdacht kann sich Gumbrecht durch zwei weitere Sprechakte befreien: erstens, indem er sich von jenen „Germanisten“ distanziert, die die „nationale“ Tradition („praller Nationen-Begriff“) wieder aufleben lassen wollen („Antidepressivum“), und zweitens, indem er dem Fach eine nun schon über hundert Jahre andauernde Tradition bescheinigt, der „nationalen Bestimmung“ entkommen zu wollen, um sich stattdessen einen Sinn („Bestimmung“) jenseits „nationaler“ Bezüge zu verleihen:

„Ebensowenig wird die Geschichte der Germanistik aus der Krise helfen, obwohl nicht wenige Germanisten auf sie als Antidepressivum gesetzt haben. Denn was man aus dieser Geschichte für die Gegenwart, eher als für die Zukunft, lernen kann, ist nur zweierlei: Zum einen, daß die Germanistik nun schon seit mehr als hundert Jahren, seit dem Schmelzen jenes prallen Nationen-Begriffs, der den Horizont ihrer jungen Jahrzehnte ausfüllte, auf der Suche nach einer neuen, nicht mehr nationalen Bestimmung ist (...).“ (Gumbrecht 2001: 51)

FAZIT: Mit der Distanzierung vom Nationalismus wird die Voraussetzung geschaffen, über „deutsche Identität“ zu sprechen, ohne sich politisch zu desavouieren. Explizit formuliert wird dabei quasi als „Mahnmal“ die Warnung vor dem Überschreiten einer Grenze. Auch das selbstbewußte Verteidigen der deutschen Sprache und Literatur (*Ad fontes!*) muß so nicht als nationalistisch ausgelegt werden. „Die Germanistik“ hat nicht nur aus der Geschichte gelernt, sie hat sich den Kampf gegen Nationalismus auf die eigenen Fahnen geschrieben.

DAS IMAGE DER DEUTSCHEN

Im germanistischen Diskurs wird auch mit dem Image der Deutschen/der Bundesrepublik Deutschland im In- und Ausland argumentiert. Verhandelt wird über die Adäquatheit dieses Images. Beeinflußbar ist es durch den – im Deutschunterricht vermittelten bzw. von der Germanistik aufgestellten – deutschsprachigen (Literatur-)Kanon. Kontrovers ist bei der Konzeption und Weitergabe eines solchen „muttersprachlichen“ Kanons die Frage, inwieweit sich das Fach an der Produktion bzw. am Transport von Deutschlandbildern über deutschsprachige Texte beteiligen soll. So wird einerseits die Vermittlung als inadäquat wahrgenommener Bilder bzw. Stereotypen beklagt und dem Wunsch nach Vermittlung

adäquaterer Identitäten Ausdruck verliehen, andererseits aber auch – vor dem Hintergrund der Geschichte – vor der Instrumentalisierung der Germanistik bzw. des Deutschunterrichts für (national-)politische Zwecke gewarnt.

Die Germanistik ist für das „nationale“ Image zuständig. – Beteiligt Euch an der „nationalen“ Selbstdarstellung!

Zwei unterschiedliche, aber auf dasselbe Ziel fokussierte Beispiele sollen hier angeführt werden. Zunächst demonstriert der 1946 geborene Welsch (1998)²⁵⁷, wie Deutschunterricht und Politik auch in den 90er Jahren zusammengehen können. Auf dem Bochumer Germanistentag 1996 moniert Welsch in seinem Eröffnungsvortrag, daß die derzeitige Praxis bspw. der Goethe-Institute, im Ausland in der Regel nichtliterarische Textsorten zu vermitteln, ein falsches Deutschlandbild transportiere. Dabei wirft Welsch als Philosoph – also ebenfalls aus der Außenperspektive – einen Blick auf Germanistik und Deutschunterricht. So würden etwa die Schüler in New York als erstes mit Wörtern wie „Mülldeponie“ oder „recycling“ (S. 29) bekannt gemacht. Damit würden Bilder vermittelt, die die Deutschen als harmlose und friedliche Gesellen („sanfte Deutsche“; „Experten der Schonung“) ausweisen sollen. Dabei wendet sich Welsch nicht nur gegen die Art der Realitätsretuschierung („merkwürdige Tarnung“), sondern auch gegen das den Goethe-Instituten offenbar seit einigen Jahrzehnten eigene „understatement“, die kulturellen Werke zu ignorieren.²⁵⁸ Demgegenüber tritt Welsch dafür ein, wenigstens im Inland auch Goethe – der als Klassiker „den Deutschen“ quasi in seiner „Bestform“ repräsentiert – wieder verstärkt in den

²⁵⁷ Welsch, Wolfgang: Kultur im Umbruch. Und der Deutschunterricht? Eröffnungsvortrag des Deutschen Germanistentages vom 29.9.1996, S. 21-41 (Eröffnungsvortrag); in: Köhnen, Ralph (Hrsg.): Wege zur Kultur. Perspektiven für einen integrativen Deutschunterricht/Germanistentag der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer in Bochum vom 29.9. bis 2.10.1996, Frankfurt a.M. u.a. 1998.

²⁵⁸ Als Vertreter des öffentlichen Diskurses mag der (ehemalige) Bundespräsident Roman Herzog gelten, der auf die Bedeutung der Auslandsgermanistik während der Zeit des Nationalsozialismus für das auswärtige Deutschlandbild verweist. Herzog lobt dabei die Germanistik dafür, daß sie die „nationale“ Selbstdarstellung differenziert geleistet habe: „Es waren Vertreter dieser außerdeutschen Germanistik, die in den dunklen Jahren dazu beigetragen haben, daß im Bewußtsein der Welt die deutsche Sprache nicht nur als Sprache von Hitler, Himmler oder Goebbels betrachtet wurde, sondern auch als die von Hölderlin, Heine und Goethe. (...) aber ich möchte bei dieser Gelegenheit allen diesen Wissenschaftlern und Gelehrten in aller Welt dafür danken, daß sie auch die andere Seite Deutschlands in Erinnerung gehalten und vielleicht sogar an ein besseres Deutschland geglaubt haben.“ (S. 1/2) Vgl. Herzog, Roman: Rede zur Eröffnung des Kongresses „150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main“ am 24. September 1996 in der Paulskirche zu Frankfurt, S. 1-5; in: Fürbeth u.a. (1999).

Deutschunterricht einzubeziehen. Wenn also schon für das Ausland reduzierte und strategisch bearbeitete Bilder vermittelt werden, soll zumindest im Inland der nachwachsenden Generation eine umfassende und realistische Vorstellung von den eigenen kulturellen Wurzeln bzw. von der eigenen „nationalen“ Identität und Herkunft präsentiert werden. Damit sieht Welsch den Deutschunterricht und die Germanistik in der Verantwortung, wenn es um die Selbstbildproduktion der Deutschen geht:

„(...) Natürlich hängt diese Form der Selbstdarstellung Deutschlands im Ausland damit zusammen, daß das ökologische Bewußtsein zum *kulturellen* Export-Artikel Nummer eins dieser Nation geworden ist. (...) Die Deutschen trachten – aus historisch verständlichen Gründen – danach, sich der Welt als die sanften Deutschen zu präsentieren, als Experten der Schonung. Dennoch ist das eine etwas merkwürdige Tarnung der zweitgrößten Exportnation der Welt – und einer Nation, deren Lebensformen zuhause und im Alltag sich nicht gerade durch besondere Rücksichtnahme auszeichnen. (...) Die Schule jedenfalls sollte diesem Vorbild der Goethe-Institute nicht nacheifern. In der Schule sollte die Gefahr, auf Goethe zu stoßen – die an den Goethe-Instituten bekanntlich äußerst gering ist – beträchtlich sein.“ (Welsch 1998: 29, kurs. im Orig.)

Auch Ivo (2002) zeigt sich unzufrieden mit den vermittelten Deutschlandbildern, die aus dem Ausland reimportiert wieder auf die eigene Selbstwahrnehmung zurückwirken. Bestimmte Klischees kehrten immer wieder, und Ivo selbst versucht, sie mit seinem „*update*-Programm“ zu überbieten. Hinter der Ironie („Müllsortierungsanlage“) scheint jedoch der Ernst, ja die Existentialität durch, die diese Thematik nach Ivo für „die Deutschen“ besitzt. Alles ist besser als der derzeitige Zustand („ein Ende haben“). Dies ist v.a. daran ablesbar, daß Ivo lieber ein komisches Bild („Karikatur“; „uns vor uns selber lächerlich machen“) „der Deutschen“ als ein negatives („nationalistische oder gar nationalsozialistische Selbstzuschreibungen“) zu ertragen „geneigt“ ist. So begeht Ivo probenhalber den Weg, „die Deutschen“ Selbstironie beweisen zu lassen, wenn er mit dem Gedanken spielt, einem Stereotypen-Potpourri („*essentials*“) „Verfassungsrang“ zuzuschreiben, das alles andere ist als essentiell. Damit würden sie zumindest Humor beweisen und ihr schlechtes Image eher kompensieren als auf dem vermeintlich kürzeren Weg angestrebter Neudefinitionen („*diretissima*“). Noch besser sollte sich nach Ivo aber die Produktion einer realistischen Selbstsicht durchsetzen, d.h. einer Sicht, die nicht darauf abzielt, sich selber zu entwerten oder zu negieren („uns nicht länger aus dem Wege gehen“). Der selbstbewußte Blick in den Spiegel („Wesen des Deutschen“; „deutsche Kultur bzw. Leitkultur“) sei jedoch tendenziell davon bedroht, als Selbstüberschätzung ausgelegt zu

werden (vgl. dazu weiter oben). Als untrüglichen Wegweiser empfiehlt Ivo daher den – bereits erwähnten – Humboldtschen Nationenbegriff. Die Integrität Humboldts verbürge die Möglichkeit der Ausbildung einer – politisch korrekten – „neuen, positiven nationalen Identität“ (S. 107). Für dieses „nationale“ Identitätsbewußtsein kann die Deutschdidaktik nach Ivo wesentliche Hilfestellungen leisten, sofern sie ihren „nationalen Rahmen“ wieder annimmt. Damit ist auch nach Ivo die Deutschdidaktik/Germanistik für die Selbstbildproduktion der Deutschen mitverantwortlich bzw. sollte dieser Verantwortung in Zukunft besser nachkommen:

„Mancherlei ist in den letzten Jahren von Deutschen versucht worden, sich als Deutsche, die sie sind, nicht länger mehr aus dem Wege zu gehen. Warum geraten solche Versuche fast regelmäßig zur Karikatur? Weil sie die Frage, was das Wesen des Deutschen oder einer deutschen Kultur bzw. Leitkultur ausmache, in der *diretissima* angehen. Fast bin ich geneigt vorzuschlagen, irgendeiner dieser Antworten Verfassungsrang zuzuschreiben, am besten einer ironischen, damit die Sache ein Ende habe. Zum Beispiel diese, die nach meinen Kenntnissen britischen Ursprungs ist: Es gibt drei deutsche *essentials*: den deutschen Schäferhund, den Flakon 4711 und den Gartenzwerg. Sähen wir ein *update*-Programm vor, so wäre vielleicht die zweite Position, das Riechfläschchen, durch eine Müllsortierungsanlage unter dem Küchentisch in Erwägung zu ziehen. Von Humboldt können wir lernen, uns nicht länger aus dem Wege zu gehen, ohne auf die Abwege nationalistischer oder gar nationalsozialistischer Selbstzuschreibungen zu geraten, und ohne uns vor uns selber lächerlich zu machen.“ (Ivo 2002: 109, kurs. im Orig.)

Die Germanistik ist für das „nationale“ Image nicht zuständig. – Haltet Euch aus der „nationalen“ Selbstdarstellung heraus!

Als Vertreter der – wenn auch um etliche Jahre früher und noch vor der bundesdeutschen „Wende“ geäußerten – Gegenposition sei hier noch einmal Oellers (1987) genannt. So stellt Oellers Warnschilder auf, indem er hinter der Kanonpflege die Funktionalisierung des „kulturellen Erbes“ für die „nationale“ Imagepflege – das Selbstbild bzw. „Selbstverständnis der Deutschen“ – vermutet. Nicht nur die Instrumentalisierung von Dichtern und Denkern („Geist der Klassik“) für die nationalsozialistische Ideologie im sog. Dritten Reich, auch die „Vereinnahmung“ von Größen aus Religion, Politik und Wirtschaft durch die DDR sollte vorsichtig stimmen, wenn es in der Bundesrepublik Deutschland heute um die Verwendung der deutschen Literatur und Sprache für die Konstruktion von (staatlich erwünschten) Deutschlandbildern im In- und Ausland geht.

Oellers rät daher der Germanistik, sich aus Verquickungen mit Staat und Politik herauszuhalten. Andernfalls setze sie sich dem Verdacht der (politischen) Ideologiebildung aus²⁵⁹:

„Die Krise der Germanistik hieß es da²⁶⁰, hänge damit zusammen, daß die Frage `nach der Bedeutung einer Wissenschaft für die Gesellschaft` mit dem Hinweis auf die `Freiheit von Forschung und Lehre` nur unbefriedigend beantwortet werde. Diese Unterstellung wurde weitergetrieben: die Germanistik habe sich zu wenig um das Nebeneinander von `Geist der Klassik` und `Ungeist der Konzentrationslager` gekümmert; womit gemeint war: das kulturelle Erbe werde leichtfertig verspielt. Am Ende wurde es deutlich: `Martin Luther und Friedrich der Große, die Hanse, Scharnhorst und Bismarck, Stück für Stück werden sie alle von der DDR vereinnahmt. Wie die deutsche Sprache. Und was bleibt dann noch für das Selbstverständnis der Deutschen in der Bundesrepublik?`“ (Oellers 1987: 31)

Die (deutsche) Literaturwissenschaft steht daher nach Oellers als „nationale“ Wissenschaft nicht mehr zur Verfügung, auch wenn entsprechende „Wünsche“ auch nach 1966 immer noch an sie herangetragen würden. In dieser Angelegenheit müsse sich das Fach als *undeutsche* Germanistik treu bleiben:

„Sie (die Literaturwissenschaft; U.S.) eignet sich nicht zur Stabilisierung irgendwelcher Geschichtsbilder, nicht zur Mythenproduktion, nicht zur nationalen Identitätsfindung. Die Literaturwissenschaft kann den Wunsch nach positiven Wertsetzungen und Sinnstiftungen auch in `Fragen der Nation` schwerlich erfüllen, wenn sie sich nicht aufs neue dem Ideologieverdacht aussetzen möchte.“ (Oellers 1987: 31)

Nach 1966 bezeichnet dabei den Beginn der Aufarbeitung der nationalistischen und nationalsozialistischen Geschichte des Faches Germanistik. Diese Geschichte erzählt von diversen „nationalen“ Vereinnahmungen der deutschen Sprache und Literatur, sie erzählt auch von dem Bruch mit diesen Vereinnahmungen. Seit

²⁵⁹ Auf diesen Verdacht scheint auch Wyss (1995) anzuspieren: „Die Probleme, die wir hier in Aachen (auf dem Germanistentag 1994; U.S.) bisher verhandelt haben, betreffen die denkbaren *querelles allemandes* überhaupt nicht. Es ist wohl kein Zufall, daß die Frage nach dem, was deutsch heiße, auf den letzten Vormittag vertagt wurde ...“ (S. 334, kurs. im Orig.) Darüber hinaus beobachtet Wyss eine „regelrechte *Flucht aus der Germanistik*“ (S. 334, kurs. im Orig.). Mit Auerbach betrachtet auch er die Aufgabe „nationaler“ Identitätsbildung als Ideologie: „Wir müssen, unter veränderten Umständen, zurückkehren zu dem, was die vornationale mittelalterliche Bildung schon besaß: zu der Erkenntnis, daß der Geist nicht national ist.“ (S. 336) Vgl. Auerbach, Erich: *Philologie der Weltliteratur*, S. 301-310; in: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*, Bern 1967, hier S. 310.

²⁶⁰ Oellers bezieht sich hier auf eine “Report”-Sendung des Bayerischen Rundfunks vom 28.10.1986 mit dem Titel „Das Elend der Germanistik“.

diesem Bruch im Jahre 1966 gehöre die Pflicht, sich aus den Staatsangelegenheiten herauszuhalten, zu dem mehr oder weniger unausgesprochenen Ehrenkodex („Konsens“) des Faches, den es zu wahren gilt. Nur eine Germanistik, die es konsequent ablehnt, sich für die „deutsche“ Imagepflege zur Verfügung zu stellen, bleibe ideologisch unverdächtig:

„Auf dem Münchener Germanistentag von 1966, der sich mit dem Thema `Nationalismus in Germanistik und Dichtung` beschäftigte, begann eine Entwicklung, die noch andauert, auch wenn sie sich verlangsamt hat: sich, wie es hieß, `mit der Vergangenheit des eigenen Faches und mit den `nationalen` oder auch `nationalistischen` Traditionen in der deutschen Sprach- und Dichtungsgeschichte auseinanderzusetzen`. Im Zuge dieser Entwicklung, die durch die Studentenbewegung deutlich verstärkt wurde, kam es zu einem Konsens zwischen Lehrenden und Lernenden über die `gesellschaftlichen` Verpflichtungen des Faches: Zwar sei dem Versuch der Vereinnahmung der Wissenschaft durch die Politik mit allen Kräften zu wehren, doch die Wissenschaft solle nicht glauben, aus der Welt fortlaufen zu können.“ (Oellers 1987: 31)

Politische Zurückhaltung dürfe also nicht bedeuten, sich im Elfenbeinturm zu verschanzen („aus der Welt fortlaufen“). Vielmehr sieht Oellers die gesellschaftliche Rolle der Germanistik und insbesondere der Literaturwissenschaft darin, den Einfluß der Literatur auf die Gesellschaft auszuweisen.²⁶¹ Mit dem wissenschaftlichen Ausweis dieses Einflusses trete das Fach aus dem Elfenbeinturm heraus und agiere gesellschaftskritisch. Für diese Leistung könne das Fach auch mehr Ressourcen verlangen, und Oellers versäumt es schließlich auch nicht, die „Unterstützung“ anzumahnen:

„Dies ist, wenn es die Verhältnisse gestatten, weiterhin die vornehmste Aufgabe der Germanistik: zu zeigen, wie deutsche Sprache und Literatur in ihren schönsten Äußerungen dahin drängen, Bestehendes (immer wieder) zu verändern. Damit diese Aufgabe erfüllt werden kann, bedarf es freilich einer größeren Unterstützung durch die Öffentlichkeit, als sie in den letzten Jahren gewährt wurde.“ (Oellers 1987: 31)

FAZIT: Wird der Germanistik im einen Fall der Rat erteilt, sich an der Selbst- und Fremdbildproduktion der Deutschen zu beteiligen (*Ad fontes!*), so wird sie im anderen davor gewarnt, dies zu tun, da solche Dienste dem Ruf des Faches schaden. Dient diese Warnung in erster Linie dazu, an die Grenzen des politisch Korrekten zu erinnern (Mahnmal-Funktion), sorgt sie in zweiter Linie für politi-

²⁶¹ Demgegenüber bestreitet Dyck (1988: 7/8) diesen Einfluß der Literatur auf die Gesellschaft (vgl. dazu weiter unten.)

sche „Entwarnung“ („Wir halten uns aus der „nationalen“ Selbstdarstellung heraus!“). Strittig ist mithin, welches Vorgehen dem Fach mehr „Bedeutung“ verleiht: über die eigenen Gegenstände (deutsche Sprache und Literatur) die „nationale“ Selbstdarstellung zu bedienen und damit für den (National-)Staat bedeutsam zu werden oder über die eigenen Gegenstände, insbesondere die Literatur, gesellschaftskritisch zu agieren und damit über die Möglichkeit der Veränderung des Bestehenden Relevanz zu erlangen.

DIE WISSENSCHAFTSSPRACHEN

In der folgenden Argumentation geht es um die Folgen, die das Verschwinden der „Nationalphilologien“ als Wissenschaftssprachen nach sich ziehen würden. So setze sich das Englische als Weltsprache nicht nur im ökonomischen Bereich, sondern zunehmend auch im Wissenschaftsbereich durch. Gerade die Geisteswissenschaften seien jedoch auf die „Muttersprachen“ angewiesen. Anders als bei den Naturwissenschaften könne dort in englischer Sprache nicht ohne größere Verluste in Präzision und Eigenheit des sprachlichen Ausdrucks publiziert werden. Das Verschwinden der „Nationalsprachen“ als Wissenschaftssprachen zieht zudem auch in anderen Bereichen einen Bedeutungsverlust der jeweiligen Sprache nach sich. Dem steht die (kaum empirisch explizit vorfindbare) nur konkludent sich abzeichnende Auffassung gegenüber, daß ein einheitlicher Sprachgebrauch den internationalen Austausch im Bereich der Wissenschaft befördere und damit auch die Wissenschaft – ggf. auch die „nationale“ – voranbringe. Internationalisierung wird hier positiv gewertet. Hintergrund dieser Diskussion ist die theoretische Kontroverse, welche Bedeutung die verwendete Sprache für den auszudrückenden Gedanken hat – von der Problematik der Übertragung in eine andere Sprache abgesehen. Übersetzt wurde aber schon immer, wenn man nicht nur innerhalb des eigenen Sprachkreises, sondern vielmehr international rezipiert werden will. Insofern spiegelt sich im Festhalten der Geisteswissenschaften an den „Nationalsprachen“ auch die Verteidigung eines Sprachbegriffes, der die Vorstellung von einem – in einem bestimmten sprachlich-kulturellen Kontext – sich sprachlich äußernden Geist („Geisteswissenschaften“) beinhaltet. Dieser Geist ist in seinen Ausformungen und Ausformulierungen so unterschiedlich, wie die Sprachen selbst. Zumindest wenn WissenschaftlerInnen Englisch nicht annähernd wie ihre „Herkunftssprache“ beherrschen, gehen diese Differenzen verloren (vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/ Mehrsprachigkeit). Mit *sprachenpolitischen Aufrufen* treten so Teile der Germanistik einer Haltung innerhalb des Faches entgegen, die die Ersetzung der „Nationalphilologien“ durch das Englische hinnimmt.

Die deutsche Sprache ist als Wissenschaftssprache gefragt. – Verteidigt die „Nationalphilologien“ im Wissenschaftsdiskurs!

Hierzu nehmen die bereits erwähnten Tutzinger Thesen (1999) Stellung. Danach verbürge die Pflege der europäischen Sprachen als Wissenschaftssprachen die Leistungsfähigkeit der („nationalen“) Wissenschaften in Europa. Die Durchsetzung einer „lingua franca“ als Wissenschaftssprache schade demgegenüber der Leistungsfähigkeit insbesondere der Geisteswissenschaften. Der Appell an die GermanistInnen lautet daher, sich für die Bewahrung der deutschen Sprache als Wissenschaftssprache stark zu machen:

„6. WISSENSCHAFTSSPRACHE. Die meisten europäischen Sprachen sind leistungsfähige Wissenschaftssprachen mit einer ausgebauten Terminologie und unterschiedlichsten sprachlichen Ausdrucksformen. Würde die wissenschaftliche Verständigung, wie jetzt in Deutschland massiv propagiert, aufs Englische festgelegt, dann ließe die Leistungsfähigkeit der anderen Sprachen nach. Riesige Bestände nichtenglischer Fachliteratur kämen weitgehend außer Gebrauch und näherten sich der Museumsreife, die die lateinischen Buchbestände schon lange haben. Wissenschaftssprache als Erkenntnispotential würde entwertet. Gerade in den Geisteswissenschaften spielt für die angemessene Darstellung eines Gegenstands auch die Beherrschung stilistischer Nuancen eine entscheidende Rolle. Der Vorrat an Sprachbildern, geflügelten Worten, literarischen Anspielungen, über den die Wissenschaftler in ihrer Herkunftssprache verfügen und damit Sprachatmosphäre schaffen können, ließe sich schwerlich ins Englische adäquat hinübernehmen. Das gilt erst recht für die Stilmittel der Ironie und der Parodie.“ (Mitt. des DGV, 3, 1999: 433, Großbuchstaben im Orig.)²⁶²

FAZIT: Mit dem Aufruf, dezidiert (sprachen-)politisch zu agieren (*Ad fontes!*), wird versucht, die deutsche Sprache als Wissenschaftssprache zu stärken und damit auch die Germanistik. Ein Gegenaufruf existiert nicht. Vielmehr wird einfach – dem *mainstream* folgend – im Wissenschaftsdiskurs Englisch geschrieben und gesprochen – eine Strategie, die ihre politische Korrektheit über den Anschluß an den „internationalen“ Sprachgebrauch (Englisch) demonstriert. Dabei scheint die Formel zu lauten: Wissenschaft plus Verwendung des Englischen gleich Internationalität gleich Modernität.

²⁶² Auch das *Wiener Manifest* (2001) empfiehlt den Erhalt und die Weiterentwicklung der „Nationalsprachen“ als Wissenschaftssprachen, da diese insbesondere in den „Geistes- und Kulturwissenschaften“ die „Wissenschaftskulturen mit ihrem spezifischen Erkenntnisgewinn“ gewährleisten.

3.1.2 Internationalität – Transkulturalität – Mehrsprachigkeit

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach dem „internationalen“ Selbstverständnis der Germanistik nach 1966 und stellt das Gegenstück zum vorherigen Aspekt dar (vgl. 3.1.1). Die Germanistik als „internationale“ Wissenschaft wird auf unterschiedlichen Ebenen z.T. kontrovers diskutiert. Dabei geht es um die Festlegung einer *Grenze*. Im folgenden Abschnitt werden Positionen und Strategien vorgestellt, die das Verhältnis der „Nationalphilologie“ zu anderen Sprachen, Literaturen und Kulturen im Kontext der „Europäisierung“ und „Globalisierung“ neu zu bestimmen suchen. Diese Positionen und Strategien bewegen sich zwischen *neuer Identität* und *Selbstauflösung*. Dabei spielen zwei Modelle eine führende Rolle: auf der Ebene der Literatur die „Trans- bzw. Interkulturalität“ und auf der Ebene der Sprache die „Mehrsprachigkeit“.

DIFFERENZ UND GEMEINSAMKEIT

In dieser Argumentation ist die „Differenz“ der Dreh- und Angelpunkt für die Verteidigung der deutschen Sprache und Literatur. Diese Differenz betrifft die „nationalen“ (Sprach-)Gemeinschaften (Nationalstaaten) ebenso wie die „nationalen“ Wissenschaftskulturen. So haben sich im 19. Jh. Staaten aufgrund von sprachlichen Zusammenschlüssen herausgebildet. Diese Staaten wiederum haben ihre eigenen Wissenschafts- und Bildungskulturen ausgebildet. Den auf sprachlichen Unterschieden beruhenden Differenzen wird entweder eine besondere Bedeutung zugemessen oder nicht. Im ersten Fall begründen die Unterschiede jenen „kulturellen Reichtum“, der durch eine Vereinheitlichung der Wissenschaftskulturen (Wissenschafts- und Bildungssysteme) einerseits und eine global sich durchsetzende Einsprachigkeit („lingua franca“) in öffentlicher Kommunikation und Wissenschaft andererseits verloren ginge. Diesen Reichtum zu pflegen, wird die Germanistik aufgerufen. Diese habe einen *sprachen- und kulturpolitischen Auftrag*. So kann der Versuch, europaweit „Mehrsprachigkeit“ zu etablieren, in diesem Zusammenhang als *Strategie* aufgefaßt werden, gegen die Nivellierung von sprachlichen Unterschieden als Folge der Durchsetzung *einer* Sprache und die damit einhergehende kulturelle „Verarmung“ vorzugehen. Dabei zielt die Vermittlung einer „mehrsprachigen Kompetenz“ an die in der EU lebenden BürgerInnen darauf, zum einen die Reichweite der eigenen Sprache zumindest innerhalb Europas auszudehnen, zum anderen die Verbreitung mehrerer europäischer Sprachen zu unterstützen.²⁶³ Im zweiten Fall stehen den Beson-

²⁶³ Dabei verfügt nach Ammon (2003), der die Stellung von Sprachen über ihre numerische (Anzahl der Muttersprachler) und ökonomische Stärke (Bruttoinlandsprodukt ihrer Sprach-

derheiten die Gemeinsamkeiten gegenüber. Statt das Verschiedene/Trennende zu betonen, sollten die Nationalphilologien das Gleiche/Verbindende der Literaturen/Kulturen stärker fokussieren. Nicht nur das „Eigene“, auch das „Andere“ bzw. „Fremde“ sollte reflektiert werden. Damit erfüllt die Germanistik einen *kulturpolitischen Auftrag*, der sich international ausrichtet.

Dabei können sich beide Argumentationslinien auf die Annahme stützen, daß die sprachlichen Eigenheiten (grammatischen Formen) auch unterschiedli-

gemeinschaften) mißt, die deutsche Sprache über eine herausragende Stellung innerhalb Europas. Nach beiden Kriterien ist sie in Europa auf Platz eins; weltweit ist sie jedoch auf der Rangskala weit hinter dem Englischen angesiedelt. Nelde führt dazu aus, daß „Deutsch die größte Sprache der Europäischen Union und, neben Russisch, auch die größte Sprache Europas ist: Knapp 100 Millionen Muttersprachler, die sich auf mehr als ein Dutzend Länder Europas verteilen. Jeder vierte EU-Europäer hat Deutsch als Muttersprache, und Deutsch, das schon vor der Wendezeit als Brückensprache zweier unterschiedlicher politischer Systeme gedient hat, ist sicherlich auch Europas kontaktfreudigste Sprache, und zwar im Kontakt mit slawischen, germanischen, romanischen und finnougri-schen Sprachsystemen, eine Situation, die das larmoyante Gerede vom Niedergang und Rückgang des Deutschen (...) etwas übertrieben erscheinen läßt.“ (S. 133/134) Von einer Bedrohung der deutschen Sprache könne also angesichts dieser *Faktizität* keine Rede sein. Vgl. Nelde, Peter Hans: Deutsch im Kontext europäischer Mehrsprachigkeit, S. 132-141; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000. Nach Ammon hat die deutsche Sprache auch als staatliche Amtssprache (Anzahl der Staaten mit der jeweiligen Sprache als Amtssprache) in der EU – anders als weltweit – eine führende Stellung. Als Wissenschaftssprache – mehr noch in den Naturwissenschaften als in den Geisteswissenschaften – ist sie (wie auch das Französische) gegenüber dem Englischen aber rückläufig. Als Wirtschaftssprache hat sich ebenfalls das Englische durchgesetzt. Als Sprache der Politik genießt die deutsche Sprache zumindest in der Europäischen Kommission einen privilegierten Arbeitssprachen-Status. Als Fremdsprache ist sie v.a. in Europa verbreitet, allerdings hinter Englisch und Französisch (in der ost-erweiterten EU wiederum wird mehr Deutsch als Französisch als Fremdsprache gesprochen). Vor diesem Hintergrund hält Ammon die Etablierung anderer Verkehrssprachen als des Englischen in Europa für wenig aussichtsreich: „Es bedarf also einer außerordentlichen, gezielten und andauernden Anstrengung, wenn für Deutsch und Französisch zusätzlich eine nennenswerte Rolle als Verkehrssprache für Teile Europas gewahrt werden soll.“ (S. 156) Aus *demokratischen* Gründen könne jedoch auf die Wahrung der Amtssprachen innerhalb der (öffentlichen) EU-Institutionen keinesfalls verzichtet werden. Für die nichtöffentlichen Einrichtungen erscheint Ammon dagegen zunächst die Wahl *einer* Arbeitssprache naheliegend: „Wiederum wäre die Wahl einer einzigen Sprache am effizientesten, und als diese Sprache käme einzig Englisch in Betracht. Man muss auch ganz klar sehen, dass diese Lösung von all denjenigen Sprachgemeinschaften bevorzugt wird, deren Sprachen ohnehin nicht als Arbeitssprachen in Betracht kommen, also den kleineren Sprachgemeinschaften. Ihre Vertreter würden sich nämlich am liebsten mit einer Fremdsprache begnügen, statt sich mit zweien oder gar drei herumzuschlagen.“ (S. 157/158) Ammon empfiehlt dennoch das Drei-Arbeitssprachen-Modell (Englisch, Französisch, Deutsch), zumal die Einführung des Esperanto, die jegliche Privilegierung ausschließt, gescheitert sei. Vgl. Ammon, Ulrich: Stellung der deutschen Sprache in Europa und Modelle der Mehrsprachigkeit, S. 145-160; in: Wölfling, Willi/Lenhart, Volker (Hrsg.): Globalisierung und Bildung. 4. Heidelberger Dienstagseminar, Berlin 2003. Vgl. dazu unter „Die internationale Verständigung (Europa)“ weiter unten.

che Ausdrucksmöglichkeiten bereitstellen bzw. unterschiedliche kulturelle Kontexte hervorbringen.²⁶⁴ Kontrovers ist jedoch, welcher Stellenwert der Sprachenvielfalt zugeschrieben wird. Dieser wird bei der *faktischen* (globalen) Durchsetzung des Englischen als internationales Kommunikationsmittel in Verwaltung und Wirtschaft²⁶⁵ und als internationale Wissenschaftssprache minimiert. Kulturelle Unterschiede werden dann nicht *sprachlich*, sondern etwa religiös oder weltanschaulich begründet. Eine solche Argumentation, dass die verwendete Sprache keinen Unterschied macht, kommt empirisch explizit gar nicht vor, ist aber immer dann implizit präsent, wenn der Gebrauch der „Muttersprachen“ nicht explizit verteidigt, ein *sprachenpolitischer Auftrag* also nicht wahrgenommen wird.

„Nationale“ Besonderheiten bestehen. – Pfllegt die Differenz!

Bevor auf die Sprachenfrage eingegangen wird, soll – da zeitlich früher thematisiert – noch einmal auf die Kanonfrage eingegangen werden. Von Heydebrand (1993), die weiter oben bereits im Zusammenhang mit der Diskussion eines „gesamtdeutschen“ Kanons erwähnt wurde, setzt sich für die *literarisch-kulturelle Differenz* ein. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte rekapitulierend stellt sie fest, daß nach 1966/68 in der Bundesrepublik Deutschland „Nationalbewußtsein“ und Nationalsozialismus in eins gesetzt worden seien. Die Distanzierung vom Nationalsozialismus habe auch die Distanzierung von der eigenen kulturellen Tradition nach sich gezogen („Bruch“).²⁶⁶ Damit stehen die Deutschen in Europa als einzige ohne kulturelles Bewußtsein da. Diese Bewußtseinslage sei dafür verantwortlich, daß auch die Bedeutung der eigenen literarischen Tradition

²⁶⁴ Humboldts These, daß die Sprache den Gedanken bildet, bedeutet dann, daß sie ihm eine in der jeweiligen Grammatik mögliche Form gibt.

²⁶⁵ Demgegenüber haben Teile der Wirtschaft mittlerweile die Bedeutung der (Mutter-)Sprache wiederentdeckt und präferieren – trotz Internationalisierung – eine (erfolgsfördernde) Ansprache des „Kunden“ in dessen Sprache.

²⁶⁶ Im öffentlichen Diskurs verweist Herzog (1999: 3) auf die Bedeutung der Differenz: „Globalisierung der politischen und wirtschaftlichen Strukturen: das hat doch auch Konsequenzen für Sprache und Literatur. Auf dem Weg zu einer immer größeren Vernetzung der Kulturen wächst die Unüberschaubarkeit des Ganzen. Um so wichtiger wird es sein, die eigenen kulturellen Wurzeln zu kennen. Nur wer weiß, woher er selbst kommt, kann sich selbstbewußt und kritisch dem anderen öffnen. Auch Toleranz und Dialog haben nur Sinn, wenn man das Eigene kennt und schätzt. Jeder `interkulturelle` Dialog wird zum Geschwätz, wenn kein Bewußtsein von der eigenen Kultur vorhanden ist.“ Mit dieser Abwertung („Geschwätz“) wehrt sich Herzog gegen die Infragestellung der „eigenen kulturellen Wurzeln“, deren Aneignung nach 1945 und besonders nach 1966/68 in der Bundesrepublik Deutschland immer auch kritisch gesehen wurde.

in den Hintergrund getreten, wenn nicht ganz verschwunden sei („literarisches Erbe“; „Weimarer Klassik“):

„Eben in den 60er und 70er Jahren wurde der literarische Bildungskanon auch explizit verabschiedet: Die verspätete Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus führte zum Bruch mit der eigenen Geschichte, aus der dieser hätte hervorgehen können. Anders als die anderen europäischen Nationen gaben weite Kreise der alten Bundesrepublik, auch im Blick auf die deutsche Teilung, ihr Nationalbewußtsein auf und sahen sich dem literarischen Erbe, selbst der Weimarer Klassik, nicht mehr verpflichtet; es schien entwertet, weil der Nationalsozialismus sich darauf berufen hatte.“ (von Heydebrand 1993: 12)

Diese Entwicklung ist nach von Heydebrand zwar nachvollziehbar, aber auch problematisch. So brauche auch die Bundesrepublik Deutschland heute wieder einen Kanon bzw. die Pflege ihrer „nationalen“ Tradition. Ein solcher Kanon sei für die „Wertreflexion“ (S. 13) einer Gesellschaft zentral („schwer ersetzbar“; „unabdingbar“). Die Germanistik als Wissenschaft vom deutschsprachigen Literaturkanon sollte sich daher wieder verstärkt über ihren Kanon verständigen. Von Heydebrand ruft deshalb das Fach dazu auf, die Kanondiskussion wiederzubeleben. Insofern nutzt von Heydebrand die „Wende“ bzw. die damit einhergehenden Kommunikationshürden zwischen „Ost“ und „West“ auch dafür, die Bedeutung des Kanons wieder zu fördern:

„Außerdem hat der nationale Traditionskanon noch eine zusätzliche, schwer ersetzbare Funktion: Er ist ein Medium der Reflexion von Geschichte, der Realgeschichte wie der Geschichte der Ästhetik. Es scheint mir eins der stärksten Argumente für einen Kanon, daß ein kollektives Gedächtnis dieser Art für eine Gesellschaft unabdingbar ist.“ (von Heydebrand 1993: 13)

Damit komme ich nun auf die *sprachliche Differenz*, die – wie die literarisch-kulturelle Differenz – ebenfalls verteidigt wird. Als Vertreter dieser Position seien wieder die Tutzinger Thesen (1999) genannt. Die Tutzinger Thesen wurden bereits im Zusammenhang mit der Verteidigung der deutschen Sprache als öffentliche Sprache und als Wissenschaftssprache genannt. An dieser Stelle liefern sie auch Argumente für die europäischen (National-)Staaten. So wird angenommen, daß die „europäischen Sprachen“ die Grundlage für die Identitäten („Selbstverständnis“) der „europäischen Nationen“ bilden. Verschwinden die Sprachen, dann verschwinden auch die Identitäten. Diese – auf der sprachlichen Differenz beruhenden – Identitäten sollten nicht aufgegeben werden. Dabei spielt auch das Zusammenspiel der verschiedenen Identitäten eine Rolle, die

eben erst im Ensemble die eigentliche Stärke „Europas“ generieren („kultureller Reichtum“; „Ressource“). Die Germanistik als Wissenschaft von der deutschen Sprache wird somit aufgerufen, die deutsche Sprache im Interesse der Sprecher dieser sprachlichen Einheit, also im Auftrag der „Nation“, aber auch im Auftrag „Europas“ zu fördern. Insofern wird mit dem Teil („nationale Eigenart“) auch das Ganze („Kultur der sprachlichen Differenz“; „Vielfalt“) verteidigt:

„4. SPRACHKULTURELLE IDENTITÄT. Die europäischen Nationen beziehen einen wesentlichen Teil ihres Selbstverständnisses aus ihren Sprachen. Es sind durchweg alte Kultursprachen mit einem reichen Bestand an Schriftzeugnissen. Ihre nationale Eigenart zeigt sich in ihrer sprachbildenden Kraft. Der permanente sprachkulturelle Austausch zwischen den einzelnen Regionen, die produktive Rezeption von literarischen, geistlichen, philosophischen, rechts- und naturkundlichen Texten, Handelsdokumenten etc. dürfte wesentlich den ‚kulturellen Reichtum‘ hervorgebracht haben, den die Sprachgemeinschaften in je verschiedenen Ausprägungen nun vorweisen können. Die Kultur der sprachlichen Differenz, die Vielfalt der Gedanken- und Ausdruckspotentiale ist eine wichtige Ressource, vielleicht die wichtigste, des an Rohstoffen sonst nicht sonderlich reichen Kontinents.“ (Mitt. des DGV, 3, 1999: 432, Großbuchstaben im Orig.)²⁶⁷

Dieser Vorstellung gegenüber steht die Feststellung der Tutzinger Thesen, daß die „europäischen Sprachen“ vom Englischen („lingua franca“) bedroht bzw. „flächendeckend überbetoniert“ (S. 431) werden.²⁶⁸ Die „Sprachenvielfalt“ soll-

²⁶⁷ Die *Homburger Empfehlungen* (2001: 387) sprechen von der Funktion der „europäischen Hochsprachen“ für die „Ausbildung einer europäischen Identität“, die *Mannheim-Florentiner Empfehlungen* (2002: 230) von der „kulturellen Identifikation ihrer Sprecherinnen und Sprecher“ und das *Wiener Manifest* (2003) von der Funktion der „Muttersprachen“ für die „europäische Vereinigung“.

²⁶⁸ Dazu auch Stammerjohann: „Tatsächlich wird der Geltungsbereich von Hochsprachen nicht nur durch die Aufwertung von Minderheitensprachen zumindest in Frage gestellt, sondern er wird auch durch den Druck des Englischen eingeschränkt, das die anderen Sprachen aus bestimmten Funktionen verdrängt und ihre Entwicklung behindert, und eine provokative Vision ist die einer Zweisprachigkeit aus Dialekt und Englisch unter Erübrigung der Hochsprache.“ (S. 9) Vgl. Stammerjohann, Harro: Einleitung, S. 9-17; in: Ehlich/Ossner/Stammerjohann (2001). Dazu auch Stickel (2002: 17): „Im Interesse unserer eigenen Sprachen sollten wir aber nach Wegen suchen, im innereuropäischen Sprachverkehr nicht zunehmend auf das Englische angewiesen zu sein. Das wird nur möglich sein, wenn wir auch in unseren Ländern eine Mehrsprachigkeit fördern, die nicht auf die eigene Sprache und Englisch als Zweitsprache beschränkt ist.“ Vgl. Stickel, Gerhard: Grußwort, S. 15-17; in: ders. (2002). Dabei möchte Stickel „keineswegs zu einem gemeinsamen Kampf gegen das Englische aufrufen“ (S. 16), befürchtet aber, „dass die Lingua Angloamericana, das globale BSE (*Bad Simple English*), in seinen Funktionen immer weiter ausgedehnt wird auf Gebrauchsdomänen, die bisher den europäischen Hochsprachen vorbehalten sind“ (S. 16, kurs. im Orig.).

te daher von den Philologien verteidigt werden bzw. die Philologien sollten die berechtigten (national-)staatlichen Interessen nach Erhalt der sprachlichen Differenz („Potential“) gegenüber jenen Interessen vertreten, die die Durchsetzung des Englischen forcieren.²⁶⁹ Daß die Philologen dabei zum Handeln explizit aufgefordert werden müssen, mag zeigen, daß eine solche Verteidigung bzw. Interessenvertretung – auch und gerade für die Germanistik – offenbar nicht (mehr) selbstverständlich ist:

„1. LINGUA FRANCA UND SPRACHENVIELFALT. Die gegenwärtige Diskussion um die europäische Sprachenpraxis wird nahezu ausschließlich von den Kriterien der Effizienz und der Praktikabilität bestimmt. Die Praxis und die sie begleitende theoretische Argumentation zielen auf die möglichst weitgreifende Durchsetzung einer ‚*lingua franca*‘, auf die Durchsetzung des Englischen. Die Ausbreitung des Englischen unterliegt einer erheblichen Eigendynamik, die durch den Vereinheitlichungsdruck im Ge-

Zu diesen „Gebrauchsdomänen“ zählt Stickel v.a. Wissenschaft und Wirtschaft. Darüber hinaus beobachtet auch Stickel „zum einen die Tendenz zur sprachlichen Globalisierung, sprich Anglisierung, zum anderen die Tendenz zu einer enger werdenden Regionalisierung, zu den Dialekten und regionalen Umgangssprachen. Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Tendenzen könnte *Hochdeutsch* als historisch gewachsene Kultursprache in Gefahr geraten, weil seine soziale und emotionale Basis kleiner wird.“ (S. 34, kurs. im Orig.) Vgl. Stickel, Gerhard: Hochsprachen und Europäische Mehrsprachigkeit aus der Sicht des Instituts für Deutsche Sprache (IDS), S. 29-39; in: ders. (2002). Vgl. auch Stickel (1999).

²⁶⁹ Die *Tutzinger Thesen* (1999: 431) stützen sich dabei auf einen EU-Grundsatz, der allerdings keinen Gesetzes-Status beansprucht. Danach soll „die vorliegende EntschlieÙung die Grundlage bilden für Überlegungen darüber, welche Mittel den Bildungssystemen in ihrem eigenen Bereich zu Gebote stehen, um den Aufbau eines Europas ohne Binnengrenzen fortzusetzen und die Verständigung zwischen den Völkern der Union auszubauen. Die Förderung der sprachlichen Vielfalt wird in diesem Zusammenhang zu einer der Hauptaufgaben des Bildungswesens. Unter Bekräftigung des Grundsatzes der Gleichrangigkeit aller Sprachen der Union sollte daher über die Instrumente nachgedacht werden, mit deren Hilfe sich der Unterricht und der Gebrauch dieser Sprachen verbessern lassen, so daß jedem Bürger der Zugang zu dem in der sprachlichen Vielfalt wurzelnden kulturellen Reichtum der Union ermöglicht wird.“ Vgl. EntschlieÙung des Rates vom 31. März 1995 betreffend die qualitative Verbesserung und Diversifizierung des Erwerbs von Fremdsprachenkenntnissen und des Fremdsprachenunterrichts in den Bildungssystemen der Europäischen Union, S. 1-5; in: Amtsblatt Nr. C 207 vom 12.8.1995, hier S. 1. Vgl. dazu unter „Die internationale Verständigung (Europa)“ weiter unten. Da nicht näher ausgeführt wird, welche Sprachen und damit wessen kultureller Reichtum gemeint ist, kann hier nur die Vermutung angestellt werden, daß mit den den kulturellen Reichtum repräsentierenden Unionssprachen die National- bzw. Amtssprachen der Mitgliedsstaaten der EU gemeint sind. Nicht dazu gehören in der EU sozusagen „nichtamtlich“ gesprochene (National-)Sprachen von Angehörigen anderer (National-)Staaten, d.h. die jeweiligen (allochthonen) Migranten- bzw. Zuwanderersprachen. Den (autochthonen) Regional- und Minderheitensprachen wird in der „Charta zum Schutz der Regional- und Minderheitensprachen“ ein förderungswürdiger Status beigemessen.

folge der Währungsunion noch verschärft wird.²⁷⁰ Es liegt aber im besonderen Verantwortungsbereich der Philologen, das Neben- und Miteinander der europäischen Sprachen richtig auszubalancieren und für den ‚kulturellen Reichtum‘ (Maastricht²⁷¹; s.o.), den die Sprachenvielfalt bietet, Verständnis zu wecken. Die europäische Sprachenvielfalt ist eine der wichtigsten Ressourcen des Kontinents und keineswegs eine ‚babylonische Sprachverwirrung‘²⁷². Das Bewußtsein für die Möglichkeiten, dieses Potential auszuschöpfen, ist bisher wenig entwickelt. Hier besteht ein großer Nachholbedarf.“ (Mitt. des DGV, 3, 1999: 431, kurs. im Orig., Großbuchstaben im Orig.)

Zu den literarischen und sprachlichen Differenzen stellt Gumbrecht (2001) die *Differenzen der eigenen philologisch-philosophischen Tradition*, die – wie die Traditionen anderer Länder auch – verteidigungswert seien. Als Vergleichsgrundlage zieht er die „angloamerikanische“ und die „französische Tradition“ des Umgangs mit Texten heran. Gumbrecht macht deutlich, daß sich die genannten Traditionen sämtlich voneinander unterscheiden. Mit dem – nicht unkritischen – Lob der deutschen Tradition („Germanistik“) wertet er diese auf bzw. weist sie gegenüber den Traditionen der anderen Länder als durchaus ebenbürtig aus. Damit wendet sich Gumbrecht gegen die in der Germanistik Gewohnheit gewordene Tendenz, die Traditionen der anderen Länder über die eigene zu stellen. Die Germanistik als Auslegungswissenschaft („Text-Explication“) wird somit aufgerufen, sich aus sich selbst heraus – d.h. aus ihrer eigenen Tradition heraus – zu erneuern, auch und besonders, wenn sie neue Wege geht („Kulturwissenschaft“; „Medienwissenschaft“):

„Mehr als in der parallelen angloamerikanischen Tradition, wo die großen literarischen Texte immer noch vor allem Medien für die Vermittlung von ethisch anspruchsvollen Verhaltensformen sind (...), mehr als in der französischen Tradition, wo das Erklären der klassischen Texte auf die Ausbildung des Geschmacks zentriert war, hat sich in den bedeutendsten Werken der Germanistik oft eine harte philologische Kompetenz

²⁷⁰ Die *Homburger Empfehlungen* (2001: 387) sprechen von den „gefährdeten Standards“ durch die „zunehmende Globalisierung und Diversifizierung der Kommunikation“, die *Mannheim-Florentiner Empfehlungen* (2002: 230) von den „aktuellen wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen“ bzw. der „Herausforderung und Chance“ durch die „europäische Integration“ und das *Wiener Manifest* (2003) von „politischen Konflikten“ bzw. von der „Verarmung der kulturellen Vielfalt“ durch die Einführung einer „Einheitssprache“.

²⁷¹ Bezug genommen wird hier auf die Entschließung des Rates (1995). Vgl. auch den „Maastricht-Vertrag“ von 1992 und den „Amsterdamer Vertrag“ von 1997.

²⁷² Die „babylonische Sprachverwirrung“ steht traditionell für das Chaos des gegenseitigen Nichtverstehens. Mit der expliziten Zurückweisung dieser Vorstellung und der Zuschreibung, „eine der wichtigsten Ressourcen des Kontinents“ zu präsentieren, erhält die „Sprachenvielfalt“ eine positive (Neu-)Bewertung.

mit einem genuinen Talent zur philosophischen Reflexion vereint. Nicht ohne Spannungen vereint, muß man gleich hinzufügen, und vielleicht auch nicht ohne eine Tendenz zur Ausblendung der mikrologischen Arbeit an der Text-Explikation. (...) An diesem doppelten Anspruch sollten sich die Leistungen der Germanistik, auch und gerade in ihrem Selbstverständnis als Kulturwissenschaft und als Medienwissenschaft, messen.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Gumbrecht verteidigt aber auch die „nationalen“ Besonderheiten der „deutschen Universitätstradition“ etwa gegen die „anglo-amerikanischen `Humanities´“ (S. 51). Wieder wendet er sich dagegen, Muster anderer Länder einfach zu übertragen, in der Annahme, diese seien besser als die eigenen. Die eigenen Strukturen – wie etwa die Institutionalisierung der Geisteswissenschaften in der philosophischen Fakultät – seien historisch gewachsen und mit auswärtigen Verhältnissen nicht vergleichbar. Gumbrecht markiert so die „deutsche Tradition“ im Hochschulwesen als in der Welt einmalig und einzigartig. Die eigenen Unterlegenheitsgefühle seien deshalb unbegründet. Die Germanistik als Geisteswissenschaft wird vielmehr aufgerufen, sich – ihrer Besonderheit bewußt – aus sich selbst heraus zu erneuern:

„Selbst wenn das Niveau der ausländischen Kollegen so überlegen wäre, wie man in der Germanistik oft zu befürchten scheint, ließe sich eine Neuorientierung aus dem Blick über die Grenzen der deutschen Universitätstradition kaum gewinnen. Das liegt vor allem daran, daß die Germanistik eingebunden ist in den Fächerverbund der `Geisteswissenschaften´, für den es außerhalb der deutschen Tradition kein Pendant gibt.“ (Gumbrecht 2001: 51)

„Nationale“ Besonderheiten und „internationale“ Gemeinsamkeiten bestehen. – Pfllegt die Gemeinsamkeiten!

Hoben die bisher genannten Positionen die „nationalen“ Besonderheiten hervor, zeichnet sich die folgende dadurch aus, daß sie auch auf „internationale“ Gemeinsamkeiten abstellt. So setzt sich Welsch (1998) – der für eine adäquate „nationale“ Selbstdarstellung im (internationalen) Deutschunterricht Partei ergriffen hatte – auch für einen Deutschunterricht ein, der in der Lage ist, kulturelle Verbindungen zwischen den Literaturen aufzuzeigen. Damit wendet er sich gegen die ausschließliche Vermittlung „nationaler“ Besonderheiten und versucht, die kulturellen Unterschiede zu minimieren. Der Deutschunterricht müsse über die

Behandlung von Weltliteratur „Brücken bauen“ (S. 26).²⁷³ Die Germanistik als Institution der DeutschlehrerInnenausbildung wird so als ein Fach konzipiert, das nicht nur deutschsprachige, sondern internationale Literatur zu vermitteln imstande sein sollte. Für das Fach bedeutet dies, den eigenen Gegenstand zu internationalisieren bzw. international auszuweiten. Welsch markiert dabei die Begrenzung auf „nationale“ Besonderheiten als ausgrenzend („verschiedene Farben“), die „nationale“ Entgrenzung des Faches als integrativ („united colors“) – ein Vorgang, der sich offenbar besser in englischer Sprache ausdrücken läßt. Gleichzeitig erinnern die „united colors“ an die Ende der 90er Jahre einsetzende Bennetton-Werbung, die sich gegen ethnische Diskriminierung wandte.²⁷⁴ Das Überschreiten des eigenen Gebiets dient so dem Zweck der internationalen Verständigung (vgl. dazu weiter unten):

„In einer solchen Situation (der sozialen und ethnischen Pluralität; U.S.) kann man die Aufgabe der Literatur und der Literaturvermittlung in der Artikulierung der Besonderheiten der verschiedenen Kulturen oder in der Überwindung ihrer Abgrenzung oder gar Abschottung sehen. Man kann für ein partikularistisches oder ein universalistisches Ziel der Literatur plädieren – sozusagen für eine Literatur verschiedener Farben oder von united colors.“ (Welsch 1998: 25)

Um den Einbezug fremdsprachiger Literatur kommt die Germanistik also nicht herum.²⁷⁵ Über diese fremdsprachige Literatur können nach Welsch die Sicht- und Erlebensweisen anderer Kulturen vermittelt werden, was die Erziehung zu „Toleranz“ befördere. Die alleinige Vermittlung deutschsprachiger Literatur in Einheit mit moralischen Aufrufen zu Toleranz gegenüber anderen Kulturen, reiche demgegenüber nicht aus. Mit seinem Vorschlag versucht Welsch, dem Deutschunterricht und damit den Heranwachsenden in der Bundesrepublik

²⁷³ Auch Lämmert sieht die Notwendigkeit, die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden neu zu definieren und neue Gemeinsamkeiten aufzutun: „Heute ist es nicht mehr so schwer, und die Medien tun das Ihre (sic!; U.S.) dazu, uns wissen zu lassen, daß auch der Angehörige einer uns fremden Kultur unter weltumspannenden Veränderungen gleiches erleiden oder gewinnen kann wie der nächste Angehörige. In diesem Falle also nicht zurück zu den Anfängen einer Nationalphilologie!“ (S. 22) Vgl. Lämmert, Eberhard: Zurück zu den Anfängen? Die kulturwissenschaftliche Weite der Germanistik von 1846, S. 7-22; in: Fürbeth u.a. (1999).

²⁷⁴ Die von Welsch (1998) angemahnten Aufgaben des Deutschunterrichtes sind vor allem vor ihrem gesellschaftlichen Hintergrund zu sehen. Nach der „Wiedervereinigung“ stiegen in den 90er Jahren Ausländerfeindlichkeit und „Fremdenhaß“ v.a. in den neuen Bundesländern massiv an.

²⁷⁵ Offen bleibt, welche fremdsprachliche Literatur ausgewählt werden soll (z.B. „europäische“ oder „nicht-europäische“). Offen bleibt auch das Problem der Lektüre in der Originalsprache oder in der Übersetzung.

Deutschland eine kleine Spritze in Internationalität zu verpassen, die letztere gegen rechte Propaganda zu immunisieren helfe:

„Die Lektüre fremdsprachiger Literatur oder von Reiseberichten kann weit mehr zu aktiver Toleranz beitragen als die ständige Wiederholung rationaler Begründungen und Empfehlungen (...).“ (Welsch 1998: 27)

Seine Argumentation stützt Welsch mit der eigenen Fachtradition. So sei eine „internationale“ Tradition der Literaturwissenschaft freilegbar und damit unmittelbar anschlussfähig: das Weltliteratur-Konzept Goethes, das das poetische „Vaterland“ nicht auf das politische eingrenzt.²⁷⁶ Indem Welsch sich auf Goethe – als *den* Dichter der deutschen Literaturgeschichte – beruft, verbindet er auch dessen Größe und Unantastbarkeit mit seinem Vorschlag. Schon Goethe, dessen Reputation über jeden Zweifel erhaben ist, habe in der Literaturwissenschaft auf die Verschränkungen und gegenseitigen Beeinflussungen der Literaturen hingewiesen. Insofern ist nicht nur die Konzeption Herders (vgl. dazu weiter unten), sondern auch die von Goethe angemahnte Verbindung von Eigenem und Fremdem eine zutiefst *deutsche* Tradition, an die anzuschließen dem Fach Germanistik nicht schwerfallen dürfte. So kann Welsch seine Position in die Tradition Goethes stellen:

„Aber später (nach der Rezeption des Herderschen Volksgeist-Topos‘; U.S.) richtete Goethe seine ganze Aufmerksamkeit auf den entgegengesetzten Aspekt: auf die Bedeutung wechselseitiger Kenntnisnahme und Rezeption der Kulturen. Als er 1808 von Niethammer um Mithilfe bei der Herausgabe einer Lyriksammlung zum Zweck der Nationalbildung gebeten wurde, antwortete er zu dessen Überraschung, daß ‘keine Nation’ und ‘am wenigsten vielleicht die Deutsche (...) sich aus sich selbst gebildet’ habe, so daß Übersetzungen als ‘ein wesentlicher Theil unserer Litteratur’ zu betrachten sind (1907, 420).“ (Welsch 1998: 25/26)

FAZIT: Mit der Aufwertung der eigenen literarisch-kulturellen, sprachlichen oder philologisch-philosophischen Differenzen bzw. Besonderheiten (*Ad fontes!*) geht auch eine Stärkung des Faches Germanistik als Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur einher. Diese Differenzen sollen (wieder) selbstbewußter verteidigt werden – sei es im Interesse der Selbstverständigung über gesell-

²⁷⁶ Welsch (1998: 26) bezieht sich hier auf Goethe, Johann Wolfgang von: Schema zu einem Volksbuch, historischen Inhalts, S. 418-428; in: ders.: Werke, I. Abteilung, Bd. 42, 2, Weimar 1907. Welsch interpretiert den Weltliteraturbegriff Goethes demnach nicht im Sinne *universaler* Literatur, die das allgemein Menschliche thematisiert, sondern im Sinne *internationaler* Literatur, die der ganzen Menschheit gehört.

schaftliche Werte (Kanonpflege), sei es im Interesse des Erhalts der „europäischen Nationen“ (Mehrsprachigkeit) oder der eigenen Wissenschafts- bzw. Hochschultraditionen. Gewarnt wird davor, daß „Eigene“ preiszugeben. Demgegenüber setzt der Versuch der Entgrenzung der Germanistik als Wissenschaft von der Weltliteratur – ähnlich der Durchsetzung einer „lingua franca“ oder eines vereinheitlichten Bildungssystems – eine gegenläufige Dynamik in Gang (*Auf zu neuen Ufern!*), die – vor dem Hintergrund zunehmender Ausländerfeindlichkeit in der (vereinigten) Bundesrepublik Deutschland gegen Ende der 90er Jahre – nach innen und nach außen Internationalität und Toleranz demonstriert und sich gegen den Vorwurf, in die Selbstauflösung des Faches zu münden, wehren muß. Im folgenden Abschnitt wird diese Argumentation genauer verfolgt (Transkulturalität).

NATIONALITÄT UND TRANSNATIONALITÄT

Mit „Transnationalität“ wird eine fachexterne Entwicklung gefaßt, die die „Nationalkulturen“ transformiert, nicht zuletzt als Folge der Globalisierung/Europäisierung. Aus dieser Realitätsbeschreibung der allmählichen Auflösung traditioneller Einheiten werden konträre Folgerungen für die Germanistik und den Deutschunterricht abgeleitet. Im ersten Fall werden diese traditionellen Einheiten verteidigt, im zweiten Fall wird eine Anpassung an die Auflösung der Nationalkulturen gefordert. Der Germanistik wird also entweder eine präskriptive oder eine deskriptive Rolle zugeschrieben. Präskriptiv ist eine Germanistik, die unter dem Einfluss äußerer Veränderungen ihre traditionellen Gegenstände verteidigt, deskriptiv ist eine Germanistik, die sich auf die äußeren Veränderungen etwa mit der Forderung nach Transnationalität bzw. -kulturalität einstellt. Verteidigt die erste Argumentationslinie implizit auch den *Nationalstaat* und die diesen begründende *deutsche Sprache*, so visiert die zweite Argumentationslinie eine Art *Weltgesellschaft* an, die durch die *Übergänge zwischen den Kulturen* zusammengehalten wird, darüber hinaus aber nicht weiter spezifiziert ist. Entsprechend wird den sprachlichen Unterschieden sowie der „nationalen“ Identitätsbildung eine größere oder geringere Bedeutung zugesprochen. Bei beiden Argumentationslinien wird zudem explizit auf ein der Demokratie, dem Frieden und der Völkerverständigung dienendes „Image“ Wert gelegt: gleich ob die Germanistik als „Nationalphilologie“ oder als „internationale“ Wissenschaft (neu-)inszeniert wird.

Die „Nationalkulturen“ lösen sich auf. – Verteidigt das Eigene!

Janota (1993), der weiter oben bereits als Repräsentant einer Position in Erscheinung trat, die für eine politische, aber nicht nationalistische Germanistik eintritt, setzt sich folgerichtig auch mit Blick auf die Auflösung der „Nationalkulturen“ für die Stärkung der „Nationalphilologien“ ein. Voraussetzung dafür, daß eine solche Stärkung den europäischen Prozeß auch unterstütze, sei ein neues – die Selbst- und Fremdwahrnehmung förderndes – Selbstverständnis. Dazu gehöre die Vermittlung von Fremdbildern, die die „Anderen“ nicht als Gefahr („Feindbilder“), sondern als „Bereicherung“ erscheinen lasse. Ebenso aufgeschlossen wie die Deutschen den anderen Nationen „begegnen“ sollten, sollten aber auch die anderen Nationen den Deutschen begegnen: D.h. die Wahrnehmung der deutschen Sprache, Literatur und Kultur soll vom Nationalsozialismus nicht völlig verstellt werden (vgl. dazu unter „Das Image der Deutschen“ weiter oben). Eine Germanistik, die der Historie immer wieder gedenkt, kann also das Eigene verteidigen und an einem „Europa“ der „Nationalkulturen“ mitbauen. Dazu ruft Janota auf:

„Es wird darum gehen, das Entstehen und die Funktion von Feindbildern und von kulturellen Stereotypen, ihre sprachliche und literarische Ausprägung und Propagierung aufzuklären, die dahinterstehenden Defizite und Ängste bewußt zu machen, sie mit dem Nachweis der sprachlichen, literarischen und kulturellen Bereicherung in der Begegnung mit dem zunächst Fremden, dann aber mit dem vertrauten Anderen zu beheben. Es wird darum gehen, ein historisch begründetes Verständnis für die unterschiedlichen Voraussetzungen und Wirkungsmöglichkeiten der nationalen Literaturen und Kulturen zu eröffnen. Das heißt aber zugleich auch, Wege zu finden, damit ebenso andere Nationen ohne Ausblenden unserer Geschichte die deutsche Sprache, Literatur und Kultur als eine Bereicherung erfahren können. Auch hierbei ist die Germanistik als Nationalphilologie gefragt, aber sie wird angesichts der genannten Forderungen eine andere Nationalphilologie sein, als sie es im 19. Jahrhundert und bislang im 20. Jahrhundert war.“ (Janota 1993: XII)

Auch hier argumentiert Ivo (2002) ähnlich wie Janota. Die Auflösung der „alten Nationalitäten“ und die Ausbildung einer „neuen europäischen Nationalität“ beobachtend geht er davon aus, daß der europäische Prozeß die Pflege der „Vielfalt nationaler Kulturen“ (S. 115) voraussetzt: also ohne die Pflege des Eigenen, keine Öffnung gegenüber den Anderen. Schließlich behielten die Nationalstaaten auch in „Europa“ ihren Platz. Dieser Tatsache würde aber in der Bundesrepublik Deutschland nicht ausreichend Rechnung getragen und der „nationale Rahmen“

gesellschaftlich tabuisiert (vgl. dazu weiter oben). Die daraus entstehende Diskrepanz äußert sich nach Ivo innerhalb der Deutschdidaktik in der Zurückhaltung gegenüber sprach- und kulturpflegerischen Aufgaben („Goethe“). Ivo ruft daher implizit dazu auf, diese verdrängten Aufgaben wieder ernster („vorrangig“) zu nehmen:

„Schließlich stellt sich für uns Europäer die Frage, wie wir es mit unseren Nationalitäten in Zukunft halten möchten. Gern gehört ist in Deutschland die Rede von multikulturellen Impulsen, nationalistische Enge und Borniertheit zu überwinden. Nun ist der Ausdruck ‚multikulturell‘ gewiß vieldeutig. Verstehen wir ihn als Initialwort für einen Prozeß, in dem sich die alten Nationalitäten auflösen und zu einer neuen europäischen Nationalität verschmelzen sollen (...). Beobachten läßt sich europaweit, daß der nationale Rahmen keineswegs ausgedient hat. Beobachten läßt sich aber auch, daß die deutschen Diskurse um politische Bildung eher in der Gegenrichtung verlaufen. Letzteres findet in der Deutschdidaktik darin seinen Ausdruck, daß die Aufgaben des pfleglichen Umgangs mit der eigenen Sprache sowenig als vorrangig betrachtet werden wie die Aufgaben einer literarischen Bildung, die – pointiert formuliert – auf Goethe nicht verzichten will.“ (Ivo 2002: 115)

Die „Nationalkulturen“ lösen sich auf. – Öffnet Euch global!

Welsch (1998), der – wie bereits angedeutet – das Gemeinsame und Verbindende der verschiedenen Literaturen hervorgehoben sehen möchte – wählt eine andere Strategie und empfiehlt den DeutschlehrerInnen, die Vorstellung von einer „deutschen“ Kultur endgültig über Bord zu werfen. In Anbetracht der weltweiten Migrationsbewegungen konstatiert er eine Auflösung der „Nationalkulturen“, auf die mit einer umfassenden Öffnung reagiert werden müsse. Damit sei auch der herkömmliche Kulturbegriff obsolet: ein Begriff, der Eigenschaften kultiviere („homogen“; „extern separiert“), die noch auf Herders Konzeption zurückgingen. Demgegenüber sei nunmehr ein „transkultureller“ Kulturbegriff zeitgemäß, da er besser geeignet sei, die Realitäten abzubilden („Mischungen und Durchdringungen“)²⁷⁷:

²⁷⁷ Die Auflösung der „nationalkulturellen“ Grenzen evoziert nach Welsch (1998) bis zu einem gewissen Grad auch eine kulturübergreifende Standardisierung, die allerdings bei bestimmten Themen – Menschenrechte, Feminismus, Ökologie – wegen der „Grundverschiedenheiten“ (S. 30) „westlicher“ und „nicht-westlicher“ Kulturen an ihre Grenzen stößt. Vgl. auch Welsch, Wolfgang: Transkulturalität – Lebensformen nach der Auflösung der Kulturen, S. 5-20; in: Information Philosophie, 2, 1992.

„Meine (Welschs; U.S.) Grundidee ist die folgende: Traditionell hat man sich die Kulturen – insbesondere seit Herder – als intern homogen und extern separiert vorgestellt. Herder sprach von Kugeln oder Inseln. Heute aber sind die Kulturen bis in ihren Kern hinein durch Mischungen und Durchdringungen gekennzeichnet. Diese neue Form der Kulturen bezeichne ich, da sie über den traditionellen Kulturbegriff *hinaus-* und durch die traditionellen Kulturgrenzen *hindurchgeht*, als *transkulturell*.“ (Welsch 1998: 30, kurs. im Orig.)

Damit ist eine Situation entstanden, auf die sich nach Welsch auch die Wissenschafts- und Bildungssysteme der (Transnational-)Staaten einstellen sollten. „Nationale“ Kulturen seien nichts gegebenes, sondern etwas konstruiertes.²⁷⁸ Sie lösen sich auf und dieser Auflösung sollte terminologisch und pädagogisch gefolgt werden, und zwar mit einem (deskriptiven) Kulturbegriff, der die tatsächliche Heterogenität spiegele und zu Aufgeschlossenheit erziehe:

„Sagt man uns – wie der alte Kulturbegriff es tat –, daß Kultur eine Homogenitätsveranstaltung zu sein habe, so werden wir uns entsprechend verhalten und die gebotenen Zwänge und Ausschlüsse praktizieren. (...) Sagt man uns – oder den Heranwachsenden – hingegen, daß Kultur gerade auch Fremdes einbeziehen und transkulturellen Komponenten gerecht werden müsse, dann werden wir oder sie diese Aufgabe in Angriff nehmen, und dann werden entsprechende Integrationsleistungen künftig zur realen Struktur der Kultur gehören. In diesem Sinn ist die ‚Realität‘ von Kultur immer auch eine Folge unserer Konzepte von Kultur.“ (Welsch 1998: 32)

Für die Verbreitung eines solchen Kulturkonzeptes ist nach Welsch zuallererst der Deutschunterricht zuständig. Dieser ist der Ort der politischen – hier „transnationalen“ – Bildung. Der Deutschunterricht liefere dafür auch geeignete Instrumente. So könne etwa durch die Einbeziehung fremdsprachlicher Literatur ein Bild von der Heterogenität der Kulturen geschaffen werden. Dies bedeutet zugleich die Ablösung eines Deutschunterrichts, der sich ausschließlich auf „deutsche“ Literatur beschränkt. Ein solcher Literaturunterricht vermittele Bilder von homogenen Kulturen, die so gar nicht mehr vorhanden seien. Zudem zeigt sich nach Welsch ein die Literatur anderer Kulturen einbeziehender Deutschunterricht „international“²⁷⁹, was hier soviel wie „weltoffen“ bedeutet, während ein

²⁷⁸ Vgl. dazu unter „Bildungspolitischer Exkurs“ weiter unten.

²⁷⁹ Im öffentlichen Diskurs zögert dagegen Herzog (1999: 1) nicht, den Begriff Internationalität inkorporierend zu definieren, wenn er die Tatsache, daß die deutsche Sprache auch im Ausland vermittelt wird, als Indiz für ihre Internationalität heranzieht. Damit begibt sich Herzog an die Grenze des politisch Korrekten: Die Germanistik öffnet sich nicht „Fremdem“ – wie bei Welsch –, sondern läßt sich in der „Fremde“ verbreiten: „Germanistik wird nicht nur von

sich auf „deutsche“ Literatur beschränkender Deutschunterricht „provinziell“ daher kommt, also überhaupt nur zu engstirnigen und bornierten Staatsbürgern erziehen kann²⁸⁰.

„Im Zeichen einer nicht mehr nur kulturellen, sondern zunehmend auch politischen Transnationalität muß die Einbeziehung fremdsprachlicher Literatur noch selbstverständlicher sein als zuvor. Und wo, wenn nicht im Deutschunterricht sollte sie erfolgen? Ein Fach 'Interkulturalität' oder 'Transkulturalität' oder 'Globalität' – oder wie immer es heißen könnte – besitzen wir nicht. Daher muß der Deutschunterricht diese generalistische Aufgabe wahrnehmen, darf sich nicht provinzialisieren.“ (Welsch 1998: 34)

deutschen Wissenschaftlern betrieben. Es ist eine internationale Wissenschaft, die in allen möglichen Ländern zu Hause ist und dort für die Präsenz eines wesentlichen Elementes deutscher Kultur sorgt.“

²⁸⁰ Ähnlich argumentiert Lämmert (1999) auf dem 1996er Kongreß, wenn er davon ausgeht, daß „ein philologisches Studium, das in seinem Zuschnitt nicht mindestens die Befähigung zu vergleichenden Sprach- und Literaturstudien einschließt, (...) die europäische Lebenswirklichkeit von morgen und ebenso die künftig erforderliche Aneignung der europäischen Geschichte“ (S. 19) verfehlt. Und: „Dabei kann eine einsprachige Nationalphilologie, wenn sie denn noch so heißen soll, nicht bloß den kulturellen, sondern auch den elementaren Bedürfnissen der Bevölkerung in einem schrittweise vereinten Europa nicht mehr gerecht werden.“ (S. 19) Damit schwebt auch Lämmert eine zumindest europäisch geöffnete Germanistik vor. Allerdings sollte nach Lämmert auf die „deutschen Studien“ (S. 20), die sich der „Nationalkultur“ (S. 20) verschreiben, nicht verzichtet werden. Vgl. zudem bereits in seiner Eröffnungsansprache auf dem Kölner Germanistentag 1976 Lämmert, der sich auf das Studium mehrerer Sprachen und Literaturen im Rahmen der Germanistik beruft: „Wer den praktischen Wert richtig einschätzt, den eine Vermittlung zwischen mehreren Sprachen heute und in Zukunft für jeden Mitteleuropäer hat, der wird den teilweisen Ersatz des alten Deutschunterrichts durch einen Sprach- und Literaturunterricht, der auf der Basis der Landessprache in mehrere Sprachen und Literaturen einführt, für mehr halten als für eine antinationalistische Büßergeste nach dem Sündenfall oder als eine bloß modische Marotte.“ (S. 3) Vgl. Lämmert, Eberhard: Eröffnungsansprache, S. 1-7; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2, 1976. Vgl. dazu auch Fürbeth, der zum 1996er Kongreß feststellt: „Von der Eröffnungsrede des Bundespräsidenten über die Plenarvorträge und die Referate und Diskussionen in den Sektionen bis zur abschließenden Podiumsdiskussion wiederholte sich leitmotivisch eine These: daß Philologie nur als komparatistische, die Grenzen der eigenen Muttersprache überschreitende Wissenschaft eine sinnvolle Zukunft haben könne.“ (S. XIII) Vgl. Fürbeth, Frank: Vorwort, S. XI-XIV; in: ders. u.a. (1999). Hier liegt der Ausgangspunkt für die Komparatistik, die von ihren Gegenständen her zwar „europäisch“ oder „global“ konstituiert werden kann, von ihrem (Beobachtungs-)Standpunkt aus aber immer von *einer* Philologie ausgehen muß. Vgl. dazu Werner, der die Grenzen der Komparatistik als Grenzen des Vergleichens beschreibt: „Die Zeiten objektivistischer Vogelschau-Komparatistik sind vorbei. Dennoch wird verglichen, muss sogar mehr denn je verglichen werden.“ (S. 75) Vgl. Werner, Michael: Nationalphilologie und Komparatistik. Historisch-methodische Überlegungen zum Problem des Vergleichs in der Literaturwissenschaft, S. 61-77; in: Kugler (2002: Bd. 1).

Für seine Argumentation stützt sich Welsch auch auf die Geschichte. So bestehe – in „Europa“ – eine uralte „transkulturelle“ Tradition, die von der – die Vorstellung von der Einheit der „Nation“ kultivierenden – Phase der Nationalstaatsbildung unterbrochen worden sei. Dies werde besonders in der Beschäftigung mit älterer Literatur sichtbar.²⁸¹ An diese Tradition könne die Germanistik (Literaturwissenschaft) anschließen. Damit versucht Welsch noch einmal zu untermauern, daß die Begrenzung auf das „Deutsche“ Grenzen manifestiert, die viele Jahrhunderte offen standen und nach einer Phase der „Schließung“ heute wieder weit aufgerissen gehören. Dabei gewinnt seine Argumentation für eine erneute „transnationale“ Phase zusätzlich dadurch an Zugkraft, daß Welsch die „nationale“ Phase in ihrer begrenzten Zeitlichkeit und Fiktivität zur Anschauung bringt:

„Erstens führt schon fast jede Beschäftigung mit älterer Literatur zu Transkulturalität. Das könnte überraschend klingen, da ich Transkulturalität als Gegenwarts- und Zukunftsszenario vorgestellt habe. Aber geschichtlich war Transkulturalität jahrhundertlang die Regel. Nur hat man dies infolge der mit dem 19. Jahrhundert aufgekommenen Fiktion homogener Nationalkulturen zunehmend verdrängt.“ (Welsch 1998: 33)

FAZIT: Über die Verteidigung des Eigenen (*Ad fontes!*) als Fundament für ein europäisches Zusammenwachsen wird auch eine Stärkung des Faches Germanistik forciert. Demgegenüber führe die uneingeschränkte Öffnung gegenüber dem sog. „Fremden“ (*Auf zu neuen Ufern!*) als Reaktion auf die Auflösung der – auf bestimmte Territorien begrenzten – „Nationalkulturen“ auch zu einer Auflösung des Faches Germanistik, das dann als Fach „Globalität“ gedacht werden müßte. Dabei demonstriert die zweite Strategie „political correctness“.

DIE INTERNATIONALE VERSTÄNDIGUNG (EUROPA)

Argumentiert wird auch mit der internationalen bzw. europäischen Verständigung (vgl. zur „nationalen“ Verständigung weiter oben²⁸²).²⁸³ Die Kontroverse

²⁸¹ Vgl. auch Wyss, Ulrich: Deutsches Altertum, Europa der Zukunft... Über die ältere Literatur in einer modernen Germanistik, S. 833-845; in: Fürbeth u.a. (1999: 838, 840 und 844).

²⁸² Im öffentlichen Diskurs betont Herzog (1999) die Bedeutung der Germanistik für die „nationale“ Verständigung. Sprachpflege im Hinblick auf den Wortschatz (Anglizismen etc.) sei auch die Voraussetzung für den „Erhalt der Verständigungsmöglichkeit zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen“ (S. 4) und Kanonpflege sei „auch für die gesellschaftliche Verständigung von hoher Bedeutung, daß es Referenzen gibt, auf die man sich gemeinsam beziehen kann“ (S. 5).

²⁸³ Auf eine „interkulturelle“ Verständigung zielt die *interkulturelle Germanistik* über die Reflexion des Verhältnisses zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Vgl. z.B. Wierlacher, Alois/Stötzel, Georg (Hrsg.): Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegen-

betrifft die Art und Weise, wie diese Verständigung auf der *politischen* und *öffentlichen* Ebene sichergestellt werden soll. Die Befürworter der „Nationalsprachen“ sehen Verständigung nur gewährleistet, wenn diese im Verbund gepflegt werden: Nur wenn sich alle „europäischen“ Sprachen – auch gegen eine „internationale“ *lingua franca* – verbünden, könne jede einzelne im Sinne eines *Eine für Alle – Alle für Eine* überleben (vgl. dazu weiter oben). Die „Nationalsprachen“ stellen zudem die Voraussetzung für die internationale bzw. europäische Verständigung im Sinne von (kultureller) Völkerverständigung dar. Ein auf „Mehrsprachigkeit“ zielender Fremdsprachenunterricht übernimmt damit nicht nur eine *kommunikationsfördernde* oder eine *kulturelle* Funktion, sondern auch eine *friedenssichernde* Funktion, wenn über das Erlernen der (Fremd-)Sprachen anderer europäischer Mitgliedsstaaten auch eine Begegnung mit anderen europäischen Kulturen initiiert wird. Daß die Kommunikationsfähigkeit verbessert wird, wenn sich alle BürgerInnen der „lingua franca“ bedienen, bildet die Gegenposition, die jedoch empirisch nicht auftaucht, aber immer dann vorkommt, wenn die „Muttersprachen“ nicht explizit verteidigt werden.

Die Germanistik ist in Europa gefragt. – Verteidigt die „Muttersprachen“ im politischen und öffentlichen Diskurs!

Auch zu dieser Thematik nehmen die Tutzinger Thesen (1999), die sich die Verteidigung der „Muttersprachen“ in „Europa“ auf allen Ebenen zum Ziel gesetzt haben, Stellung. Entsprechend treten sie dem Einfluß der englischen Sprache auf vielfältige Weise entgegen. Eine Maßnahme beinhaltet die Privilegierung der Nachbarsprachen im Fremdsprachenunterricht, die auch eine bessere Nachbarschaftskultur („Menschen“; „Kultur“) innerhalb Europas zu befördern geeignet wäre. Gestützt wird dieser Vorschlag mit dem Verweis auf die lange Tradition, über die eine regional dominierte Fremdsprachenfolge verfüge. Dem mag man entgegenhalten, daß ebenso lange Traditionen existieren, die Fremdsprachwahl nach anderen Motiven auszurichten (z.B. Gelehrten- oder Hofsprachen). Deutlich wird dabei die Konkurrenz der Kriterien der Bewahrung der räumlichen Nähe bzw. der Überwindung der räumlichen Distanz:

„5. SPRACHNACHBARSCHAFTEN. In den Grenz- und Übergangszonen zweier Sprachräume hat schon immer die jeweilige Nachbarsprache den privilegierten Status der wichtigsten, weil nächstgelegenen Fremdsprache gehabt. Es wäre wahrscheinlich weder für die Menschen noch für ihre Kultur gut, wollte man etwa im Oberrheingra-

standskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik, Düsseldorf 1994.

ben die Deutsch- und die Französischsprachigen dazu konditionieren, künftig vorrangig oder gar ausschließlich auf Englisch miteinander zu kommunizieren. Eine Option wäre die Erlernung der Nachbarsprache als erste und des Englischen als zweite Fremdsprache.“ (Mitt. des DGV, 3, 1999: 433, Großbuchstaben im Orig.)²⁸⁴

Eine weitere Maßnahme, die nach den Tutzinger Thesen eine „lingua franca“ zurückdrängen und die „europäischen Sprachen“ im allgemeinen und die deutsche Sprache im besonderen stärken könnte²⁸⁵, ist die Vermittlung gestufter Sprachkenntnisse, die nicht zuletzt zu einer besseren Verständigung in Europa („europäische Sprachenkompetenz“) beitragen sollen.²⁸⁶ Von der Maxime der

²⁸⁴ Wenn im Falle von Sprachnachbarschaften immer die Nachbarsprache vor dem Englischen zum Zuge käme, müßten auch andere Nachbarsprachen privilegiert werden, bspw. in Niedersachsen Niederländisch oder in Bayern (in Folge der „EU-Osterweiterung“) Tschechisch. So gibt es in Sachsen bereits deutsch-tschechische Schulen.

²⁸⁵ Die *Homburger Empfehlungen* (2001: 387) sprechen von der Funktion der „europäischen Hochsprachen“ als „Standards für einen sprachlichen Verkehr maximaler Reichweite zwischen ihren Sprechern“, die *Mannheim-Florentiner-Empfehlungen* (2002: 230) von einem „Sprachverkehr maximaler Reichweite in ihren Geltungsbereichen“.

²⁸⁶ Bei einer solchen „Verständigung“ handelt es sich notwendigerweise um eine rudimentäre. Die *Kommunikation* wird auf den niedrigen Stufen (rezeptive Kompetenz; mündliche Kompetenz) verbessert, auf den höheren Stufen (produktive Kompetenz; schriftliche Kompetenz) aus Gründen der Zeitökonomie beim (Viel-)Sprachenlernen zwangsläufig vernachlässigt. Die „Nuancen“, die für die Wissenschaft reklamiert werden, gelangen so für die (Alltags-)Kommunikation unter den Sprechern der europäischen Sprachen eher außer Reichweite. So sieht Raasch in der „im Europarat seit ca. dreißig Jahren dokumentierten Tendenz der nachdrücklichen Förderung des Gesprochenen“ (S. 369) eine „Politik der europäischen Institutionen (...) gegen Hochsprache“ (S. 369). Vgl. Raasch, Albert: ‚Hoch-Sprache‘ und europäische Sprachförderprogramme, S. 365-376; in: Ehlich/Ossner/Stammerjohann (2001). Entsprechend zielt auch der „Europäische Referenzrahmen“ auf weniger perfekte Mehrsprachigkeit. Vgl. Quetz, Jürgen u.a. (Übers.): *Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen. Übersetzung des Common European Framework of Reference for Languages des Europarats*, Berlin 2001. Der Europäische Referenzrahmen bietet eine Grundlage für die Umsetzung der „Mehrsprachigkeit“ und ein Instrumentarium zur Messung von Sprachkompetenzen. Dabei wird „Mehrsprachigkeit“ von „Vielsprachigkeit“ unterschieden. „Vielsprachigkeit“ meint entweder die Beherrschung mehrerer Sprachen oder die Tatsache, daß in einem Staat mehrere Sprachen gesprochen werden. „Mehrsprachigkeit“ dagegen zielt auf den Erwerb einer „mehrsprachigen Kompetenz“ als einer „kommunikativen Kompetenz“. Vorbild ist nicht der „ideale Muttersprachler“, sondern ein „sprachliches Repertoire“, vgl. S. 17. Nach Raasch bleibt das Konzept der „rezeptiven Mehrsprachigkeit“ (S. 370), die das „Hören“ (und „Lesen“) stärkt, jedoch unbefriedigend, „wenn man jetzt nur die ‚Maximal-Sprache‘ oder ‚Optimal-Sprache‘ als ‚Hochsprache‘ anerkennt und alle vorgängigen Etappen als defizitär ansieht (...). Der Mut dazu, Zwischenetappen als aner kennenswerte Realisierungen anzustreben, wird durch die europäischen Programme explizit gefördert. Insofern gibt es in diesem Sinne keine ‚Hoch-Sprache‘ (...).“ (S. 371/372) Nach Raasch muß der Begriff der *Hochsprache* vor diesem Hintergrund neu gefaßt werden: „Hochsprache“ ist dann nicht mit dem Ziel etwa von ‚Bildung‘ definiert, sondern durch seinen Beitrag zum angestrebten Zweck internationaler Verständigung“ (S. 370). Hochsprache definiert sich dann über die „Kompetenz zum

Perfektion im Erwerb einer Fremdsprache müsse man sich dabei verabschieden. Ginge es nur um die alltägliche Kommunikation, erschiene eine perfekte Zweisprachigkeit erstrebenswerter zumindest für die nachwachsende Generation. Sich in englischer Sprache hervorragend verständigen zu können, ist schließlich attraktiver als in einer Vielzahl von Sprachen nur rudimentär. Dem steht das Interesse gegenüber, die „sprachkulturelle Identität“ der europäischen Mitgliedsstaaten und den „sprachkulturellen Austausch“ zwischen diesen Staaten zu bewahren (vgl. dazu unter „Differenz und Gemeinsamkeit“ weiter oben). Dafür müssen die Sprachen in ihrer Vielzahl tradiert werden – auch wenn dabei in vielen Fällen Niveau-Einbußen („Hochsprache“) in Kauf zu nehmen sein werden, was wiederum die Tiefe des Verständnisses beeinträchtigt:

„7. GESTUFTE SPRACHKENNTNISSE. Nicht Perfektion in einer Fremdsprache, sondern weniger perfekte Mehrsprachigkeit sollte Leitziel einer europäischen Sprachenkompetenz sein. Jeder soll sich in seiner Sprache mitteilen können, und jeder andere soll die Möglichkeit haben, ihn zu verstehen. Das Prinzip des Sprachenlernens sollte nicht auf die möglichst perfekte Beherrschung einer Koiné²⁸⁷, des Englischen, angelegt werden, sondern auf die leichter erwerbbarere Fähigkeit, möglichst viele Spra-

gelingenden Diskurs als eine hohe sprachliche Leistung“ (S. 369/370). Nach Raasch führt das neue Verständnis dieses Begriffes „zu einer Umwertung, zu einer Neubewertung, letztlich zu einem starken Eingriff in die traditionellen Bildungswerte, zumindest in Bezug auf die Bundesrepublik Deutschland“ (S. 372). Demgegenüber hält Sabatini an den Hochsprachen als *Wissens-, Bildungs- und Kultursprachen* fest. Vgl. Sabatini, Francesco: Mehrsprachigkeit und historisches Bewusstsein in der Schule, S. 377-386; in: Ehlich/Ossner/Stammerjohann (2001). „Mehrsprachigkeit“ müsse bedeuten, „mit dem mit der eigenen Muttersprache erworbenen Teil des europäischen kulturellen Erbes die je anderen Teile dieses gemeinsamen Erbes sozusagen wiederzuvereinigen“ (S. 381). Nach Sabatini soll die grammatische Beschreibung „anhand eines leistungsfähigen Erklärungsmodells eine Gesamtvorstellung von der Struktur einer Sprache (...) vermitteln, (...) zeigen, wie ein und derselbe semantische Gehalt durch verschiedene formale Strukturen ausgedrückt werden kann oder wie, umgekehrt, eine Sprache eine je eigene Analyse der Wirklichkeit spiegelt (...)“ (S. 384). Das Modell *gestufte Sprachkenntnisse* besticht so zunächst dadurch, daß es auf die Erhaltung der „europäischen Sprachen“ zielt. Bei näherer Betrachtung wird jedoch deutlich, daß hier „Bildung“ weitgehend durch (mündliche) „Kommunikation“ ersetzt wird. Die Schriftsprache tritt in den Hintergrund. So muß der Zugang zum (schriftlichen) „kulturellen Erbe“ verstellt bleiben und auch die sog. babylonische Sprachverwirrung gerät in Reichweite: „Auch wenn kein Sprachmittler zur Verfügung steht, können solche Menschen trotzdem bis zu einem gewissen Grad kommunizieren, indem sie ihren ganzen Vorrat an linguistischem Wissen ins Spiel bringen und mit alternativen Formen des Ausdrucks in verschiedenen Sprachen oder Dialekten experimentieren und dabei paralinguistische Mittel nutzen (Mimik, Gestik, Gesichtsausdruck usw.) und ihre Sprache radikal vereinfachen.“ (Quetz u.a. 2001: 17)

²⁸⁷ Die „Koiné“ war das griechische Pendant zur „lingua franca“ des Mittelalters. Mit dieser Bezeichnung soll noch einmal die Macht dieser Sprache bekräftigt werden.

chen wenigstens passiv zu können. Aktive Sprachkompetenz wäre v.a. durch Auslandsaufenthalte zu fördern.“ (Mitt. des DGV, 3, 1999: 433, Großbuchstaben im Orig.)

Eine dritte Maßnahme betrifft die Arbeitssprachenfrage, die für den politischen und öffentlichen Diskurs innerhalb der Europäischen Union von großer Bedeutung ist. Hier plädieren die Tutzingen Thesen für eine an der Größe der Sprechergruppen orientierte Arbeitssprachenregelung. Wenigstens die Mehrheit der Bevölkerung in Europa sollte in der eigenen Sprache mit der EU kommunizieren können. Die deutsche Sprache als die Sprache mit der größten Sprecherzahl in Europa wäre so in jedem Fall unter den privilegierten „Muttersprachen“, während etwa Dänisch, Niederländisch, Schwedisch, Finnisch, Griechisch und Portugiesisch als Arbeitssprachen nicht in Betracht kämen.²⁸⁸ Wenn nicht alle europäischen Sprachen EU-Arbeitssprachen sein können, muß also noch einmal eine (Sub-)Hierarchisierung vorgenommen werden. Dabei ist das *Argument der größten Sprecherzahl* nicht unbedingt kompatibel mit dem *Demokratieprinzip* bzw. dem Prinzip der Partizipation *aller* EU-Bürger an den Entscheidungen der EU-Behörden. Auch der *Grundsatz der Gleichrangigkeit aller Sprachen der Union* widerspricht der Privilegierung von fünf (bzw. drei) Sprachen. Pragmatische Gründe geben so den Ausschlag, auch wenn das Kostenargument – wenn man den von den Befürwortern einer umfassenden Arbeitssprachenregelung der EU vorgebrachten Zahlen folgt – ausscheidet:

„8. ARBEITSSPRACHEN. Eine tatsächliche und effiziente Mehrsprachenregelung, die zumindest die größten Sprachgruppen (Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch

²⁸⁸ Im Hinblick auf die *Mannheim-Florentiner-Empfehlungen* (2002) spiegelt sich auch im Konferenzband, welche Sprachen sich durchsetzen. Alle Beiträge liegen entweder in deutscher, englischer oder französischer Sprache vor, d.h. bei der „Übersetzung in eine der anderen europäischen Sprachen“ (S. 9) wurde immer auf eine dieser drei Sprachen zurückgegriffen. Weiterhin wurde „schon aus Kostengründen“ (S. 9, Anm. 3) während des Kongresses nur in Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch simultan übersetzt. Pedersen begründet die Vorlage ihres Beitrages in englischer Sprache damit, daß Dänisch keine Konferenzsprache war: „It was not possible to speak Danish or the other ‘small’ languages at the meeting in Mannheim – that should be reflected in the present publication. Therefore, you would get a false impression if you find papers in Danish (or Swedish, Finnish, Dutch and Greek) in the publication. I do not write this to blame the organizers that it was not possible to speak Danish at the meeting (there were practical reasons for this, and if we want to cooperate, we must be pragmatists), but to point out that in spite of all talk of linguistic multiplicity, equality between the languages represented in Mannheim was out of question. This ought to be reflected in the publication. Therefore my paper is in English only.“ (S. 81/82) Werden in der Praxis nicht alle europäischen Hochsprachen gleichermaßen gefördert, gewinnt offenbar das Englische wieder an Dominanz bzw. wird die Argumentation gegen die „lingua franca“ geschwächt. Vgl. dazu Pedersen, Inge Lise: European Standard Languages and Multilingual Europe – The Nordic Language Council, S. 73-83; in: Stickel (2002).

und Spanisch) umfaßt, hätte den Vorteil, daß es der absoluten Bevölkerungsmehrheit der EU (ca. 300 Millionen) möglich wäre, bei den EU-Behörden direkt in ihrer Muttersprache vorstellig werden zu können und ohne Dolmetscher verstanden zu werden.“ (Mitt. des DGV, 3, 1999: 433, Großbuchstaben im Orig.)

Bei Ivo (2002) gewinnt das Verständigungsargument noch auf eine andere Weise Kontur. Die entscheidende Voraussetzung für eine internationale bzw. europäische Verständigung und Friedenssicherung ist bei Ivo die Wiederanerkennung des – weiter oben schon erwähnten – „nationalen Rahmens“. Dieser stelle nicht nur die Ausgangsbasis für „(Fremden-)Feindlichkeit“, sondern auch für Völkerverständigung dar. So sei der globale und europäische Frieden daran geknüpft, daß auch „die Deutschen“ sich ihres „nationalen Rahmens“ wieder versichern dürfen – und dies nicht nur wegen des Selbstbildes der Deutschen, sondern auch wegen der Sprache selber. Die Deutschdidaktik spiele nämlich eine zentrale Rolle, wenn es um Frieden und (Völker-)Verständigung gehe. Da Verständigung nämlich meistens über die Sprache funktioniere, wachse die Friedenskompetenz mit der Sprachkompetenz (in der eigenen Sprache) bzw. das fremdenfeindliche Potential mit dem Sprachverlust. Ivo inszeniert so eine an Humboldt anschließende Deutschdidaktik als eine friedensfördernde Wissenschaft, die – ihrer ideologischen Vergangenheit eingedenk – friedensstiftend in die Zukunft schreitet²⁸⁹:

„Während der Friede in Dantes Konzept machtgestützt gesichert werden soll, spricht Humboldt vom ‚Ineinanderwirken (...) sprachverständiger Nationen‘ (III.159/240), von einem Ineinander, in dem sich Friede auf eine neue Weise herstellt. Ich habe vorgeschlagen in Analogie zur *Pax Romana* diese neue Qualität des Friedens *Pax Ratione Locutionis* zu nennen, um deutlich zu machen, daß es sich um einen Frieden handelt, der sich nach der Logik des Miteinander-Redens herstellt.“ (Ivo 2002: 103, kurs. im Orig.)

FAZIT: Was bedeuten diese Argumentationen für das Fach Germanistik? Die Verteidigung der „Muttersprachen“ (*Ad fontes!*) soll über die Gewährleistung einer besseren (kommunikativen und kulturellen) Verständigung in „Europa“ auch einen Beitrag zur inneren Balance dieses politischen Gebildes leisten. Darüber erfährt auch das Fach Germanistik einen Bedeutungszuwachs – eine Strategie, die hauptsächlich von DGV und IDS getragen wird, während die Universitätsgermanistik (sprachen-)politische Ambitionen zunehmend auszulagern scheint.

²⁸⁹ Anders als Welsch sieht Ivo demnach die Voraussetzung für die internationale bzw. europäische Verständigung nicht in der Einübung in „Transkulturalität“, sondern in der Förderung der „Muttersprachen“.

Demgegenüber führt die Verbesserung der Kommunikation über die Verwendung des Englischen (*Auf zu neuen Ufern!*) zunächst zur Schwächung der europäischen Nationalphilologien und damit auch des Faches Germanistik.

UNIVERSELLE ENTGRENZUNG UND SCHRIFTSPRACHERWERB

In dieser Argumentation werden Theorien herangezogen, um die jeweilige Anlage von Sprachwissenschaft zu begründen. Die Definition von (Einzel-)Sprache als Variante einer angeborenen Universalgrammatik (UG), die im Gehirn verortet wird, stellt die Untersuchung der deutschen Sprache in einen kognitiven Kontext. In den Hintergrund rückt dabei die Schriftsprache, die nicht angeboren ist, sondern – kulturell – erlernt werden muß und auf der *bildungspolitischen* Agenda steht. Die *disziplinäre* Konsequenz aus dieser theoretischen Bezugnahme ist die Herauslösung der germanistischen Linguistik aus der Germanistik und deren Subsumtion unter eine allgemeine („universale“) Sprachwissenschaft, die durch interdisziplinäre Verschränkungen mit weiteren kognitiven Wissenschaften einen erheblichen Erkenntnisgewinn erwarten läßt („Kognitive Linguistik“). Für die Germanistik bleibt die Sprachgeschichte und die Sprachdidaktik übrig. Demgegenüber legt die Definition von Sprache als mündlich zu erwerbendes *und* schriftlich zu erlernendes System das Gewicht auf die Vermittlung von Sprachfähigkeit bzw. Schriftsprachlichkeit. Unabhängig davon, welche Theorie die „richtige“ ist bzw. welcher „Schule“ man anhängt, werden im Diskurs rhetorische Mittel eingesetzt, die eigene Theorie bzw. Entscheidung für eine Theorie zu legitimieren, und zwar über die reinen wissenschaftlichen Argumente hinaus. Insofern bietet die Kontroverse, die im Folgenden an den Positionen von Grewendorf und Ivo aufgezeigt wird, auch kleine, aber aufschlußreiche Einblicke in die *Wissenschaftskommunikation bzw. -rhetorik*, wie sie sich im Falle des germanistischen Fachdiskurses aktualisiert.

Das grammatische Wissen ist angeboren. – Werft die Fossilien über Bord!

Auf dem Augsburger Germanistentag 1991 beziehen auch einige Vertreter der „neueren“ Linguistik Position – das erste und zugleich das letzte Mal wie es scheint, denn auf den folgenden Germanistentagen ist von der Kognitiven Linguistik nichts mehr zu vernehmen. Worin liegen die theoretischen Kontroversen und welche Rolle spielen sie für den Fortbestand des Faches Germanistik? Der 1946 geborene Grewendorf (1993)²⁹⁰ stellt in seinem Vortrag eine Strategie in

²⁹⁰ Grewendorf, Günther: Die 'kognitive Revolution' in der Sprachwissenschaft und ihr Einfluß auf die germanistische Linguistik, S. 77-91; in: Janota (1993: Bd. 2). Vgl. auch Grewen-

den Raum, die bei seinen Zuhörern auf wenig Zustimmung getroffen sein mag – vielleicht weniger wegen der angenommenen theoretischen Prämissen als vielmehr wegen der daraus abgeleiteten Folgen für das Fach. Wie sehen diese Prämissen aus? Zunächst rekurriert Grewendorf auf die Annahme, daß sprachliche Variation kognitiv begründet sei. Unterstellt wird eine allgemeine Sprachfähigkeit des Menschen, die sich einzelsprachlich realisiert. Das grammatische Wissen für diese Realisierung, die durch Außenreize ausgelöst wird, sei angeboren.²⁹¹ Die – die Sprachwissenschaft und -didaktik lange Zeit dominierende – Annahme, daß grammatisches Wissen (schulisch) erlernt werden muß, wird dabei sekundär. Mit der Universalgrammatik ist alles nötige Wissen schon vorhanden, es muß nur noch „in Betrieb gehen“²⁹².

dorf, Günther: Sprachfähigkeit in der Informationsgesellschaft, S. 215-244; in Jäger/Switalla (1994).

²⁹¹ Die Erklärungsleistung der Universalgrammatik liegt damit in der Ableitung von Beschränkungen für einzelsprachliche Grammatiken, d.h. die Parametersetzung für die einzelsprachliche Ausformung wird in den Bereich der „Kognition“ – des genetischen Programms – verlagert. Sprachliche Variation ist somit eine Frage der (kognitiven) Parametrisierung. Das „kognitive Paradigma“ erfordert dann die Subsumtion der strukturell-systematischen Dimension sprachwissenschaftlicher Forschung unter die kognitive. Für die Philologien, die sich die „systematisch-strukturelle Analyse einer natürlichen Sprache zur Aufgabe gestellt“ (Grewendorf 1993: 77) haben, folgt daraus die Notwendigkeit einer Orientierung am kognitiven Paradigma für diese Analyse. Durch die Verschiebung von „Platons Problem“ in den Bereich der genetischen Ausstattung löst sich die Frage, wie man über ein Wissen verfügen kann, für dessen Erwerb man keine relevante Erfahrungsgrundlage hat. Stattdessen ist – zumindest nach dieser Theorie – von einem angeborenen Vermögen auszugehen. Erzeugungs-, Subkategorisierungs- und Transformationsregeln „regeln“ die Relation von Oberflächen- und Tiefenstruktur eines Satzes. Solche Regeln erklären auch syntaktische oder semantische Mehrdeutigkeit, wenn ein- und dieselbe Oberflächenstruktur auf verschiedene Tiefenstrukturen rückführbar ist. Vgl. Grewendorf (1993: 87) und ders.: Parametrisierung der Syntax. Zur ‚kognitiven Revolution‘ in der Linguistik, Universität Frankfurt a.M. 1991 (= Sprachwissenschaft in Frankfurt, Arbeitspapier Nr. 1).

²⁹² Im Mittelpunkt dieser Theorienkontroverse steht die Frage, ob bzw. wieweit *grammatisches Wissen* angeboren ist oder kulturell „erworben“ werden muß. So ist nach Vachek nicht davon auszugehen, daß es beim Schrift(-sprach-)erwerb nur um den Erwerb eines Mittels zur Aufzeichnung des Gesprochenen geht. Vielmehr sei nicht nur von einer Diskrepanz zwischen Lautstrom und orthographischer Realisierung auszugehen, sondern auch von unterschiedlichen Sprachsystemen. So handele es sich bei der Schriftsprache um ein autonomes (Sprach-)System, das die Norm für die geschriebenen Äußerungen (Schriftäußerungen) vorgibt. Zudem sei die Schrift kein sekundäres (als Zeichen von Zeichen), sondern ein primäres Zeichensystem (als Zeichen von Dingen). Die (optischen) Schriftäußerungen unterscheiden sich von den (akustischen) Sprechäußerungen durch die Funktion dieser unmittelbare, jener dauerhafte Reaktionen hervorzubringen. Vgl. Vachek, Josef: Zum Problem der geschriebenen Sprache, S. 229-239; in: Scharnhorst, Jürgen/Ising, Erika (Hrsg.): Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege, Teil 1, Reihe: Sprache und Gesellschaft, Berlin 1976 (Aufs. ersch. 1939). Koch/Österreicher führen diese Theorie weiter, indem

„Der Versuch, deskriptiv adäquate Regelsysteme für strukturelle Repräsentationen zu rekonstruieren, wurde aufgegeben zugunsten des *explanativen* Anspruchs, die strukturellen Beschränkungen natürlicher Sprachen gänzlich aus dem vorausgesetzten genetischen Programm abzuleiten. (...) D.h. die Frage, wie angesichts der Universalität des strukturelle Repräsentationen beschränkenden Prinzipieninventars sprachliche Variation erklärt werden kann, wird mittels einer *Theorie der Parametrisierung* beantwortet.“ (Grewendorf 1993: 78/79, kurs. im Orig.)²⁹³

Das „kognitive Paradigma“ als theoretischer Ansatz löst auch institutionelle Konsequenzen aus: Das Ziel, die angenommenen universellen Prinzipien empirisch zu belegen, erfordert nicht zuletzt eine völlige Neukontextualisierung der germanistischen (Sprach-)Wissenschaft, die nicht nur im Zusammenspiel mit allen Einzelsprachen, sondern auch mit anderen kognitiven Wissenschaften erforscht werden sollte. Die einzelsprachliche Begrenzung der Perspektive müsse daher zugunsten der Perspektive auf die Universalgrammatik aufgegeben werden, die erst Erkenntnisse über die Einzelsprachen verspricht. Das „Provinzialismus“-Argument, das immer wieder herangezogen wird, um eine Internationalisierung der Germanistik zu begründen, ist dann nur eines der Wissenschaft *äußerlichen*. Internationalisieren und interdisziplinarisieren müsse sich das Fach aus theoretischen Gründen, die im Wissenschaftsdiskurs evidenterweise die tragfähigsten Gründe sind:

„In einem Resümee zu dem Aachener Symposium `Germanistik – Forschungsperspektiven 2000`, das sich die Konturierung eines zentralen germanistischen Forschungs-

sie eine mediale und eine konzeptuale Seite der mündlichen (phonischen) und der schriftlichen (graphischen) Sprache unterscheiden, die nicht mit Basil Bernsteins elaboriertem und restringiertem Code gleichzusetzen ist. Je nach Kommunikationsbedingungen werden spezifische Versprachlichungsstrategien realisiert, wobei ein mündlicher Vortrag konzeptionell schriftlich und ein schriftlicher Text (auch nur stellenweise) konzeptionell mündlich verfaßt sein kann. Vgl. Koch, Peter/Österreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, S. 15-43; in: Romanisches Jahrbuch, 36, 1986. Insbesondere die konzeptuale Schriftlichkeit (unabhängig davon, ob es sich medial um mündliche oder schriftliche Sprache handelt) als verständliche, adressatenbezogene und situationsangemessene Schriftlichkeit gilt als Ziel der schulischen Bildungsinstitutionen. Darüber hinaus bildet die Schrift die Voraussetzung für die grammatische Reflexion der Sprache. Das metasprachliche Wissen ist demnach nicht mental repräsentiert, sondern muß (kulturell) angeeignet werden, wenn die damit zusammenhängenden kognitiven Fähigkeiten erworben werden sollen, v.a. die Fähigkeit, die eigene Sprache zu beobachten und zu kontrollieren im Sinne von Sprachbewußtheit. Vgl. Günther, Hartmut: Erziehung zur Schriftlichkeit, S. 85-96; in: Eisenberg, Peter/Klotz, Peter (Hrsg.): Sprache gebrauchen – Sprachwissen erwerben, Stuttgart 1993.

²⁹³ Grewendorf bezieht sich hier auf Chomsky, Noam: Lectures on Government and Binding, Dordrecht 1981 (= Studies in Generative Grammar 9).

stituts 'Philologie in der Informationsgesellschaft' zum Ziel gesetzt hatte, zitiert Ludwig Jäger die folgende Bemerkung Eberhard Lämmerts zum Thema Germanistik und Interesse: 'Unser Interesse ist inzwischen nicht mehr eines, das sich durch die Grenzen der Nationalsprache begrenzen ließe, weder der Sprach- noch der Literaturwissenschaft.' (Jäger 1991, S. 5)²⁹⁴ Angesichts der Herausforderungen durch eine Informationsgesellschaft mag diese Bemerkung von dem wissenschaftspolitischen Gesichtspunkt der Abwendung eines philologischen Provinzialismus getragen sein; sie mag sich angesichts weltweiter Nationalisierungstendenzen auch einem Impetus philologischer Aufklärung verdanken; ihr entscheidendes Desiderat besteht jedoch darin, daß ihr eine Begründung abgeht, die auf den Wandel der theoretischen Grundlagen und Methoden germanistischer Wissenschaft bezogen ist. Inwiefern nun zumindest für die germanistische Sprachwissenschaft aus den theoretischen Grundlagen des kognitiven Paradigmas eine solche in der Sache dieser Wissenschaft liegende Begründung folgt, möchte ich im folgenden an einem Beispiel illustrieren. (...)“ (Grewendorf 1993: 81, kurs. im Orig.)

Dafür, daß die „kognitive Revolution“ in der bundesdeutschen Wissenschaftslandschaft noch nicht angekommen ist bzw. sich der Paradigmenwechsel noch nicht vollzogen hat, sind nach Grewendorf mit Wunderlich²⁹⁵ die in der Bundesrepublik Deutschland dominierenden Theorie-Traditionen der germanistischen Sprachwissenschaft verantwortlich, die wie Fossilien (oder Dinosaurier) den Platz für „Revolutionen“ und neue Paradigmen nicht räumen wollen. Forschung wie auch Forschungsorganisation („Isolierung der Sprachwissenschaft in Einzelphilologien“) bewegen sich so immer noch auf steinzeitlichem Niveau, ohne die modernsten und innovativsten Theorieentwicklungen ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen. Dabei konnotiert Grewendorf mit der negativen Konnotation von „Isolierung“ *interdisziplinäre Vernetzungen* automatisch positiv.²⁹⁶ Zahlreiche Forschungsrichtungen, die – offenbar unbestritten – hinter das neueste Wissen zurückfallen, führt Grewendorf auf als Relikte vergangener Tage, die endlich abzustreifen sich das Fach anschicken sollte, die als Ballast, als alter Plunder über Bord geworfen gehören. Zusätzlich werden die überholten Ansätze noch dadurch negativ konnotiert, daß sie auch praktischen Zwecken („Methodik des

²⁹⁴ Grewendorf bezieht sich hier auf Jäger, Ludwig: Zentrales Germanistisches Forschungsinstitut 'Philologie in der Informationsgesellschaft'. Einige Überlegungen aus Anlaß des Aachener Symposiums 'Germanistik: Forschungsperspektiven 2000', RWTH Aachen, 1991.

²⁹⁵ Grewendorf bezieht sich hier auf Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Probleme und Fortschritte der Transformationsgrammatik, München 1970.

²⁹⁶ Vgl. dazu unter dem Aspekt Interdisziplinarität.

Sprachunterrichts“) nicht zu dienen in der Lage waren. Ursachen für die Nicht-Rezeption der Universalgrammatik sind die folgenden Traditionen:

„(...) die primär historische und kulturhistorische Ausrichtung der Sprachwissenschaften infolge des Vorherrschens der vergleichenden Indogermanistik, der Dialektologie und Wortforschung; des weiteren die Vormachtstellung der sog. inhaltsbezogenen Sprachlehre in der Germanistik sowie die Isolierung der Sprachwissenschaft in Einzelphilologien, die trotz ihres gemeinsamen Gegenstandes und verwandter Fragestellungen wenig miteinander zu tun hatten und es nicht einmal für der Mühe wert hielten, eine Methodik des Sprachunterrichts zu entwickeln.“ (Grewendorf 1993: 89)

Gleichzeitig setzt Grewendorf den Verweis auf die Existenz von Traditionen ein, um die eigene Forschungsrichtung zu stärken. So „revolutionär“ der neue Ansatz auch ist, er ist auch historisch fundiert und erhält dadurch retrospektiv an Gewicht. Aber selbst in der historischen Verortung ist der kognitive Ansatz noch innovativ: Zwei „kognitiven Revolutionen“ mußte die Theorieentwicklung standhalten, bevor sie in der Gegenwart auf dem höchsten (modernen) Stand angekommen ist. Damit wird diese Kette von „Revolutionen“ – schon die Begrifflichkeit zeugt von ihrer wissenschaftlichen Unantastbarkeit – positiv konnotiert im Gegensatz zu den Traditionen des immer noch raumbeanspruchenden vor-modernen Lagers, das sich nicht revolutioniert hat und damit fortschrittsfeindlich auf der Stelle tritt:

„Zunächst ein Wort zum Begriff der `kognitiven Revolution`. Mit dem Terminus *erste kognitive Revolution* bezieht man sich im allgemeinen auf die Psychologie (Philosophie) des 17. Jahrhunderts, die mit ihrer repräsentationalen Theorie des menschlichen Geistes als eine frühe Version kognitiver Psychologie angesehen werden kann. Die *zweite kognitive Revolution* sieht man demgegenüber in der Psychologie der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, die mit der Ablösung behavioristischer und strukturalistischer Sprachtheorien durch mentalistisch fundierte generative Grammatiken die moderne Kognitionsforschung eingeleitet hat.“ (Grewendorf 1993: 77/78, kurs. im Orig.)

Das grammatische Wissen muß kulturell angeeignet werden. – Bleibt Eurer Tradition treu!

Ivo (2002) hält dagegen am herkömmlichen Begriff des grammatischen Wissens fest. Zumindest die Schriftsprachlichkeit müsse gelernt werden, da sie sich nicht von selbst vermittele. Dabei inszeniert Ivo die Sprache als (gott- oder naturgegebenes?) Geschenk („sie ist uns gegeben“) *und* als eine Art Arbeitsauftrag. Mit der Formulierung „sie ist uns aufgegeben“ (wie eine Schulaufgabe) spricht Ivo

das „Sendungsbewußtsein“ des Didaktikers bzw. Lehrers an, dessen Lehr- und Vermittlungsaktivitäten den Schüler bzw. die Schülerin erst zu sprachlichen Höchstleistungen führen. Dabei stellt sich Ivo in eine viele Jahrhunderte währende und dadurch mächtige Tradition, die von Dante eröffnet wurde und seit dem von keiner Neuerung („Erwerb“) einge- bzw. überholt werden konnte:

„Sie (die Sprache; U.S.) ist uns gegeben und sie ist uns aufgegeben. Nach der Kleinkindphase, in der wir eine Sprache – so drücken wir das üblicherweise aus – erwerben, haben wir sie nicht einfach, vielmehr müssen wir sie, wenn wir unser Sprachvermögen ausschöpfen wollen, im Medium der Schrift noch einmal aneignen, sie auch noch förmlich lernen. (...) Für die Existenzform ‘Schrift-, Hoch-, Literatur- bzw. Nationalsprache’ ist das schulische *regulamur* und *doctrinamur* somit ein konstitutives Definitionsmerkmal. Man kann über diese Existenzform der Sprache nicht reden, ohne sie als eine solche vorzustellen, die förmlich und absichtsvoll (also schulisch) gelernt werden muß. Deutschdidaktik als die Lehre von diesem *regulamur* und *doctrinamur* ist also keine Lehre, die der Thematisierung menschlicher Sprachfähigkeit angehängt wird, sondern ist selbst ein konstitutiver Teil dieser Thematisierung.“ (Ivo 2002: 100/101, kurs. im Orig.)²⁹⁷

Dabei geht es Ivo um die Festigung des Fachkonsens, nach dem – aus nicht weiter spezifizierten Kreisen („wir“) – immer noch gerufen wird. Dieser Fachkonsens drängt auf den Erhalt einer Germanistik, wie sie traditionell bestand:

„Während die liberalistischen Chöre in den Gegenwartsdiskursen immer erneut, frohgemut und moralbewegt, Pluralität preisend, das Morgenlied der Freiheit von allen Zwängen singen, sind wir in Gefahr, den Ruf zu überhören, auf Konsens zu achten.“ (Ivo 2002: 108)

FAZIT: Als Zwischenergebnis kann festgestellt werden, daß die Herauslösung von Teilen der Germanistik (systematische/kognitive Sprachwissenschaft) aus ihrem Ganzen zu einer Schwächung des Faches führt, das entkernt (Selbstauflösung) zurückbleibt. Die Botschaft lautet einmal mehr: *Brecht auf zu neuen Ufern!* Diese „Ufer“ erfordern eine stärkere Szientifizierung im Blick auf neuere Theorien, die ihrerseits in eine längere Theorie-Tradition gestellt werden. Altlasten sollten dabei abgeworfen werden. In der Gegenargumentation wird – angetrieben von einem bildungspolitischen Interesse – versucht, unter Rückgriff auf bewährte Theorie-Traditionen der Nationalphilologien (Dante) die Verbindung

²⁹⁷ Ivo bezieht sich hier auf Dante Alighieri: *De vulgari Eloquentia*, Darmstadt 1966 und auf ders.: *Il Convivio*, München 1965.

zwischen Sprach- bzw. Deutschdidaktik und Sprachwissenschaft zu konsolidieren (*Ad fontes!*) und damit dem drohenden Auseinanderbrechen des Faches entgegenzusteuern.

BILDUNGSPOLITISCHER EXKURS: „nationale Identität“ als Konstruktion

Nation als Kunstprodukt

Nach Anderson (1996) ging im 19. Jahrhundert der Herausbildung von Nationalstaaten, die sich über Sprachgemeinschaften definierten, die „Erfindung der Nation“ voraus. Danach ist die „Nation“ ein „kulturelles Kunstprodukt“ (S. 14) und umfaßt eine „vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän“ (S. 15).²⁹⁸

Die „Nation“ löste die religiöse Gemeinschaft und das „dynastische Reich“ (S. 20) ab. Gründeten die dynastischen Reiche ihre Herrschaft auf Verwandtschaft, Klientismus und persönliche Loyalität und verbanden unterschiedlichste Sprachgruppen, stützten sich die „Nationen“ im Idealfall auf *eine* Sprachgemeinschaft. Die Sprachgemeinschaft *war* die „Nation“. Mit der Frage, „welche Nationalität man den Bourbonen, die in Frankreich und Spanien, den Hohenzollern, die in Preußen und Rumänien, und den Wittelsbachern, die in Bayern und Griechenland herrschten, zuschreiben sollte“ (S. 88/89), verweist Anderson darauf, daß Herrschaft und „Nation“ erst sehr spät eine Einheit bildeten.²⁹⁹ Motor der „Nationengründungen“, die die dynastischen Reiche ablösen sollten, war eine „neue“ politische Macht: das – nach politischer Beteiligung strebende – Bürgertum. Buchdruck und Kapitalismus schufen die materiellen Voraussetzungen für die „Überzeugung, Sprachen seien (zumindest in Europa) gleichsam der persönliche Besitz besonderer Gruppen – derer, die sie tagtäglich sprechen und lesen. Mehr noch: Diese als Gemeinschaften vorgestellten Gruppen hätten ein Recht auf Selbständigkeit in einer Bruderschaft von Gleichen“ (S. 88/89). Damit war die „Nationalstaatsidee“ geboren, die sich auch retrospektiv zu legitimieren suchte. So wurde der Gang der Geschichte als Kampf dargestellt, der „Nation“ auch in einem eigenen Staatswesen zu ihrem politischen Recht zu

²⁹⁸ Vorstellung meint, daß die Mitglieder sich untereinander niemals kennen werden, sich aber – verbunden durch das „Nationalgefühl“ – in ihrer Anonymität doch als zusammengehörig empfinden. Dieses Gefühl wird als naturgegeben wahrgenommen, weil die „Mitgliedschaft“ nicht bewußt gewählt ist. Vgl. Anderson (1996: 144).

²⁹⁹ Die habsburgische Dynastie strebte nach einer einheitlichen Verwaltungs- bzw. Amtssprache, um die verschiedensprachigen Gruppen über eine in allen Teilen ihres Herrschaftsgebietes repräsentierte Sprache zu kontrollieren. So setzte Joseph II. Ende des 18. Jhs. das Deutsche als Staatssprache für Österreich-Ungarn deshalb ein, weil es zumindest von Teilen der Bevölkerung in allen Provinzen gesprochen wurde – im Gegensatz etwa zum Magyarischen. Vgl. Anderson (1996: 88/89). Die gewählte Herrschaftssprache diente so der Kontrolle der Bevölkerung. Zugleich diente diese verbreitete Sprache der Bevölkerung dazu, sich gegen ihre Herrscher zu solidarisieren (bürgerliche Presse etc.).

verhelfen.³⁰⁰ Bei diesen Rekonstruktionen handelte es sich jedoch um Konstruktionen der Historiker.³⁰¹

Auch die Bedeutung der religiösen Gemeinschaften ging mit den säkularisierten Nationalstaaten zurück. Verbunden über die heilige Sprache (Latein, Griechisch, Hebräisch oder Arabisch), die den *Illitterati* von den *Litterati* zugänglich gemacht wurde, hatten sich (vorgestellte) Großgemeinschaften (Christentum etc.) über vernakuläre Volkssprachen hinweg gehalten. Mit Luthers Bibelübersetzung wurden einerseits die Volkssprachen aufgewertet, andererseits gewann die Vorstellung von der volkssprachlich geeinten „Nation“ an Schubkraft. Diese Übersetzung beinhaltete den Bruch mit dem Glauben an die Nichtwillkürlichkeit des Zeichens bzw. der Idee, daß die heilige Sprache „heilig“ und damit selbst ein Teil der Verkündigung sei.³⁰² Nach Anderson war „der Untergang des Lateinischen (...), mit einem Wort, nur der Ausdruck eines umfassenderen Prozesses, in dem die heiligen Gemeinschaften mit ihren alten heiligen Sprachen allmählich fragmentiert, pluralisiert und territorialisiert wurden“ (S. 27), um – so könnte man fortfahren – den „Nationalsprachen“ und mit ihnen den Nationalstaaten den Weg zu bahnen.

Im 19. Jahrhundert sollte das „Volk“ „den neuen Glanz (...), den die Erhebung zur Schriftlichkeit der Sprache, die sie bis dahin einfach nur gesprochen hatten, verlieh“ (S. 85) auch in außerreligiösen Kontexten entdecken. Das volkssprachliche Zeitungswesen erforderte die (schulische) Alphabetisierung und Politisierung der Bevölkerung. Dabei konnten sich die „Nationalsprachen“ nicht ohne die entsprechenden ökonomischen Bedingungen entwickeln. Umgekehrt reagierte der sich entwickelnde Kapitalismus und das sich ausbauende Verlagswesen auf das Phänomen der volkssprachlichen Pluralität. Diese Sprachenvielfalt, die sich in lokal bzw. regional begrenzten Varietäten darbot, mußte im Hinblick auf die Schriftsprachen reduziert bzw. vereinheitlicht werden.³⁰³ Über den Radius, den die Schriftsprachen um sich zogen, bildeten sich allmählich jene vorgestellten „Nationen“, die intern Solidarität erzeugten – nach Anderson „die weitaus wichtigste Eigenschaft der Sprache“ (S. 133).³⁰⁴ Diese Solidarität erzeu-

³⁰⁰ Neben der „Nationalgeschichte“ versuchte auch die „Nationalliteraturgeschichte“, die „Nation“ historisch zu begründen und zu charakterisieren. Vgl. dazu Kap. 2 dieser Arbeit.

³⁰¹ Vgl. auch Lodovico, Ludi (Pseudonym für Rudolf Walter): Wem das Posthorn bläst – zur Konstruktion und Konjunktur des Nationalen, S. 189-206; in: Prokla, Nr. 87, 22. Jg., 1992, hier S. 191.

³⁰² Vgl. Anderson (1996: 21 ff.).

³⁰³ Vgl. Anderson (1996: 50 ff.).

³⁰⁴ Auf die Funktion des Staates als „große Solidargemeinschaft“ zum Zwecke der Abgrenzung sowie auf die Unzulänglichkeit der Kriterien Rasse, Sprache, Religion, ökonomische Interessen und Geographie hierfür wies bereits Ernest Renan (1882) hin. Vgl. Schulze, Hagen:

gende Rolle kann nach Anderson auch eine Minderheitensprache übernehmen, wie das Beispiel Indonesien für den außereuropäischen Raum zeigt. Als ehemaliges Kolonialgebiet Hollands ist das heutige Indonesien als Nationalstaat ein reines Kunstprodukt. Es schließt nichtverwandte Sprachen ein und verwandte Sprachen aus. Als „Nationalsprache“ bildete sich das *bahasa Indonesia* oder *dienstmaleisch* aus. Diese Sprache – das „Indonesische“ – wurde Mitte des 20. Jahrhunderts von kaum einem Indonesier gesprochen, während es heute von Millionen junger Indonesier verwendet wird.³⁰⁵ Solidarität kann nach Anderson aber auch ohne einheitliche (Schrift-)Sprache erzeugt werden, wie das Beispiel Schweiz, deren Entstehungszeitpunkt als Nationalstaat mit 1891 angesetzt werden kann, zeigt. Die Vorstellung einer „Nation“ ruht hier auf dem Deutschen, dem Italienischen und dem Französischen (neben dem Rätoromanischen).³⁰⁶ Das Verhältnis von Staat und Sprache kann sich demnach vielfältig gestalten.

Nation als Loopingeffect

Die Entstehung der „Nation“ kann mit Hacking (1999)³⁰⁷ als „Loopingeffect“ (S. 95) beschrieben werden (vgl. dazu weiter unten). Die „Nation“ ist danach

Staat und Nation in der europäischen Geschichte, München 1994, S. 109/110. Auch nach Schulze „beruhen Nationen auf Nationalbewußtsein“ (S. 111). Die Solidargemeinschaft grenze die Eigengruppe (in-group), die von einem „Wir-Gefühl“ zusammengehalten werde, gegen die Fremdgruppe (out-group) ab. In der Fremdgruppe befinden sich die „Anderen, und die Tendenz ist stark, alle Gruppengenossen als gleichwertig, die Mitglieder von Fremdgruppen dagegen als minderwertig anzusehen. Innerhalb der Gruppe herrschen Friede und Ordnung, nach außen Spannung, wenn nicht Kampf“ (S. 111). Die Zugehörigkeit zu dieser Solidargemeinschaft wird in der Bundesrepublik Deutschland immer noch zuerst über die „Volkszugehörigkeit“ bzw. „Ethnie“ („Geburt“; „Abstammung“) definiert. Andere Kriterien sind dazu gekommen, wie Aufenthaltszeiten in dieser Solidargemeinschaft und/oder Sprachkenntnisse der Solidargemeinschaft. In Konkurrenz stehen hier letztlich die Konzepte „Volk“ und „Bevölkerung“. Ging es im 19. Jh. darum, aus der „Bevölkerung“ ein (sprachlich geeintes) „Volk“ mit einem eigenen Staat zu konstruieren (vgl. Assmann 1993: 40), läßt sich heute der neue Bundestag in Berlin die Formel „*Dem deutschen Volke*“ mit „*Der Bevölkerung*“ überschreiben. Damit wird die Zugehörigkeit von der „Geburt“ gekoppelt und trans- bzw. postnational definiert. Dies stellt den (einsprachigen) Nationalstaat vor neue bildungspolitische Aufgaben insbesondere in Bezug auf den Erwerb des Deutschen als Zweitsprache (vgl. dazu weiter unten). In der aktuellen Auseinandersetzung um die Frage, ob die Bundesrepublik Deutschland ein Einwanderungsland sei oder nicht, werden unter den Bedingungen der Globalisierung zudem neue Kriterien („Bildung“; „Kompetenzen“) für den Ein- bzw. Ausschluß eingeführt (vgl. bspw. die Green-Card-Diskussion).

³⁰⁵ Vgl. Anderson (1996: 134).

³⁰⁶ Vgl. Anderson (1996: 135 ff.).

³⁰⁷ Hacking (bzw. sein Übersetzer) verwendet den Begriff Konstruktivismus, statt den üblicherweise gebrauchten Begriff Konstruktivismus oder den Begriff Konstruktionalismus. Vgl. Hacking, Ian: Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt a.M. 1999.

zunächst einmal ein Phänomen, dessen Unvermeidlichkeit in Zweifel gezogen werden kann.³⁰⁸ Aus ihrer *Dekonstruktion* können unterschiedliche Konsequenzen abgeleitet werden. Entscheidend ist, daß der Begriff der „Nation“ als Konstrukt enttarnt und seine Existenz und Stabilität mit seinen Funktionen erklärt wird: „Man entlarvt eine Idee in erster Linie nicht, indem man sie widerlegt, sondern indem man ihr die falsche Anziehungskraft oder ihre Autorität nimmt.“ (S. 40) So diente die „Nationalitätsidee“ zu ihrem Entstehungszeitpunkt der Nationalstaatsbildung. Wie konnte sich diese Idee jedoch durchsetzen?

Um dies zu erklären, unterscheidet Hacking die Sozialwissenschaften von den Naturwissenschaften über deren Klassifikationsarten.³⁰⁹ Die Naturwissenschaften beziehen sich auf indifferente, die Sozialwissenschaften auf interaktive Arten. Anders als die indifferenten Arten verfügen die interaktiven über Selbstbewußtsein: „Das bei meiner Darstellung ins Spiel kommende Verstehen betrifft die Art und Weise, in der selbstbewußte Personen, die den Gegenstand der Sozialwissenschaften ausmachen, verstehen können, wie sie klassifiziert werden, und sich dementsprechend einen neuen Begriff von sich selbst machen.“ (S. 171) Diese mit Selbstbewußtsein ausgestatteten Personen passen sich an äußere Klassifikationen an. Die Klassifikation in „Nationen“ erzeugt erst das Bewußtsein von „Nationalität“. Neue Klassifikationen können ein neues Bewußtsein erzeugen – wie etwa das Bewußtsein von einer *europäischen Identität*. Hinter diesem sog. Loopingeffekt steht die Annahme, daß bestimmte Gegebenheiten erst durch ihre sprachliche Konstruktion *real geworden* sind. Sie existieren nicht, weil wir sie benennen können, sondern weil wir sie benennen, beginnen sie zu existieren.³¹⁰ Eine von vorneherein gegebene und erkennbare Struktur der Welt erscheint als Illusion, die Ordnungssysteme der Welt dieser vielmehr durch den Menschen auferlegt. Betrachten die „Realisten“ den Konstruktivismus als hybrid, halten die „Nominalisten“ den „*Innenstrukturismus*“ (S. 133, kurs. im Orig.) für *naiv*.³¹¹

³⁰⁸ Vgl. Hacking (1999: 19 und 39 ff.).

³⁰⁹ Vgl. Hacking (1999: 95, 164 ff. und besonders 170/171).

³¹⁰ Vgl. Hacking (1999: 133 ff.).

³¹¹ Nach Hacking (1999: 96) wirkt Fleck „wie der erste Autor mit durch und durch ‚konstruktivistischer‘ Einstellung zu wissenschaftlichen Fakten, obwohl er die Metapher des Konstruierens glücklicherweise gar nicht benutzte“. Vgl. Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M. 1999, 1. Aufl. 1980 (ersch. 1935). Damit wendet sich der Konstruktivismus auch gegen ein Wissenschaftsverständnis, das die soziale Seite der Wissensproduktion ignoriert. Daher streiten Konstruktionisten wie Latour/Woolgar nach Hacking (1999: 129) Wirklichkeit auch nicht ab, sondern wollen zeigen, „daß das ‚Dort-draußen-Sein‘ nicht die Ursache, sondern die *Konsequenz* der wissenschaftlichen Arbeit ist“ (kurs. im Orig.). Vgl. Latour,

Vor diesem Hintergrund erscheint die „Nation“ als eine gesellschaftlich oder politisch motivierte Klassifikation, die über eine „außertheoretische Funktionalität“³¹² verfügt und keinen Anspruch auf Unvermeidlichkeit beinhaltet: „Die Konstruktionisten sind der Ansicht, daß der Unvermeidlichkeitsgedanke, der Innenstrukturismus und die Ablehnung externer Erklärungen der Wissenschaftsstabilität eine außertheoretische Funktion haben.“ (S. 150) Diese Funktion sieht Hacking in der Stabilisierung der eigenen Ideologie.³¹³ Diese Ideologie beinhaltet die Unantastbarkeit der „Nation“. Ihr wird durch den Anschein von Unvermeidlichkeit Autorität verliehen. Die Existenz der „Nation“ wird demnach von den Konstruktionisten nicht bezweifelt oder theoretisch widerlegt. Vielmehr wird durch das Aufzeigen ihrer ideologischen Funktion – nämlich Ein- und Ausschlüsse legitimierende „Nationenbilder“ zu manifestieren – ihre Stabilität untergraben. Klassifikationen werden so entnaturalisiert. Sie stellen kein Abbild der Realität dar, sondern geben eine Ordnungsleistung von Menschenhand wieder, die (historischen) Interessen geschuldet und umkehrbar ist, die aber auch – wenn dies sinnvoll erscheint – weitergeführt werden kann. Klassifikationen sind so kontingent, ohne beliebig zu sein, und artikulieren eine Anpassungsfähigkeit an neue gesellschaftliche Bedingungen.³¹⁴

Zur Konstruktion der Germanistik als Nationalphilologie

Die Germanistik als „Nationalphilologie“ ist in zweierlei Hinsicht eine (soziale) Konstruktion. 1) Die Germanistik hat auch und besonders das Konstrukt „Nation“ in Anspruch genommen und die *Bildung einer – den Nationalstaat stützenden – „nationalen Identität“ über die „Muttersprache“ und die „nationalen Klassiker“* (in Ersetzung der klassischen Sprachen und Literaturen) verfolgt, um die fehlende politische Einheit über die Einheit der Sprache bzw. Literatur wis-

Bruno/Woolgar, Steve: *Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts*, Princeton 1986 (ersch. 1979), hier S. 180.

³¹² Vgl. Hacking (1999: 88). Hacking übernimmt hier den von Karl Mannheim geprägten Begriff der „außertheoretischen Funktionalität“. Vgl. Mannheim, Karl: *Das Problem einer Soziologie des Wissens*, S. 308-387; in: Mannheim, Karl: *Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk*, eingel. u. hrsg. v. Wolff, Kurt H., Berlin und Neuwied 1964, *Soziologische Texte*: Bd. 28 (Aufsatz ersch. 1925), hier S. 315, im Orig. kurs.

³¹³ Vgl. Hacking (1999: 150).

³¹⁴ Vgl. Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a.M. 1980. Danach kann der „Nationalstaat“ als soziale Konstruktion von Gesellschaft aufgefaßt werden. Dabei werden verschiedene Stadien durchlaufen (Habitualisierung, Typisierung, Institutionalisierung, Legitimierung). Institutionen kontrollieren, ob seine Mitglieder den entsprechenden Typus verkörpern. Als Kontrollmechanismus für den „Nationalstaat“ dient die jeweilige Definition von Zugehörigkeit (Geburt; Aufenthaltszeit; Sprache; Fähigkeiten etc.), die sich gesellschaftlich immer neu legitimieren muß.

senschaftlich zu kompensieren. Als Wissenschaft von der Sprache und Literatur der „deutschen Nation“ hat sie sich in ihrem Entstehungsjahrhundert dem Konstrukt „Nation“ bedient, um die Realisierung eines Staates für die SprecherInnen der deutschen Sprache bzw. die Realisierung der – auf der Identität von sprachlicher und politischer Gemeinschaft beruhenden – „Nationalstaatsidee“ voranzutreiben. Dafür (re-)konstruierte die Wissenschaft ein sprachlich und kulturell fundiertes „kollektives Gedächtnis“³¹⁵, das die Zusammengehörigkeit der Deutschen historisch beweisen und das in den Bildungsinstitutionen vermittelt werden sollte.³¹⁶ Dazu Ehlich (2002): „Damit tritt Sprache in Europa in den Bannkreis des – wie Anderson sagt – ‚Projekts Nation‘ ein.“ (S. 50) Die Identität von „Nation“ und Staat war – wie bereits angedeutet – nur in den seltensten Fällen gegeben und bildete damit die Grundlage für Imperialismen.³¹⁷ Die Sprache diente dabei als Ein- bzw. Ausgrenzungskriterium.³¹⁸ Umgekehrt konnte die Germanistik als „staatstragende“ Wissenschaft fungieren. 2) Die „Nationalsprache“ ist selber ein Konstrukt. So weist etwa Ehlich (2002) auf die sprachlichen Vereinheitlichungsprozesse der letzten Jahrhunderte hin: „Alles dies (die europäischen Hochsprachen; U.S.) sind *homogenisierte Sprachen*, die in einem Prozeß von Sprachpolitik, Bildungspolitik, Literaturproduktion zu einer jeweils einheit-

³¹⁵ Vgl. Lämmert (1999: 13).

³¹⁶ Die Vorstellung der „Sprachnation“ bzw. „Kulturnation“ wirkte v.a. für die deutschen Verhältnisse integrativ, während sich etwa in Frankreich die Vorstellung von der auf den sog. Verfassungspatriotismus gegründeten „Staatsnation“ durchsetzte. In allen Fällen sollte die „Nation“ sich jedoch gegenüber den anderen Integrationsformen (Dynastien; Glaubensgemeinschaften) durchsetzen.

³¹⁷ Nach Schulze (1994: 339) müssen die europäischen „Nationen“ erst wieder lernen, daß auch sie sich aus einer „Vielzahl von ethnischen, sprachlichen und regionalen Einheiten zusammensetzen“ und keineswegs eine homogene Einheit darstellen.

³¹⁸ Entsprechend verfügen die „europäischen Sprachen“ bis heute in „Europa“ über eine privilegierte Position. Der Unterricht in der („außereuropäischen“) Herkunftssprache ist noch immer umstritten. Dagegen beginnt sich das Feld „Deutsch als Zweitsprache“ allmählich durchzusetzen. Vgl. etwa Gogolin, Ingrid/Krüger-Potratz, Marianne/Neumann, Ursula: Kultur- und Sprachenvielfalt in Europa – Bilder von gestern, Visionen von morgen?, S. 1-19; in: Gogolin, Ingrid/Kroon, Sjaak/Krüger-Potratz, Marianne/Neumann, Ursula/Vallen, Ton (Hrsg.): Kultur- und Sprachenvielfalt in Europa, Münster/New York 1991, S. 16 ff., wonach die europäische Sprachenpolitik eine Rangfolge zu erkennen gibt, nach der auf die Sprachen der europäischen Mitgliedsstaaten die Sprachen der ansässigen (autochthonen) Minderheiten und auf diese die Sprachen der nicht-ansässigen bzw. zugewanderten (allochthonen) Minderheiten folgen: „Niemand denkt an die Förderung der gelebten Sprachen und Kulturen aller Menschen, die die Gesellschaft auf dem Territorium der Europäischen Gemeinschaften bilden. Unterstützung findet nur die Durchsetzung der offiziellen Sprachen der Supra-Nation, wobei neuerlich der Status der ‚eigenen‘ Minderheiten durch Duldung bzw. moderate Förderung ihrer Sprachen gesichert wird; ausgegrenzt werden die Sprachen derer, die nicht als heimisch auf dem nun vergrößerten Territorium gelten.“ (S. 19) Damit bleibt „Europa“ auch *sprachenpolitisch* „europäisch“.

lichen Sprache geworden, genauer: gemacht worden sind – in einem Prozeß, der die letzten 400 Jahre umfaßt hat.“ (S. 48, kurs. im Orig.)³¹⁹

Wenn das Bewußtsein von „nationaler“ Differenz als erfunden (Anderson) oder als konstruiert (Hacking) sichtbar wird, verlieren solche (z.B. die „Nationalität“ *griechisch* oder *deutsch* charakterisierenden) Unterschiede an Aussagekraft.³²⁰ Gleichwohl gibt es verschiedene Sprachen und – historisch bedingte – staatliche Manifestationen von „Nationen“, deren Schul- bzw. Hochschulwesen als (national-)staatliche Bildungseinrichtung auch unter den Bedingungen der „Europäisierung“ und „Globalisierung“ (noch) eine (national-)sprachliche *Grenze* zieht.

Die deutsche Sprache spielt damit weiterhin eine zentrale Rolle im Bildungssystem der Bundesrepublik Deutschland. Deutschkenntnisse bleiben eine wesentliche Voraussetzung für den Bildungsprozeß und für Bildungschancen. Was sich ändert, ist jedoch der Anteil der SprecherInnen mit der „Muttersprache“ bzw. „Herkunftssprache“ Deutsch in den „postnationalen“ Staaten. In der Bundesrepublik Deutschland – wie in den europäischen Mitgliedsstaaten insgesamt – nimmt die Anzahl der SprecherInnen anderer Herkunftssprachen³²¹ als der sog. Amtssprache zu. Damit ändert sich die („nationale“) Zusammensetzung der Gesellschaft.³²² Damit entspricht auch die Identität von Sprache und „Nati-

³¹⁹ Nach Habermas (1999: 29) widerspricht die Durchsetzung des Hochdeutschen der (nicht-universalistischen) Volksgeistlehre: „Die Homogenität der Sprachgemeinschaft ist nichts Ursprüngliches; sie verlangt die *Einebnung* der Dialekte zugunsten einer administrativ eingeführten Schriftsprache. Die bewahrenswerte Besonderheit des Nationalen ist durch eine Repression gewachsener Besonderheiten erzeugt worden. Dieser Umstand paßt schlecht zum antiquarischen Verständnis des naturwüchsigen Volksgeistes.“ (kurs. im Orig.) Hinzu kommt die „Vermischtheit“ einiger Nationalsprachen (z.B. des Englischen) sowie der Nationalsprachen insgesamt (Lehnwörter, Fremdwörter etc.).

³²⁰ Vgl. Anderson (1996: 14/15).

³²¹ Diese Herkunftssprachen verfügen z.T. über ein unterschiedliches Ansehen in der Öffentlichkeit. Zu den Einstellungen der Deutschen zum Deutschen und seinem Verhältnis zu anderen Sprachen, vgl. Stickel, Gerhard: Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage, S. 16-44; in: ders. (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit (= Jahrbuch 1998 des Instituts für deutsche Sprache), Berlin/New York 1999. Vgl. auch Stickel (2000a und b).

³²² Ursachen für die sprachliche und kulturelle *Heterogenität* sind zum einen die europäische Integration, zum anderen die internationalen Migrationsbewegungen aufgrund von wirtschaftlichen oder politischen Motiven. Nach Gogolin/Krüger-Potratz/Neumann (1991) grenzt sich „Europa“ nach außen über spezifische – kulturelle – Merkmale ab (z.B. zivilisiert, christlich, demokratisch, frei), deren Bedeutung in dem Maße steigen, in dem derjenige (macht-)politische Zusammenhalt sich auflöst, der die „nationalen“ Einheiten an die Stelle der „regionalen“ treten ließ. Zu erwarten sei entweder die „Supra-Nation Europa“ (S. 5) oder eine „Re-Regionalisierung“ (S. 9). Die *Homogenität* der Nationalstaaten sei auch schon vor den (europäischen und außereuropäischen) Migrationsbewegungen ein Mythos gewesen: „Die Fiktion

on“ immer weniger der Realität.³²³ Diese SprecherInnen anderer Herkunftssprachen erwerben die deutsche Sprache in den staatlichen Bildungsinstitutionen als Zweit- bzw. Fremdsprache, die deutsche Schriftsprache quasi als Drittsprache. In diesem Sinne kann von einer faktischen *Mehrsprachigkeit im Inland*³²⁴ ausgegangen werden: „Weiterhin ist es überall in Europa ein politisches Faktum, dass die Nationalsprachen von Migranten und ihren Kindern als Fremd- bzw. als Zweitsprachen gesprochen werden und dass die jeweiligen Muttersprachen der Zuwanderer auch zur Sprachenvielfalt in diesen Ländern beitragen.“³²⁵

Die postnationale Schule

Daraus folgen *bildungspolitische* Konsequenzen für das Universitätsfach Germanistik auch im Hinblick auf die Deutschlehrerausbildung. Es muß sich von der Vorstellung verabschieden, es nur mit Muttersprachlern zu tun zu haben. Unter diesen Bedingungen fällt der Germanistik und dem Deutschunterricht die Aufgabe zu, einen *postnationalen*³²⁶ Umgang mit Mehrsprachigkeit im Inland zu finden.³²⁷ Wenn der schulische (und berufliche) Erfolg weitgehend von der Beherrschung der deutschen (Schrift-)Sprache abhängt, müssen sich Germanistik

der Einheitlichkeit durchzieht die Selbstdarstellung der Nationalstaaten nach innen und nach außen.“ (S. 7) Dabei sei auch die „Fiktion von einem gemeinsamen kulturellen Erbe, in die der Mythos von einer gemeinsamen Herkunft eingeschlossen war“ (S. 8), aufgebaut worden. (Beispiel: Die Franzosen leben in Frankreich, sprechen französisch und verfügen über eine „französische“ Kultur.) Nach innen wurden Gemeinsamkeiten, nach außen Unterschiede herausgestellt. „Übernationale“ (z.B. soziale) Gemeinsamkeiten traten in den Hintergrund.

³²³ Auch Habermas (1999: 28) verweist auf diese historische Inkongruenz. Heute stehen wir „an der Schwelle zu einer postnationalen Form der politischen Vergemeinschaftung“ (S. 34), deren Voraussetzung die Herstellung einer Solidarität zwischen den Mitgliedern der EU darstellt.

³²⁴ Vgl. die (unveröff.) Konzepte von Ossner (2002) zur „Sprachlichen Bildung“ und zur „Muttersprachlichen Bildung“. Ossner unterscheidet darin zwischen „innerer Mehrsprachigkeit“ und „sprachübergreifender Mehrsprachigkeit“. Letztere gliedert er in historisch bedingte Mehrsprachigkeit (Deutsch – Sorbisch), in gesellschaftlich bedingte Mehrsprachigkeit aufgrund von Migration (Deutsch als Zweitsprache) und in Mehrsprachigkeit aufgrund von Fremdsprachenunterricht. Erstere beinhaltet die unterschiedlichen Varianten des Sprachgebrauchs in der Erstsprache. Nach Ossner erlangt die Hochsprache ihre Bedeutung als „diejenige Variante, die die größte kommunikative Reichweite hat und in der die Sprachdenkmäler, die sich im kulturellen Gedächtnis verankert haben, abgefasst sind“ (Muttersprachliche Bildung, S. 8). Die Schriftsprache muß immer neu gelernt („konstruiert“) werden, da sie nicht natürlich erworben wird. Die Schule stellt den Ort dar, an dem dies geschieht.

³²⁵ Zit. aus dem (unveröff.) Forschungsantrag der neueren Fremdsprachenphilologien an der J.W.G.-Universität in Frankfurt a.M. von 2003.

³²⁶ Für „Postnationalität“ bzw. „*Transnationalität*“ (S. 58, kurs. im Orig.) plädiert auch Ehlich (2002: 56 ff.).

³²⁷ Mit der Postulierung eines „nationalen Rahmens“ für die Deutschdidaktik – wie von Ivo (2002) gefordert – ist es damit nicht getan.

und Deutschdidaktik den sprachlichen Voraussetzungen der Nicht-Muttersprachler zuwenden („Deutsch als Zweitsprache“). Wenn deren Chancen im Bildungssystem gewährleistet werden sollen, kann der Deutschunterricht nicht auf die Muttersprachler fixiert bleiben. Im „postnationalen“ Staat muß sich der Deutschunterricht deshalb an einer neuen Klientel (Zweitsprachler) orientieren und sich selbst „postnational“ definieren. Der (Schrift-)Spracherwerb der Nicht-Muttersprachler stellt in der auf Muttersprachler eingestellten Schule jedoch ein vielfach noch unbewältigtes Problem dar.³²⁸

So hat Gogolin (1994)³²⁹ auf den noch heute vorzufindenden monolingualen Habitus der multilingualen Schule hingewiesen. Dieser Habitus ist historisch zu erklären, da der Nationalstaat als Zusammenschluß einer Sprachgemeinschaft qua definitionem auf Einsprachigkeit ausgelegt ist (*nationale Einsprachigkeit*).³³⁰ Nach Gogolin (2003)³³¹ orientiert sich die Schule noch immer an einer Schülerschaft, die als Erstsprache die deutsche Sprache erworben hat. Weder werden i.d.R. die Deutschkenntnisse der MigrantInnen gezielt gefördert noch ihre Zwei- oder Mehrsprachigkeit (Herkunftssprachen) gezielt für den Erwerb der deutschen Sprache als Zweit- bzw. Fremdsprache genutzt. Dabei beruft sie sich auf wissenschaftliche Erkenntnisse: „Der Sinn und Nutzen einer Alphabetisierung oder Erziehung in zwei Sprachen steht also aus fachlicher Sicht außer Frage.“ (2003: 142) Zudem wird der schulische Unterricht allgemein – nicht nur der Deutschunterricht – in deutscher Sprache erteilt. Damit ist der Bildungserfolg in allen Fächern an die Beherrschung der deutschen Sprache geknüpft: „Es

³²⁸ Entsprechend fordern die *Homburger Empfehlungen* (2001: 388) und die *Mannheim-Florentiner Empfehlungen* (2002: 231) ein adäquates Unterrichtsangebot für MigrantInnen, um das Erlernen der „Hochsprache des Landes“ als „Zweitsprache“ zu unterstützen, aber auch das „Recht auf eine sprachliche Bildung in der eigenen Muttersprache“ der MigrantInnen bzw. das „Recht der MigrantInnen auf ihre Erstsprache“.

³²⁹ Gogolin, Ingrid: Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule, Münster u.a. 1994.

³³⁰ Die Durchsetzung einer *lingua franca* in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen – auch dem Wissenschaftsbetrieb – forciert dagegen eine *globale Einsprachigkeit*, von der auch eine kulturelle Standardisierung bzw. Vereinheitlichung zu erwarten ist. Dagegen wendet sich die Strategie, über den (gestuften) Erwerb mehrerer europäischer (Hoch-)Sprachen bei den BürgerInnen der EU eine *mehrsprachige Kompetenz* herzustellen. Vgl. dazu weiter oben. Diese Kompetenz versuchen Klein/Stegmann (2000) über das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den Sprachen einer (romanischen, germanischen oder slawischen) Sprachfamilie zu entwickeln. Vgl. Klein, Horst G./Stegmann, Tilbert D.: *EuroComRom – Die sieben Siebe: Romanische Sprachen sofort lesen können*, Aachen 2000. Vgl. auch Amon, Ulrich/Mattheier, Klaus J./Nelde, Peter H. (Hrsg.): *Einsprachigkeit ist heilbar. Überlegungen zur neuen Mehrsprachigkeit Europas (= Sociolinguistica 11)*, Tübingen 1997.

³³¹ Gogolin, Ingrid: Multilingualität und Bildung, S. 135-142; in: Wölfling/Lenhardt (2003). Vgl. auch Gogolin, Ingrid/Neumann, Ursula (Hrsg.): *Großstadt-Grundschule. Eine Fallstudie über sprachliche und kulturelle Pluralität als Bedingung der Grundschularbeit*, Münster u.a. 1997.

gibt kein Gegenstandsfeld in der Schule, das nicht sprachbasiert ist. Folgerichtig ist der Zugang zur deutschen Sprache hierzulande der Dreh- und Angelpunkt für eine erfolgreiche Schülerkarriere.“ (2003: 140)³³² Gogolin kommt so zu dem Schluß, daß sich die Bildungsinstitutionen in ihrem Selbstverständnis den Zugewanderten öffnen müssen und sich der (Deutsch-)Unterricht auf die Multilingualität der SchülerInnen einstellen muß: „Es ist nicht damit zu rechnen, dass dieses Land jemals wieder in den Stand eines mehr oder weniger einsprachigen Staates zurückfallen könnte. Es ist vielmehr damit zu rechnen, dass sprachliche und kulturelle Vielfalt auf Dauer angelegt sind. (...) Völlig unabhängig davon also, ob sich in der Schülerschaft einer Einzelschule ein Abbild dieser sprachlich kulturellen Lage in Deutschland findet, muss eine zukunfts offene sprachliche Bildung auf diese Lage eingehen.“ (2003: 138/139) Dabei beruft sich Gogolin auf die *Demokratie*, wenn sie davon ausgeht, daß in einer faktischen Einwanderungsgesellschaft der Deutschunterricht auf die Sprachkenntnisse der MigrantInnen eingehen muß, wenn er keine „sprachliche“ Zwei-Klassen-Gesellschaft produzieren oder sprachliche Bildung zum Privileg der „native speaker“ machen will: „Die Aussicht auf eine erfolgreiche Schulkarriere kommt nach meiner Überzeugung einem jeden, der auf deutschem Boden lebt, zu. Das deutsche Schulwesen löst jedoch dieses Versprechen auch nach einem halben Jahrhundert Zuwanderung in die Bundesrepublik Deutschland nicht ein.“ (2003: 139) Die deutsche Sprache ist für die MigrantInnen also deshalb wichtig, damit diese Chancen innerhalb der „deutschen“ Gesellschaft überhaupt erhalten können. Die Förderung der Deutschkenntnisse bei den MigrantInnen verdankt sich somit keinem inkorporierenden („deutscher Boden“), sondern dem demokratischen Impetus, *Bildungshemmnisse* abzubauen bzw. soziale Ungleichheit zu kompensieren.

Aber auch für die Erst- bzw. Muttersprachler ist der Erwerb der deutschen (Schrift-)Sprache für den weiteren Bildungserfolg elementar: „Je länger eine Schülerbiographie dauert, desto komplexer ist der abstrakte sprachliche Anspruch, den der Unterricht stellt. Schulsprache entfernt sich immer mehr von den Gesetzmäßigkeiten der Alltagskommunikation, aus diesem Grund hat sie mit den Regeln der schriftsprachlichen Kommunikation mehr gemeinsam als mit mündlichen Gesprächsweisen.“ (2003: 140) Gerade für die MigrantInnen-Kinder bietet die Schule jedoch häufig den einzigen Ort, diese Regeln zu erlernen.³³³ Damit weist Gogolin der deutschen Sprache und insbesondere der deut-

³³² Dazu gehört die Sprech- und Schreibkompetenz sowie die Lese- und Verstehenskompetenz. Neben dem Spracherwerb spielt v.a. der Schrifterwerb bzw. der Schriftspracherwerb für den Schulerfolg eine Rolle.

³³³ Vgl. Gogolin (2003: 140/141).

schen (Schrift-)Sprache eine zentrale Rolle im Bildungssystem zu, solange der Staat an der „Muttersprache“ der Mehrheit als *Bildungssprache* festhält. Umgekehrt profitiere die Bundesrepublik Deutschland vom – durch die Förderung von Mehrsprachigkeit produzierten – „gesellschaftlichen Reichtum“ (2003: 142).

Wurde die *Spracheinheit* mit der Unterscheidung in einen von der sog. Bourgeoisie verwendeten elaborierten und einen vom sog. Proletariat verwendeten restringierten Code (Basil Bernstein) Ende der 60er Jahre in Frage gestellt, zeigt sich nunmehr die Diskrepanz zwischen Erst- und Zweitsprachlern, also zwischen „deutschen“ und „nichtdeutschen“ Lernern der deutschen Sprache.

Die der Germanistik bzw. Deutschdidaktik damit zuwachsende elementare Rolle nicht nur für den einzelnen, wenn es darum geht, *Ausschlüsse aus dem Bildungssystem* zu verhindern, sondern auch für den „Bildungsstandort Deutschland“ („PISA“ etc.) wird vom Fach bildungspolitisch kaum ausgespielt – bemerkenswert ist zumindest, daß diese Aufwertung aus der Pädagogik bzw. aus den Erziehungswissenschaften kommt. Demgegenüber bietet sich die Germanistik zunehmend als Hilfswissenschaft an und inszeniert damit ihre eigene *Nachrangigkeit* im Bildungssystem (vgl. dazu unter dem Aspekt Studienreform/Anwendungsbezug).

3.1.3 Philologie

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach dem Selbstverständnis der Germanistik als „Philologie“ nach 1968. Wie in Kap. 2 beschrieben, verstand sich die Germanistik im 19. Jh. im „Lachmannschen“ oder auch im „Humboldtschen“ Sinne als „philologische“ Wissenschaft. Mit der Kritik an ihrem (bürgerlichen) Bildungsbegriff durch die Studentenbewegung („Hochsprache“; „hohe Literatur“) wurde auch ihre philologische Ausrichtung problematisiert. Die exemplarische Betrachtung des Diskurses nach 1966/68 zeigt die z.T. kontroverse Behandlung ihrer „philologischen“ Wurzeln auf (vgl. dazu unter den Aspekten Medialität und Kulturalität). Im folgenden Abschnitt werden solche Positionen und Strategien angeführt, die das Fach Germanistik als Philologie – wenn auch im Detail unterschiedlich – mit *neuem Selbstbewußtsein* verteidigen und dabei an bewährte Traditionen und Grenzen anschließen.

DER FAKTOR „TECHNOLOGISIERUNG“ UND DIE SOG. EINHEIT DER KULTUR

Bei dieser Argumentation werden „Gefahren“ benannt, die durch die „Technologisierung“ für den Menschen entstehen. Ähnlich wie beim Faktor „Globalisierung/Europäisierung“ handelt es sich um ein fachexternes gesellschaftlich-kulturelles Phänomen, von dem auch eine (geistes-)wissenschaftliche Disziplin nicht unberührt bleibt. So wird der Germanistik nach 1966/68 eine politische Rolle *außerhalb* des vielzitierten Elfenbeinturms zugewiesen. Es wird davon ausgegangen, dass mit dem Zuwachs an Technologisierung auch der Bedarf an dem wächst, was ein Fach wie die Germanistik zu bieten hat, um den technologiebedingten Modernisierungsschäden die Stirn zu bieten. Die Technologisierung ist damit (wie auch die Globalisierung und Europäisierung) Wind unter den Segeln der Germanistik als Philologie – wobei hier Germanistik weitgehend mit deutscher bzw. deutschsprachiger Literaturwissenschaft gleichgesetzt wird. Dies erinnert zunächst an Marquard (1986) und dessen Kompensations- sowie Zwei-Kulturen-These, greift aber eher Frühwald u.a. (1991) vor, die – weniger kulturkonservativ – auf die Modernisierung der Geisteswissenschaften als Medien- und Kulturwissenschaften setzen.³³⁴ Gerade Fächer wie die Germanistik sind also gefragt, wenn es um die sog. Einheit der Kultur geht, um die Vermittlung von *Technologie* und *Humanismus* (vgl. dazu unter „Die Einheit der Disziplin“ weiter unten). So soll das „kulturelle Gedächtnis“ gepflegt werden, für dessen (deutsch-)sprachlich verfaßte Bestandteile die auf deutsche Sprache und Literatur spezialisierte Germanistik als „Philologie“ zuständig ist. Eine solche germa-

³³⁴ Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit.

nistische Kulturwissenschaft bleibt sich als Philologie treu, da andere (nicht-sprachliche) Zeichensysteme bzw. nichtschriftliche und nichtliterarische Äußerungen ausgeklammert bleiben (vgl. dazu unter dem Aspekt Kulturalität). Zugleich bietet der Begriff des kulturellen Gedächtnisses einen Ersatz für das „nationale“ (vgl. Assmann 1993). Es rekurriert auf die deutschsprachigen Erzeugnisse der *einen* Menschheit. So wird nicht explizit in „kulturelle Gedächtnisse“ unterschieden bzw. nicht expliziert, ob es „nationalen“ Grenzen folgt.

Die Germanistik ist eine politische Wissenschaft. – Bleibt Eurer 68er-Tradition treu!

Der 1944 geborene Böhme (1993)³³⁵ wendet sich in seinem Vortrag auf dem Augsburger Germanistentag 1991 rigoros gegen jegliches Gebaren seines Faches, sich im Elfenbeinturm zu verschanzen. Ein solches Verhalten sei verwerflicher denn je, eine Entpolitisierung der Germanistik beinahe unehrenhaft („unerträglich“). Im Angesicht einer global zu beobachtenden Inhumanität – die die Folge ökologischer, technologischer und politischer Fehlentscheidungen darstelle – dürfe sich die Germanistik ihrer gesellschaftlichen Verantwortung nicht entziehen. Als selbstbezügliche Wissenschaft leiste sie keinen Beitrag zur Humanisierung. Böhme ruft so die FachkollegInnen dazu auf, sich (wieder) zu politisieren und den Menschen vor dem Menschen bzw. seiner „Vernichtungswirtschaft“ (S. 33) zu schützen. Die Szientifizierungstendenzen und damit den Rückzug auf das Wahre („Perfektionierung ihrer Methoden“) hält er damit ebenso für den falschen Weg, wie er den Rückzug auf das Schöne („Parzival“) für ethisch-moralisch bedenklich erklärt:

„Wo (gemeint ist die „dritte Welt“; U.S.) derart ein tückischer, würdeloser Tod – als äußerster Gegensatz einer der drei antiken Künste, der *ars moriendi*, die zu den höchsten kulturellen Errungenschaften der Vergangenheit gehörte –, wo also der schmutzige Tod sich *ubique et numquam* – wie ein Gott also – im Leib der Menschheit ausbreitet, da ist der größte Gegensatz zu Demokratie, Humanität und Kunst erreicht. Es wäre unerträglich, wenn die Germanistik in Zukunft noch annähme, ihre Aufgaben in Distanz zu diesen Problemen wahrnehmen zu können, weil sie es mit ‚Parzival‘ zu tun habe oder mit der Perfektionierung ihrer Methoden. Blicke dies das Mehrheitsbewußtsein der Germanistik, so verdiente sie ihren Abschied.“ (Böhme 1993: 33, kurs. im Orig.)

³³⁵ Böhme, Hartmut: Germanistik in der Herausforderung durch den technischen und ökologischen Wandel, S. 28-39; in: Janota (1993: Bd. 4). Vgl. dazu auch Böhme (1994), Böhme (1995) und Böhme/Scherpe (1996).

Böhme, der sich von Marquards „Sinnstiftung und kultureller Wertbildung“ (S. 38) distanziert, glaubt die Menschheit auf dem Weg zu einem „postbiologischen Zeitalter“ (S. 36) als einem Zeitalter, in dem der Mensch seinen Schöpfungen dient. Diese Vision kündige sich in der Kunst seit jeher an und sollte von der „Kulturwissenschaft“ analysiert werden. Dazu gehört nach Böhme auch die Germanistik:

„Denn in diesen, den armen historischen Menschen überbietenden Anstrengungen, die ihr Ziel finden, wenn der Mensch sich selbst an sein Geschaffenes abtritt, erscheint *eine in allen Epochen der Kunst wirkende Phantasmatik*, deren historische Verwirklichung zu analysieren zu den originären Aufgaben der Kulturwissenschaft gehört. (Böhme 1993: 36, kurs. im Orig.)

Böhme sieht nicht erst zukünftig, sondern bereits jetzt folgenschwere Umbrüche auf die Menschheit zukommen. Diese bahnbrechenden technologie- und epistemebedingten Ereignisse, die über den Menschen hereinbrechen und ihm seinen Platz im Universum streitig machen, könnten aber nicht von der Germanistik getrennt gesehen werden (Zwei-Kulturen-These). Im Gegenteil: An der Zeitenwende sei gerade die Germanistik gefragt. Werde der Mensch bedroht, sei diejenige Wissenschaft, die sich Humanität auf die Fahnen geschrieben habe, zuerst aufgerufen, sich einzumischen, und wenn diese Wissenschaft das „Verblassen“ des Menschlichen schon nicht aufhalten könne, solle sie dieses wenigstens archivieren und erinnern. Damit spielt die Germanistik nach Böhme eine bedeutende Rolle im Gegenwartsgeschehen *jenseits* von Elfenbeinturm oder gar unbedeutendem Orchideenfach. Die Germanistik steht mithin im Zentrum der gesellschaftlichen Turbulenzen, die durch Technologisierung und Entmythologisierung (Marquard) entstehen. Überspitzt ausgedrückt: Die Germanistik wird immer „unvermeidlicher“. Je schneller nichts mehr sein wird, wie es vorher war („Drehschwindel der Geschichte“), um so dringlicher wird eine zurückschauende Germanistik die Zeit anhalten müssen, um Gewesenem („stillgestellte Ekstasen“) zu gedenken. Dabei entwirft Böhme ein dramatisches Szenario, das an die Grenzen des Vorstellbaren stößt („das Ende des ...“). Dabei scheint mit der Größe der Dramatik auch die Bedeutung der Rolle der Germanistik zu wachsen. Voraussetzung für diese Rolle aber sei, daß sich das Fach seiner kulturellen Verantwortung stelle und seinem politischen Auftrag nachkomme, die in Sprache und Literatur aufgehobenen „Bilder des Menschlichen“ zu verteidigen und *mahnmalsgleich* immer wieder vor Augen zu führen – eine Handlungsweise, zu

der Böhme seine FachkollegInnen hiermit aufruft.³³⁶ Damit liegt der Stachel einer (kulturwissenschaftlichen) Philologie nach der Studentenbewegung auch in der kritischen Reflexion der Technologisierungsfolgen³³⁷:

„Angesichts dieser Lage (gemeint ist das postbiologische Zeitalter; U.S.) ist 'literarische Anthropologie' nicht irgendein Gebiet der Germanistik. Sondern es gilt zu realisieren, daß die Literatur (die Künste) ein unersetzbares, vielleicht das wichtigste Archiv gespeicherter Erfahrung darstellt, gleichsam die stillgestellten Ekstasen des Lebens, worin die historischen Physiognomien der Menschen aufbewahrt sind. Wenn heute mit der prägenden Kraft der Geschichte auch die Bedeutung des Menschen zu schwinden scheint – ob dies nun das Ende der 'großen Narrationen' und der Metaphysik, das Ende des Subjekts oder des Körpers, das Ende des Verstehens und des Sinns, das Ende des Symbolischen und des Realen genannt wird –: gerade, wenn dies mehr als Worte, also Worte sind, die der Menschenflucht und dem Drehschwindel der Geschichte nachgerufen werden, dann hat die Germanistik die im Schönen wie Schrecklichen verblässenden Bilder des Menschlichen ins Gedächtnis zu heben.“ (Böhme 1993: 37)

Aber auch die Demokratieentwicklung steht nach Böhme auf dem Spiel. Eine medienkompetente und medienkritische Germanistik wäre gewappnet, wenn es darauf ankommt, gegen den Kapitalismus („Wachstumsmodell der Wirtschaft“) anzutreten. Die Medien sollten also nicht nur „kulturkritisch“³³⁸ gesehen wer-

³³⁶ Dazu auch Böhme (1995: 55), der die Germanistik als Philologie verteidigt: „Was die Gesellschaft aber braucht, sind Germanisten, die ihr sagen können, welche Rolle Sprache, Schrift und Literatur in vergangenen Kulturen spielten und welche Funktionen sie in der kommenden Gesellschaft einnehmen werden. Von da aus ergeben sich Anschlüsse an interdisziplinäre und kulturwissenschaftliche Fragestellungen genug aus der Sicht von Leuten, die professionals für Sprache und Literatur sind und sein wollen.“

³³⁷ Vgl. auch Böhme (1993), der für eine sich beteiligende Germanistik eintritt: „Von daher verstehe ich die Feststellung aus der Enquête 'Bildung 2000', daß nicht nur die Natur- und Ingenieurwissenschaften, sondern ebenso die Geisteswissenschaften verantwortlich seien für die Zerstörung der natürlichen und sozialen Fundamente des Lebens. Ich möchte dies unterstreichen. Auch die Germanistik kann sich nicht auf die Unschuld ihrer Gegenstände oder ihrer Verfahren berufen.“ (S. 31) Böhme bezieht sich hier auf: Zukünftige Bildungspolitik – Bildung 2000. Schlußbericht der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestages, hrsg. v. Deutschen Bundestag, Bonn 1990, S. 60 (= Zur Sache. Themen parlamentarischer Beratung 20/90).

³³⁸ Vgl. etwa die Kulturkritik bei Adorno („Kritische Ästhetik“), die sich in der Ablehnung der Kulturindustrie bzw. des kulturellen (Massen-)Medienbetriebes als Ideologieproduzenten artikuliert, wobei zu Massenerliteratur bzw. Trivilliteratur in den letzten Jahrzehnten die Vermischung bzw. Trivialisierung der Medienprodukte getreten ist (Fernseh-Soaps etc.). Diese ideologiekritische Sichtweise Adornos wurde von Teilen der sog. Studentenbewegung wiederum als ideologisch („bildungsbürgerlich“) markiert. Vgl. z.B. Adorno, Theodor W.: Prolog zum Fern-

den. Sie sollten vielmehr in ihrer Zweckdienlichkeit erkannt werden, die politische Wirkkraft des Faches (als eines unter den „Kulturwissenschaften“) wie jegliches kritische Bewußtsein zu erhöhen und zu verbreiten. Der ideologiekritische Einfluß der Medien ist also gar nicht groß genug einzuschätzen.³³⁹ Böhme führt denn auch als Demonstrationsbeispiel für diese Macht den Untergang des Ostblocks an und stellt den Untergang des kapitalistischen „Westblocks“ in Aussicht. Medienkompetenz und Medienkritik müssen so auf die Tagesordnung einer politischen Germanistik gesetzt werden³⁴⁰:

„So wie der Einfluß der satellitengestützten, global präsenten Medien auf den Legitimationskollaps des Ostblocks kaum überschätzt werden kann, so könnte auch der unter Zeitdruck stehende Kampf gegen die Nomenklatura des natur- und menschenverachtenden Wachstumsmodells der Wirtschaft nicht zuletzt vom Universalismus der Medien abhängen. Eben deswegen, aber auch nur deswegen und nicht aus Gründen modischer Konjunktur, billiger Ersatz-Legitimation und opportunistischer Markt-Anpassung ist es erforderlich, daß die Kulturwissenschaften einen erheblichen Teil ihres wissenschaftlichen Potentials auf die Entwicklung einer sozial und ökologisch folgenreichen Medienkompetenz konzentrieren.“ (Böhme 1993: 32).

Auf diese Weise bleibt das Fach seiner 68er-Tradition treu mit dem Unterschied, daß es heute im Kulturkampf um noch größere Güter geht als seinerzeit: das Fortbestehen der Menschheit nämlich. Die Lösung kultureller Probleme garantiert der Germanistik (als Kulturwissenschaft im Sinne Frühwalds u.a.) ihre *gesellschaftliche Relevanz*. Wenn das Fach seinen gesellschaftlichen Nutzen ausspielt, können ihm auch seine immer mächtiger werdenden Konkurrenten „Fremdsprachenphilologien“ oder „Medienwissenschaften“ nichts anhaben. Dafür müsse es sich aber – wie schon 1968 – auch zu aktuellen gesellschaftlichen

sehen sowie ders.: Fernsehen als Ideologie; in: Engler, Jörg (Red.): Rundfunk und Fernsehen 1948-1989. Ausgewählte Beiträge der Medien- und Kommunikationswissenschaft aus 40 Jahrgängen der Zeitschrift „Rundfunk und Fernsehen“, Baden-Baden/Hamburg 1990.

³³⁹ Wobei hier die Funktionen der Kontrolle und der Manipulation im ständigen Widerstreit stehen. In dem Maße, in dem das Mediensystem seine Unabhängigkeit preisgibt, stellt es selber eine Gefahr für die Demokratie dar. Vgl. dazu Dyck (1988) oder Witte (1993).

³⁴⁰ In diese Richtung – wenn auch nicht dezidiert politisch – mag auch die in der Teildisziplin Literaturdidaktik verhandelte Mediensozialisation, die als Bestandteil der schulischen (Lese-)Sozialisation neben die literarische Sozialisation tritt, zielen. Vgl. etwa Rosebrock, Cornelia (Hrsg.): Lesen im Medienzeitalter. Biographische und historische Aspekte literarischer Sozialisation, Weinheim/München 1995. Bonfadelli, Heinz/Bucher, Priska (Hrsg.): Lesen in der Mediengesellschaft. Stand und Perspektiven der Forschung, Zürich 2002. Groeben, Norbert/Hurrelmann, Bettina (Hrsg.): Lesesozialisation in der Mediengesellschaft, Weinheim/München 2004.

Problemen äußern, wofür nach Böhme schließlich auch „Tausende von Germanisten aus öffentlichen Mitteln bezahlt“ (S. 27) werden:

„In einer politischen Perspektive, die eine Abwägung evidenter gesellschaftlicher Bedürfnisse vornimmt, könnte es entschieden plausibler erscheinen, anstelle der Germanistik z.B. die Fremdsprachenphilologien (Internationalisierung der Gesellschaften) oder die Medienwissenschaften (steigende Bedeutung der nicht-schriftzentrierten Medien) zu fördern. Wieder einmal scheint es also dringlich, Selbstverständnis und Perspektiven der Germanistik zu diskutieren – diesmal nicht im Rückblick auf ihre (faschistische) Vergangenheit (60er Jahre), die Herausforderung durch die Studentenbewegung (70er Jahre), auch nicht hinsichtlich der Frage nach Theorie- und Methodenparadigmen (80er Jahre), sondern im Blick auf die abzusehenden sozialen, ökologischen und technologischen Problemfelder des 21. Jahrhunderts.“ (Böhme 1993: 29)

Ähnlich wie Böhme hatte ein paar Jahre zuvor bereits der 1939 geborene Scherpe (1988)³⁴¹ in seinem Eröffnungsvortrag zum Berliner Germanistentag 1987 argumentiert. Auch Scherpe distanziert sich von Marquard und dessen These, mit dem „klassisch-humanistischen Bildungsideal“ (S. 7) könnten die Modernisierungsschäden kompensiert werden. Zudem sei die moderne Literatur gar nicht kompensationsstauglich. Scherpe wendet sich aber auch gegen die jüngeren Anforderungen an das Fach, sich den hochtechnologischen Innovationen kritiklos zu unterwerfen („Stuttgarter Botschaft“).³⁴² Was Scherpe vorschwebt, ist also eine unruhige, eine ungezähmte, eine resistente Germanistik – eine Germanistik, die sich in der Tradition der 68er-Bewegung neueren Vereinnahmungsversuchen – von Seiten konservativer oder neoliberaler Kräfte – widersetzt, Vereinnahmungsversuchen, die unter dem (ideologischen) Deckmantel des Fortschritts den Menschen zum Objekt politischer oder ökonomischer Interessen degradieren:

„Marquard philosophiert jedoch einseitig über die mögliche *Entlastung* der gesellschaftlichen Modernisierung durch Kunst und Geisteswissenschaft, nicht aber über die *Belastungen* und *Überlastungen*, die (...) die Literatur der Moderne schon immer mit

³⁴¹ Scherpe, Klaus R.: Ist eine Modernisierung der Germanistik möglich? Gedanken und Vorschläge zur gesellschaftlichen Selbstbeteiligung unter hochtechnischen Bedingungen, S. 1-18 (Eröffnungsvortrag); in: Oellers (1988: Bd. 1).

³⁴² Scherpe (1988) setzt sich dabei auseinander mit der technologiefreundlichen Position von Späth, Lothar: Das Kabel – Anschluß an die Zukunft. Stellungnahme zu geplanten Kommunikationsmedien, Stuttgart 1981 und ders.: Wende in die Zukunft. Die Bundesrepublik auf dem Weg in die Informationsgesellschaft, Reinbek bei Hamburg 1985 und Haefner, Klaus: Die neue Bildungskrise. Herausforderung der Informationstechnik an Bildung und Ausbildung, Basel/Boston/Stuttgart 1982 und ders.: Mensch und Computer im Jahre 2000. Ökonomie und Politik für eine human computerisierte Gesellschaft, Basel/Boston/Stuttgart 1984.

sich führte und die in der Kunst und Wissenschaft unserer Zeit zum wichtigsten Problem geworden sind. Die Problemgeschichte der Moderne lehrt, daß es keinen reinen Quell des Guten, Wahren und Schönen gibt, aus dem zum Zwecke der moralischen und ästhetischen Entsorgung zu schöpfen wäre.“ (Scherpe 1988: 9, kurs. im Orig.)

Daß der Mensch zu seinem Schutz vor sich selbst mehr braucht als eine humanistische Bildung („Gymnasialunterricht“) habe die Geschichte bewiesen. Der Verweis auf den Nationalsozialismus belege dabei zweifelsfrei, daß sich das theoretische Hochhalten des Guten, Wahren und Schönen mit praktizierter Menschenverachtung ungestört vertrage. Wenn das „Böse“, das „Falsche“ und das „Häßliche“ aufkeimt, muß daher eine gesellschaftskritische Germanistik zur Stelle sein. Wenn Ideologien dem Menschen als Wahrheiten präsentiert werden, muß die germanistische Wissenschaft aufklären. Scherpe warnt deshalb davor, sich politisch konform zu verhalten bzw. sich aus der Politik herauszuhalten. Der Ratschlag lautet vielmehr, eine ideologiekritische Wächterfunktion auszuüben. Mit der Erfüllung dieser Funktion erhält sich nach Scherpe das Fach seine *gesellschaftliche Relevanz*³⁴³:

„Schützt Humanismus denn vor gar nichts? Die Frage ist geeignet, einen in Verzweiflung zu stürzen“, schrieb Alfred Andersch im Anhang zu seiner Schulgeschichte `Der Vater eines Mörders`, die vom Gymnasialunterricht eines gewissen Himmler handelt, welcher der Vater des Reichsführers der SS Heinrich Himmler war. Andersch war verzweifelt, weil er wußte, daß er eine rhetorische Frage stellte. Die historische Erfahrung hat gelehrt, daß Humanismus nicht schützt, schon gar keine Humanitätsideologie.“ (Scherpe 1988: 7)

Ein konkreter Vorschlag Scherpes beinhaltet die selbstbewußte Selbstdarstellung der Germanistik auch für ein breiteres Publikum, also in Funk und Fernsehen. Dabei rekurriert er einerseits auf die *Revolution von unten*, wenn er sich („ein Dutzend“) Wortführer wünscht, die für das Fach und seine Gegenstände öffentlich kämpfen, er rekurriert andererseits auf das Know-how von Marketing-Strategen, die die „Produkte und Projekte“ der Germanistik wie Konsumartikel promoten und dabei den größtmöglichen Werbeeffekt erzielen. Damit gelingt Scherpe der Spagat zwischen Kapitalismus und Kapitalismuskritik:

„Anders als Odo Marquard, der sich auf der Bamberger Tagung der Westdeutschen Rektoren wünschte, daß es fünf Geisteswissenschaftler geben sollte, die `noch alles

³⁴³ Konkret formuliert Scherpe (1988: 13) „Fünf Vorschläge zur germanistischen Selbstbeteiligung“.

könnten', wünsche ich mir ein Dutzend Germanisten, die unsere verschiedenen, zum Teil außerordentlich aufregenden Produkte und Projekte vor den Mikrofonen und Kameras darstellen könnten.“ (Scherpe 1988: 17)³⁴⁴

FAZIT: Die Verteidigung der (literaturwissenschaftlichen) Germanistik als politische Wissenschaft im Anschluß an die 68er-Tradition artikuliert auch ein neues Bewußtsein des Faches von seinem kritischen Potential. Aufgerufen wird die Germanistik als Philologie, die der Reduktion auf das „klassisch-humanistische Bildungsideal“ – das Gute, Wahre und Schöne – weiterhin trotzt und sich entsprechend auch gegen die Kompensations- sowie Zwei-Kulturen-These stellt. Dementsprechend garantiert nur gesellschaftliche Relevanz *außerhalb* des Elfenbeinturms dem Fach eine Zukunft alternativ zum Orchideendasein – so lauten Warnung und Ratschlag zugleich. Schöpfen sollte die Germanistik damit aus einer Quelle, die sie Ende der 60er Jahre schon einmal zum Sprudeln gebracht hat und auf die es sich lohnt, zurückzugreifen (*Ad fontes!*): der Ideologiekritik.³⁴⁵ Verändert gegenüber damals haben sich lediglich die „Gegner“ – seien es die „sozialen, ökologischen und technologischen Problemfelder des 21. Jahrhunderts“ (Böhme) oder das „Basic German“ (Scherpe). Fraglich ist, ob sich die Germanistik in ihrer Rolle und dem, was sie politisch zu bewirken imstande ist, hier nicht überschätzt.

DIE SCHRIFTKULTUR UND DIE SPRACHLICHE UND LITERARISCHE BILDUNG

Die Medientechnologie als Variante einer umfassenden Technologisierung erscheint in den folgenden Positionen noch deutlicher als „Gefahrenquelle“ für Mensch und Kultur. Neue technologiegestützte Kommunikationsformen setzen

³⁴⁴ Grundsätzlich ist Scherpe (1988) aber medienskeptisch, wobei der „Gegner“ seit 1968 noch einmal gewachsen ist: „Die Forderung der 68er Generation nach ‚gesellschaftlicher Relevanz‘ der Germanistik war ein Minimum gegenüber dem jetzt unabweisbar gebotenen Maximum an Realitätsorientierung in der multimedialen Landschaft und im Netzwerk der Informationssysteme.“ (S. 11) Oder: „Wünschenswerter wäre doch eine Einmischung in die laufenden Programme derart, daß eine Herausforderung entsteht an diese Minimalsprache in Wort und Bild, dieses Basic German, das in den Sendungen mit den hohen Einschaltquoten zu hören und zu sehen ist.“ (S. 17)

³⁴⁵ Vgl. auch Förster/Neuland/Rupp (1989: 1 ff. und 6 ff.). Gegenstand der (Ideologie-)Kritik ist nicht mehr die „nationale“ oder „bürgerliche“ Wissenschaft wie 1966/68, sondern eine Wissenschaft, die sich der – von ökonomischen Interessen dominierten – technologischen Modernisierung der Gesellschaft verschreibt. So plädieren die Autoren für ein „für das Fach wie aber auch für die Öffentlichkeit (wieder) politisiertes Wissenschaftsverständnis“ (S. 6). Damit ist die Wissenschaft nicht autark, sondern der Verbesserung der Gesellschaft verpflichtet und letztlich auch nur durch „Leistungsangebote“ an die Gesellschaft überlebensfähig (vgl. S. 9 und 12).

sich durch und verdrängen die Schriftkultur bzw. die sprachliche und literarische Bildung.³⁴⁶ Die Germanistik, die als Wissenschaft von der Schriftkultur und der sprachlichen und literarischen Bildung von diesem Wandel besonders betroffen ist, reagiert in unterschiedlicher Weise auf diesen Medienwandel, aus dem eine Marginalisierung (vgl. dazu im Folgenden) oder eine Aufwertung (vgl. dazu unter dem Aspekt Medialität) der Philologien geschlossen wird. Dabei werden für die Marginalisierung noch weitere fachexterne und -interne Ursachen benannt. Die „Bedrohung“ stützt so diejenigen, die die Bewahrung der Schriftkultur anmahnen: Im Angesicht der „Gefahr“ ist ein neues philologisches Selbstbewußtsein *im Elfenbeinturm* notwendig.

Die Germanistik ist eine schöne und seltene (und stachlige) Orchidee. – Geht in den Elfenbeinturm zurück!

Auf dem Berliner Germanistentag 1987 geht es auch Dyck (1988) in seinem schon erwähnten Plenarvortrag um eine Verteidigung der Germanistik, die auch er v.a. aus dem Blickwinkel der Literaturwissenschaft beleuchtet. Dyck ergreift jedoch für eine andere (literaturwissenschaftliche) Germanistik Partei als Böhme oder Scherpe dies tun. So skizziert Dyck die Germanistik als Heiligtum („Dichtung“, „Dignität“, „fruchtbare Durchdringung des Ehemaligen“, „Selbstaufhebung des Wissens“), das in den letzten Jahrzehnten entweiht wurde. Um die alte Würde wiederzuerlangen, empfiehlt Dyck den Rückzug in den Elfenbeinturm.³⁴⁷ Die Einmischung in die Politik habe dem Fach immer geschadet – sei es von rechts gewesen während des Nationalsozialismus oder von links zur Zeit der Studentenbewegung. Der einzig legitime Ort der Germanistik sei deshalb der Elfenbeinturm, wo sie sich als Wissenschaft in ihrer vollen Blüte entfalten könne und wo sie auch nicht in Versuchung gerate, Moden („entfremdeter Umgang mit

³⁴⁶ Dies ist ein Phänomen, das auch im öffentlichen Diskurs aufgegriffen wird und nach einer Behandlung seitens der Germanistik verlangt. So fordert Herzog (1999: 4): „Die Geistes- und Kulturwissenschaften – darunter auch die Germanistik – müssen sich mit dem Phänomen auseinandersetzen, daß die Schriftlichkeit immer mehr aus der Kultur verschwindet. Aber auf Schriftlichkeit und Sprachlichkeit beruht bisher unser ganzes Konzept von Subjektivität, Vernunft und Wahrheit. (...) Wir brauchen offensive Auseinandersetzungen über die gesellschaftlichen Konsequenzen der Bilder- und Informationsflut.“

³⁴⁷ Dies empfiehlt und verteidigt auch Thum, nach dem „sich eine Germanistik, die keine unmittelbare Beteiligung an den aktuellen politisch-kulturell-gesellschaftlichen Diskursen anstrebt, einer literaturwissenschaftlichen/philologischen ‚Grundlagenforschung‘ sowie einem aufgeklärt-humanistischen Bildungsideal verpflichten und ihre Arbeit mit den angedeuteten pädagogischen Zielen verbinden (sollte; U.S.). Sie wird dann stets mehr sein als eine bloße Kompensation von Defiziten, die durch beschleunigte technisch-wirtschaftliche Entwicklung entstehen.“ (S. 257) Vgl. Thum, Bernd: Germanistik als angewandte Kulturwissenschaft, S. 256-277; in: Oellers (1988: Bd. 1).

Dichtung und Literatur“; vgl. dazu unter „Die Einheit der Disziplin“ weiter unten) oder gesellschaftliche Erwartungen („Sinnggebung durch die Gesellschaft“) zu bedienen. Dyck schwebt also eine Germanistik *vor* der Studentenbewegung vor mit dem Unterschied, daß die faschistische Vergangenheit „abgetrauert“ wurde. Er setzt auf eine neue Philologie („Selbstbewußtsein“). Bis zu diesem Zeitpunkt (wenn er je erreicht werden kann) werde die eigene politische Verstrickung dem Fach noch schaden. Neuere Verstrickungen – auch und gerade gesellschaftliche Nutzenforderungen – sollte es daher möglichst meiden. Dazu rechnet Dyck auch das Abrutschen des Subjektiven ins Therapeutische, wie es in den 70er Jahren üblich geworden sei und das Dyck für den schlechten Ruf eines Wissenschaftsbegriffes, der die individuelle Erfahrung mit Literatur einbezieht, verantwortlich macht³⁴⁸:

„Bleibt der Abgesang. Die junge Generation wird hoffentlich, wenn die Geschichte des Faches einmal angeeignet und abgetrauert ist, ein Selbstbewußtsein zurückgewinnen, das der Bedeutung unseres wissenschaftlichen Gegenstandes angemessen ist. Statt neuen Methoden nachzujagen und dadurch einem entfremdeten Umgang mit Dichtung und Literatur Vorschub zu leisten, sollte das Fach seine Dignität als historische Wissenschaft wiedergewinnen. Walter Benjamin³⁴⁹ hat in seinem Aufsatz ‘Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft’ bedauert, daß die moderne Literaturgeschichte nicht daran denke, ‘vor ihrer Zeit durch eine fruchtbare Durchdringung des Ehemaligen sich zu legitimieren’. Für die zukünftige Legitimation des Faches hinge viel davon ab, ob die Germanistik der Selbstaufhebung des Wissens als Endziel der Wissenschaft entgegensteuern kann. Die wichtigste Voraussetzung dafür wäre aber, daß dieses Fach mit dem durch mangelndes Selbstwertgefühl erzeugten Schielen nach einer Sinnggebung durch die Gesellschaft aufhört.“ (Dyck 1988: 12)

Dyck belegt seinen Ratschlag zudem durch die Literatur selbst. Diese habe keinerlei gesellschaftlichen Einfluß (mehr). Wer etwas anderes behaupte – wie dies Oellers (1987)³⁵⁰ jüngst getan habe – gefalle sich in Gefühlsduselei („schieres Pathos“), wie Dyck den politischen Impetus der „Germanistik von Oellers“ charakterisiert: als ein romantisches Revival der 68er-Bewegung, das noch einmal den Glauben nährt, mit Literatur könne man die Welt verändern. Damit steht Dyck – der sich bisher als Ästhetizisten und Verfechter einer Elfenbeinturm-Germanistik zeigte – einer (ideologie-)kritischen Gesellschaftstheorie (Marx

³⁴⁸ Vgl. dazu Dyck (1985).

³⁴⁹ Dyck bezieht sich hier auf Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften, Bd. 3, Frankfurt 1972, S. 288.

³⁵⁰ Vgl. dazu weiter oben.

etc.), nach der immer noch das Sein das Bewußtsein bestimmt und nicht umgekehrt, überraschenderweise sogar näher als – der zu diesem Zeitpunkt Vorsitzende des DGV – Oellers, der an den Einfluß der Literatur (Bewußtsein) auf die Gesellschaft (Sein) glaubt:

„Faszinierend und beängstigend zugleich an dieser Anpassungsleistung ist die atemberaubende Geschwindigkeit, mit der sie sich vollzieht, besonders wenn der Germanistik von Oellers nachgerühmt wird, sie zeige, `wie deutsche Sprache und Literatur in ihren schönsten Äußerungen dazu drängen, Bestehendes (immer wieder) zu verändern´. Solche Aphorismen sind nichts weiter als schieres Pathos, das sich der Wirklichkeit überstülpt. Denn daß die Literatur Bestehendes verändere, glauben nicht einmal mehr die Dichter (...).“ (Dyck 1988: 7)

Dyck sieht denn auch eine größere Chance darin, im Elfenbeinturm gesellschaftskritisch zu agieren als außerhalb. Ein Rückzug in den Elfenbeinturm bedeute also nicht, der Gesellschaft den Rücken zu kehren. Vielmehr sei der Elfenbeinturm das letzte Refugium für Gesellschaftskritik, der einzige Ort, an dem Profitmaximierung und Konsum abprallen. Dieser Ort drohe verloren zu gehen, wenn das Fach auf den Zug neuer Forschungsfelder nur deshalb aufspringe, weil diese *en vogue* seien („Film, Funk und Fernsehen“; „Medienforschung“). Dann werde das Fach zum Sklaven eines Massengeschmacks, der heute so und morgen anders ausfallen könne. Auf ihm fremden Gebieten könne es nur „dilettieren“. Auch seinen Stachel entfalte das Fach nur auf eigenem Terrain. Die Frage nach ihrem „gesellschaftlichen Nutzen“ – wie sie Cramer gestellt habe – führe die Germanistik deshalb in die falsche Richtung. Wenn sie ihre Unabhängigkeit bewahren wolle, dürfe sie sich ihre Maßstäbe nur selbst setzen, und zwar nur als Wissenschaft („Gelehrsamkeit“). Dyck bringt also wissenschaftliche und gesellschaftliche Argumente, um seine Strategie – sich als Philologie treu zu bleiben – zu begründen:

„Thomas Cramer³⁵¹ sagte bei der Eröffnung des Germanistentages in Aachen 1982: `Nur wenn die Germanistik plausibel machen kann, welchen gesellschaftlichen Nutzen sie über die Produktion augenblicklich nicht benötigter Deutschlehrer hinaus stiftet, wird sie die kommenden Jahre überstehen´. Völlig falsch. Ein solcher Blick steht bereits unter dem Diktat der Angst, man könne es der Gesellschaft nicht recht machen und sie ließe einen im Stich. Das tut sie sowieso. Und was ist denn an unserer Gesellschaft, die durch den schnellen Verfall der Genußfähigkeit, des intellektuellen Interesses, der Liebe zur Literatur gekennzeichnet ist, so achtunggebietend, daß ihre Ansprü-

³⁵¹ Diese Eröffnungsrede Cramers ist nicht dokumentiert.

che für die Literaturwissenschaft verbindlich sein könnten? Auf keinen Fall sollte sie daher versuchen, ihre Untersuchungsgegenstände über die Literatur hinaus um Film, Funk und Fernsehen zu erweitern, sich die sogenannte Medienforschung einzuverleiben und zu hoffen, von deren Aktualität fiele ein Schimmer gesellschaftlicher Anerkennung auf sie selbst. 'Der geile Drang aufs große Ganze' sei das Unglück der Germanistik, hat Benjamin 1931 geschrieben, und wir brauchen heute nur zu ergänzen: und ihr unermüdlicher Dilettantismus. Denn wozu kann es führen, wenn ein Germanist, der seine Gelehrsamkeit an literaturhistorischen Fragestellungen erworben und unter Beweis gestellt hat, nun in sogenannten 'Filmseminaren' über die 'Semiotik des Films' redet, die er sich aus ein paar Büchern zusammengestoppelt hat?' (Dyck 1988: 12)³⁵²

Dyck läßt es sich nicht nehmen, gegen eine solche – von außen an das Fach herangetragene wie auch innerhalb des Faches vertretene – Strategie der Anpassung an den sog. Massengeschmack in aller Schärfe zu polemisieren, was wohl als Indiz für die Bedeutsamkeit dieses Streitpunktes für das Selbstverständnis des Faches gewertet werden darf. Dabei verwendet Dyck zwei Vergleiche: eine solche Strategie prostituiere sich („Röckchen hochheben“) oder verkaufe Unterhaltung („zum Tanze aufspielen“). In beiden Fällen wachse zwar die (finanzielle) Anerkennung seitens der Gesellschaft bzw. bestimmter gesellschaftlicher Gruppen, in beiden Fällen verliere die Germanistik aber auch ihren eigentlichen Wert, der darin liegen mag, sich gerade nicht an den Bedürfnissen der (Medien-)Konsumenten nach Unterhaltung auszurichten („es der Gesellschaft nicht recht machen“):

„Wer das Röckchen für die Gesellschaft so hoch hebt, wird natürlich auch gut bezahlt, wer Musik macht, die zum Tanze aufspielt, braucht sich um den finanziellen Segen nicht zu sorgen.“ (Dyck 1988: 13)³⁵³

Aber diejenigen, die die Germanistik ausbeuten wollen („in Dienst nehmen“), sind nach Dyck nicht ihr größter „Feind“. Dieser schlummere im Fach selbst, und zwar dort, wo Literatur nur dazu genutzt werde, den letzten Rest an Sinn zu vernebeln bzw. das eigene (literaturwissenschaftliche) Schaffen zu beweihräuchern. So reitet Dyck eine Attacke gegen die eigenen – den Poststrukturalismus rezipierenden – FachkollegInnen, wenn er diesen Inkompetenz („Kauder-

³⁵² Dyck bezieht sich hier auf Benjamin (1972: 286), um gegen die Medien zu argumentieren. Demgegenüber sieht Benjamin nach Frühwald u.a. (1991) in den Medien eine demokratische Chance. Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit.

³⁵³ Dyck bezieht sich in diesem Zusammenhang explizit auf Siegfried J. Schmidt. Vgl. dazu die Erwiderung Schmidts (1993) weiter unten.

welsch“) und Esoterik („dämmriges Arcanum der Geschwätzigkeit“) vorwirft. Demgegenüber verbündet sich Dyck im Auftrag der Aufklärung („Sprachkritik“; „helles Licht“) mit einer gesellschaftlichen Gruppe, die sich noch gar nicht konstituiert hat, aber offenbar darauf wartet, vom Fach endlich angesprochen zu werden („noch zu interessierende Öffentlichkeit“). Damit ruft Dyck die FachkollegInnen dazu auf, sich wieder mehr nach außen zu öffnen bzw. wieder größere exoterische Kreise anzusprechen, nachdem in den vergangenen Jahrzehnten letztere als Adressaten der Literaturwissenschaft vergrault worden seien:

„Anstatt die geistige Welt weiterhin mit Kauderwelsch zu bedienen, das sowieso nicht zur Kenntnis genommen wird, sollte die Germanistik es denen zurückgeben, die sie in Dienst nehmen wollen: Als *Sprachkritik*. Damit könnte sie eine wahrhaft aufklärerische Aufgabe zurückgewinnen, zu der sie allerdings Kompetenz braucht. Nur: Woher soll man die nehmen? Sprachliche Sensibilität und der bessere handwerkliche Umgang mit dem Wort wäre auch für die Hermeneuten und Historiker der Dichtung wünschenswert, weil ihre Schreibe dann das dämmrige Arcanum der Geschwätzigkeit verlassen und in das helle Licht einer noch zu interessierenden Öffentlichkeit treten könnte.“ (Dyck 1988: 15, kurs. im Orig.)

Die Germanistik ist eine Bildungswissenschaft. – Kehrt zu Euren philologischen Wurzeln zurück!

Auf dem darauffolgenden Augsburger Germanistentag 1991 verteidigt der 1942 geborene Witte (1993)³⁵⁴ in seinem Vortrag ebenfalls die Schriftkultur und die sprachliche und literarische Bildung, schlägt dabei aber eine andere Strategie ein. Die Marginalisierung der Germanistik bzw. germanistischen Literaturwissenschaft führt er auf mehrere Faktoren zurück. Fachextern gehöre dazu die „Auflösung der traditionellen ästhetischen Konventionen“ (S. 54), fachintern ein Paradigmenwechsel, der der Germanistik – und damit ist hier wieder v.a. die Literaturwissenschaft gemeint – den letzten Rest an gesellschaftlicher Anerkennung streitig gemacht habe, eine Anerkennung, die ihr vermittels ihrer Rolle im

³⁵⁴ Witte, Bernd: Radikale Philologie. Germanistische Literaturwissenschaft im kulturpolitischen Kontext, S. 54-59; in: Janota (1993: Bd. 4). Vgl. dazu auch Witte (1994). Dort heißt es, daß die Literaturwissenschaft auch Medienkritik leisten müsse. Die „kritischen Wertmaßstäbe“ (S. 116) dafür seien an der Literatur zu erwerben. In den letzten 30 Jahren habe die Kultur- und Wissenschaftspolitik in ihrer Orientierung auf „das technisch Machbare und das ökonomisch Profitable“ (S. 113) die Bedingungen der Schriftkultur zunehmend gefährdet. Die „intellektuelle Kultur“ (S. 113) und deren „denkerische Arbeit und Selbstreflexion“ (S. 113) sei auch durch die (technische) „totale Kommunikation“ (S. 113) in Frage gestellt, die den Medien- und Kulturbetrieb zunehmend präge. Dieser herrschenden Kultur, die auch die „Identität“ (S. 114) des Einzelnen bedrohe, müsse die literale Kultur „widerstehen“ (S. 126).

Erziehungs- und Bildungsprozeß des Menschen über einen großen Zeitraum hinweg zugebilligt worden sei.³⁵⁵ Die Germanistik hat damit alles verloren, worauf sie einmal ihre Bedeutung gründen konnte:

„Mit der hermeneutischen Auslegung der literarischen Kunstwerke war seit der deutschen Klassik das Versprechen einer `ästhetischen Erziehung des Menschen` verknüpft. Auf dieser Erwartung einer Bildung des ganzen Menschen durch die Beschäftigung mit Literatur gründete sich im letzten die gesellschaftliche Wertschätzung der germanistischen Literaturwissenschaft und ihrer Institutionalisierungen in Schule und Hochschule. Diese gesellschaftspolitische Fundierung ist durch die Transformierung der Germanistik in eine Text- und Kommunikationswissenschaft hinfällig geworden.“
(Witte 1993: 54/55)

Damit gibt sich Witte aber nicht geschlagen. Auch wenn sich ein ästhetischer Wandel vollzogen habe, auch wenn das Fach sich an neuen (nichthermeneutischen) Methoden und (nichtliterarischen) Gegenständen orientiert habe, auch wenn die Gesellschaft ihren alten Bildungsbegriff (angeblich) nicht mehr brauche bzw. ihre Wertediskussion seit der Mitte des 19. Jhs. in die (Massen-)Medien verlagert habe, der gesellschaftlichen Bedeutung der Literatur für den Menschen in Zeiten des Kapitalismus tue dies keinen Abbruch. Was der germanistischen Literaturwissenschaft not tue, sei eine neue philologische Offensive, eine Art Radikalkur, aus der eine totgeglaubte Germanistik als „Radikale Philologie“ wieder auferstehen kann. Dreh- und Angelpunkt für einen solchen Umbruch stellt nach Witte die Beschädigung einer Wissenschaft durch ihr fremde Methoden dar – gegen einen solchen „entfremdeten Umgang mit Dichtung und Literatur“ hatte sich schon Dyck ausgesprochen. Wenn das Fach wieder Bedeutung gewinnen solle, führe also kein Weg daran vorbei, fachfremder Wissenschaftlichkeit („falsches Paradigma einer `objektiven Wissenschaftlichkeit`“; vgl. dazu unter „Die Einheit der Disziplin“ weiter unten) eine Absage zu erteilen.³⁵⁶ Die Methoden der „hard sciences“ würden die notwendige Besinnung auf die eigenen philologischen Wurzeln verhindern und damit auf eine Beschäfti-

³⁵⁵ Vgl. dazu Kap. 2 dieser Arbeit.

³⁵⁶ Die Orientierung der Germanistik an den exakten Naturwissenschaften ist sogar in die exoterischen Kreise durchgedrungen. So konstatiert Herzog (1999: 3) im öffentlichen Diskurs: „Inmitten der Methodendiskussionen und der Schulstreitigkeiten, von denen natürlich keine Geisteswissenschaft je frei sein wird, gerät mitunter aus dem Blick, um welche Sache es eigentlich geht (gemeint ist die Sprache und Literatur; U.S.).“

gung mit Literatur, die als einzige geeignet sei, den Menschen gegen den Kapitalismus und dessen unmenschliche Folgen zu wappnen³⁵⁷:

„Um ihr (der Aufgabe der Literaturwissenschaft; U.S.) gerecht zu werden, muß sie (die Literaturwissenschaft; U.S.) vor allem das falsche Paradigma einer ‚objektiven Wissenschaftlichkeit‘ aufgeben, das sie von den Naturwissenschaften ausgeborgt hat und das doch – selbst im Zeichen positivistischer Faktenhörigkeit – niemals etwas anderes war als Anbiederung an den jeweils herrschenden Zeitgeist. Statt dessen muß sie sich endlich wieder ihrem eigenen Gegenstandsbereich zuwenden, dem literarischen Diskurs, in dem die früheren Diskurse aufgehoben sind. So verstanden, gründet sie auf einer gänzlich anderen Auffassung vom Tun des Menschen. Sie setzt die Arbeit voraus, die weder über die Natur noch über den Menschen Herrschaft ausüben will, die Arbeit an der Tradition im Text.“ (Witte 1993: 58)³⁵⁸

Dabei skizziert Witte den Idealfall einer „literaten Gesellschaft“, also eine Gesellschaft, die der literarischen Tradition die erste Priorität einräumt, im Gegensatz zu einer kapitalistischen Gesellschaft, für die die Geldvermehrung an erster Stelle steht. Witte baut so eine Opposition auf zwischen materiellen („ökonomische Profitmaximierung“) und immateriellen Werten („Gedächtnis“; „Wertorientierungen“), in die die Germanistik eindeutig eingeordnet werden könne. Insofern konzipiert Witte die Germanistik in der Bundesrepublik Deutschland bzw. in der kapitalistischen Welt – wie Dyck – als schöne und seltene Orchidee. Mehr noch als den Rückzug in den Elfenbeinturm empfiehlt er jedoch eine Rückkehr zu den eigenen philologischen Wurzeln – jenseits von vom Kapitalismus (und damit auch von den „Auftraggebern“ der Germanistik) höhergeschätzter (vermeintlich) „objektiver Wissenschaftlichkeit“. Dann erfülle sie auch wieder ihre politische/gesellschaftskritische Rolle („Gesellschaft als ganze“), wenn auch nur

³⁵⁷ Für sprachliche und literarische Bildung plädieren auch Griesheimer, Frank: Unmut nach innen. Ein Abriß über das Enttäuschende an der gegenwärtigen Literaturwissenschaft, S. 11-43, und Spinner, Kaspar H.: Bildung im Literaturstudium? Für eine hochschuldidaktische Neubestimmung, S. 180-197; in: Griesheimer/Prinz (1991). Statt an der *ethischen und ästhetischen Bildung des Einzelnen* mittels Literatur festzuhalten, feiere die Literaturwissenschaft ihren *Szientifizismus* als Schutzschild gegen von außen an sie herangetragene Krisen. Demgegenüber hält etwa Griesheimer (1991) am Anspruch des literarischen Werkes, „subjektiv-individuell erfahren zu werden“ (S. 31) fest und wendet sich gegen Exaktheitspostulate, die den literarischen Gegenständen nicht adäquat seien. Eine solche Erfahrung sei auch heute die Voraussetzung für individuelle Bildung als Aufgabe der Literaturwissenschaft. Auch eine Sprachwissenschaft – wie sie bspw. von Lothar Späth protegiert werde – fungiere als „Anbieter nämlich von je nach Bedarf abrufbaren kulturellen Informationen und sprachtechnischen Dienstleistungen für Industrie, Handel und Medien“ (S. 41). Sprachlos gemacht werde dabei die nicht abgerufene Information.

³⁵⁸ Vgl. im Gegensatz dazu Schmidt (1993) weiter unten.

indirekt durch die ethische und ästhetische Bildung des Menschen in der Auseinandersetzung mit der Literatur:

„Die solcherart verstandene literarische Tradition ist idealtypisch nur in ‚literalen Gesellschaften‘ zu verwirklichen, wie sie etwa im jüdischen Talmudstudium oder in der chinesischen Gelehrten-gesellschaft sich historisch ausgebildet haben. In einer zweckrationalen, auf ökonomische Profitmaximierung ausgerichteten Gesellschaft können sie nur als Randgruppen in Erscheinung treten. Aber auch in ihr sind sie notwendig, will die Gesellschaft als ganze nicht ihr Gedächtnis und damit ihre Wertorientierungen verlieren.“ (Witte 1993: 59).³⁵⁹

FAZIT: Die Verteidigung der (literaturwissenschaftlichen) Germanistik als einer Wissenschaft, die *im* Elfenbeinturm ihre schönen und seltenen Orchideen pflegt oder als Bildungswissenschaft zu ihren philologischen Wurzeln zurückkehrt (*Ad fontes!*), läßt auch ein neues philologisches Selbstbewußtsein erkennen. Dabei geht es nicht um Artenschutz, sondern um die Einsicht, daß es der Literaturwissenschaft nur im Elfenbeinturm als Ort reiner Erkenntnis gelingen wird, ihren Stachel zu behalten, d.h. kulturkritisch bzw. kapitalismuskritisch zu agieren. Dabei steht auch die Verteidigung einer „artgerechten“ Pflege – jenseits von dem Fach fremden Methodologien („Poststrukturalismus“; „Medienwissenschaften“; „hard sciences“) bzw. Szientifizierungsstrategien – auf dem Plan. Fraglich ist, ob sich das Fach auf diese Weise Gehör verschaffen kann.

DIE EINHEIT DER DISZIPLIN

Bisher wurde unter diesem Aspekt eine *literaturwissenschaftliche* Germanistik als Philologie verteidigt. Unberücksichtigt blieb dabei der Zusammenhang von Literaturwissenschaft und Sprachwissenschaft (und ihrer Didaktik). Um diesen Zusammenhang geht es im Folgenden. So ist ein Thema, das kontinuierlich auftaucht und das kontrovers gesehen wird, die disziplinäre Identität des Faches, die es nach 1966/68 zu verteidigen gilt oder die – bspw. zugunsten von Verbänden mit anderen Disziplinen – aufgegeben wird (vgl. dazu unter dem Aspekt Interdisziplinarität). So geht es hier um die Germanistik als Ganze, als Summe einer Reihe von Teildisziplinen, deren Einheit eine Abgrenzung *nach außen* und eine Verknüpfung ihrer Teilgebiete *nach innen* voraussetzt. Sprach- und Literaturwissenschaft entwickeln sich jedoch theoretisch und praktisch (institutionell) zunehmend auseinander³⁶⁰, während die (Fach-)Didaktik gegenüber der (Fach-

³⁵⁹ Vgl. im Gegensatz dazu Schmidt (1993) weiter unten.

³⁶⁰ Vgl. dazu etwa: Haß, Ulrike/König, Christoph (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, Göttingen 2003.

)Wissenschaft um ihre Anerkennung ringt, nicht bloßes Anhängsel an die „eigentliche“ Wissenschaft zu sein³⁶¹. Die Einheit nach innen – ein allgemein anerkannter Sprach- und Literaturwissenschaft verbindender Theorierahmen oder eine andere (äußere) Gemeinsamkeit – ist also immer weniger plausibel, und deshalb die Voraussetzung dafür, die Teildisziplinen zusammenzuhalten, immer weniger gegeben. Demgegenüber läßt die Forcierung einer Einheit der Disziplin über eine Abgrenzung nach außen – im Angesicht der (oben bereits erwähnten) Medientechnologie oder im Angesicht eines (oben auch schon angeklungenen) fachfremden Wissenschaftsbegriffes – mehr Konsens und damit auch mehr Erfolg erwarten. Die internen Differenzen erscheinen im Verhältnis zu diesen mächtigen (gemeinsamen) „Gegnern“ weniger groß. Gleichzeitig muß – um die Germanistik als Ganze zu erhalten – versucht werden, diejenigen zum Bleiben zu bewegen, die die disziplinäre Einheit des Faches „Germanistik“ verlassen wollen.

Die Germanistik ist als Philologie gefragt. – Verteidigt Eure disziplinäre Einheit gegenüber den neuen Medien!

Jäger (1995)³⁶² versucht, in seinem schon erwähnten Vorwort zum Aachener Germanistentag 1994 eine neue „*disziplinäre Identität*“ (S. 8, kurs. im Orig.) für das Fach zu definieren. Wie bereits beschrieben, wendet sich Jäger gegen die „Nationalitätsidee“ (S. 8) als Grundlage einer „Einheit als Disziplin“ (S. 8). Auch die Verbindung, die zwischen der Sprach- und der Literaturwissenschaft über die von außen an das Fach herangetragene Deutschlehrerausbildung entstehe, sei nicht ausreichend. Und auch der gemeinsame Gegenstand – die deutsche Sprache – sei für die Germanistik eine zu schwache Basis, um eine „wissenschaftliche Disziplin (zu) fundieren“ (S. 8/9). Für eine neue Identitätsbildung bzw. einen stärkeren Fachkonsens benötigt die Germanistik damit einen stärkeren „Gegner“, dem gegenüber sie sich nach außen abgrenzen, nach innen ihrer Gemeinsamkeiten versichern kann. Diesen „Gegner“ stelle die Medientechnologie bzw. – wie Jäger formuliert – die zweite „Medienrevolution“ (S. 9) dar. In

³⁶¹ Darüber hinaus wird etwa nach Lämmert die disziplinäre Einheit der Germanistik durch die „Spannung zwischen Lehrerausbildung und rein akademischer Ausbildung“ (S. 11) beeinträchtigt. Vgl. Lämmert, Eberhard: Die Geisteswissenschaften in der Hochschulpolitik des letzten Jahrzehnts. Zur Eröffnung des deutschen Germanistentages 1984, S. 1-23 (Eröffnungsvortrag); in: Stötzl, Georg (Hrsg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984, 1. Teil: Germanistische Sprachwissenschaft Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur, Berlin/New York 1985. Vgl. dazu auch Lämmert (1985b).

³⁶² Vgl. dazu auch Jäger (1993).

Opposition zur Medienkultur könne die Germanistik als die Wissenschaft von der Schriftkultur („literale Kultur als Ort des kulturellen Gedächtnisses“) ihre disziplinäre Einheit zurückgewinnen.³⁶³ In Opposition zur Medienkultur könne die Germanistik sich nämlich neu positionieren (vgl. dazu unter dem Aspekt Medialität): Mit der Macht ihres Opponenten, der auch als Gegenspieler der (literalen) „Gesellschaft“ ausgewiesen wird, wächst auch die eigene Macht im Kampf gegen den Erinnerungsverlust. Von einem Bedeutungsverlust der Germanistik kann also keine Rede sein, da mit der Größe der Bedrohung auch die Größe des „Drachentöters“ wächst. Der Aufruf an das Fach lautet daher, die Situation für sich positiv zu interpretieren: Eine immer seltener werdende Orchidee ist vor dem Aussterben zu retten. Damit erscheint die neue „disziplinäre Identität“ als Wahrer des „kulturellen Gedächtnisses“ um so heldenhafter:

„Eine neue disziplinäre Identität könnte dem Fach Germanistik – wie mir scheint – in der Tat in einer zweifachen Hinsicht zuwachsen: einmal dadurch, daß es – gerade vor dem Hintergrund der Konkurrenz *nicht-literaler Medien* – die grundlegende Bedeutung der *literalen* Kultur als Ort des kulturellen Gedächtnisses einer Gesellschaft offensiv verdeutlichte, der sowohl ihre *Erinnerungsfähigkeit* als auch ihr *Utopievermögen* weitgehend abhanden gekommen zu sein scheint, und zum anderen dadurch, daß es den Medienwandel kritisch begleitet, ohne ihn vorschnell kulturpessimistisch auszugrenzen.“ (Jäger 1995: 10, kurs. im Orig.)

Diese neue „Identität“ sollte nach Jäger auch nach außen transportiert werden. So sollte der bundesrepublikanischen Gesellschaft der „zentrale Stellenwert“ (S. 11) der Germanistik als „Sachwalterin des kulturellen Gedächtnisses“ (S. 11) deutlicher vermittelt werden. Dabei sei ein falsches Selbstbewußtsein („unaufgeregt“) ebenso fehl am Platze wie überhaupt keines. Hier kommt wieder die „Nüchternheit“ zum Ausdruck, von der weiter oben schon die Rede war: Germanistik und Selbstbewußtsein – diese Koalition soll eine „nüchterne“ sein, kei-

³⁶³ Ähnlich argumentiert Welbers, der die Stärke des Faches von seiner disziplinären Einheit abhängig macht: „Als problematisch an der Entwicklung zur immer stärkeren Ausdifferenzierung hat sich jedoch gezeigt, – daß ein Fach ohne disziplinäre Einheit im Hochschulunterricht kaum vermittelbar ist, – daß ein Fach ohne disziplinäre Einheit in der Öffentlichkeit kaum noch wahrgenommen wird, – daß ein Fach ohne disziplinäre Einheit auch intern kaum mehr sinnvoll kommunizieren kann, – daß ein Fach ohne disziplinäre Einheit besonders anfällig ist für ressourcenmindernde Eingriffe von außen.“ (S. 254) In der Mediengesellschaft obliege der Germanistik die „Tradierung und Aktualisierung des kulturellen Gedächtnisses, das in der deutschen Sprache und Literatur aufgehoben ist“ (S. 255). Vgl. Welbers, Ulrich: Germanistik: Die Zukunft der Bildung gestalten, S. 245-289; in: Welbers, Ulrich/Preuss, Michael (Hrsg.): Die Reformierte Germanistik. Dokumentation zur Düsseldorfer Studienreform, Düsseldorf 2000.

ne „pathetische“, eine „gelassene“, keine „aufgeregte“. Damit inszeniert Jäger das Fach als eines, das gelernt hat, sich politisch zu zügeln bzw. das eigene wissenschaftliche Ethos nicht emotionsgeladenen Interessen zu opfern. Damit führt Jäger auch eine politisch korrekte Disziplin vor. Selbstbewußtsein ist nach Jäger auch tatsächlich angebracht, denn der Wert der Germanistik steige mit dem Wert des kulturellen Gedächtnisses und dieser Wert sei im Medienzeitalter besonders hoch:

„Die Beiträge des vorliegenden Buches (Jäger 1995; U.S.) können als die gelassene Bestandsaufnahme einer philologischen Disziplin betrachtet werden, die sich vor dem Hintergrund tiefgreifender politischer, sozialer und medialer Veränderungen selbstbewußt und unaufgereggt ihren kulturellen Stellenwert und ihre disziplinäre Identität zu vergegenwärtigen sucht.“ (Jäger 1995: 12)

Die Germanistik verfügt also nach Jäger über ein wertvolles Gut („Gutenberg-Galaxis“), das sich im Interesse der Menschen („uns“) behaupten muß. Um diese Aufgabe zu meistern, empfiehlt Jäger eine Doppelstrategie: Nicht nur dem eigenen Paradigma muß gefolgt werden, sondern auch dem des „Gegners“ nachgeforscht. Die GermanistInnen sollten daher ihre Aufmerksamkeit auch auf die neueren Medientechnologien (Radio, Fernsehen, Computer etc.) lenken. Erst deren Analyse und Kritik verschaffe dem Fach einen sicheren Boden.³⁶⁴ Wer dagegen glaube, den Medienwandel ignorieren zu können, riskiere u.U., vom eigenen Territorium verdrängt zu werden³⁶⁵:

„Selbst wenn – und gerade wenn es so wäre, daß die *mikroelektronischen* und *audio-visuellen* Medien eine Bedrohung der Gutenberg-Galaxis darstellten, würde uns das nicht der Notwendigkeit entheben, angemessen zu verstehen, was uns bedroht. Nur wenn die sprachliche und literale Kultur des Gutenberg-Paradigmas die mediale Herausforderung auf dem technischen und wissenschaftlichen Niveau aufnimmt, auf dem

³⁶⁴ Vgl. dazu Böhme (1993: 35) und Scherpe (1988).

³⁶⁵ Die *wissenschaftlichen Argumente*, die im Wissenschaftsdiskurs naturgemäß am weitesten tragen, finden sich bei Jäger, L. (1993). So könne der Medienwandel dann zu einer „Krise“ (S. 43) für das Fach führen, wenn die Germanistik die „Auswirkungstrends der mikroelektronischen Revolution auf die orale und literale Kommunikation und Kommunikationsfähigkeit des Menschen“ (S. 46) *nicht* untersucht. Die Phase der Technologisierung der Schrift habe zu einer Entfaltung der kognitiven und individualisierenden Funktion der Sprache geführt, während in der Technologisierung der Oralität eine „ernsthafte Bedrohung der Sprachfähigkeit des Menschen“ (S. 50) zu sehen sei. Die Germanistik stehe dadurch vor der Entscheidung, ihren „Standort in der Informationsgesellschaft ernsthaft neu (zu) bestimmen“ (S. 53), d.h. ihre Bedeutung zu verdeutlichen, oder sich selbst im Sinne einer Hilfswissenschaft zu marginalisieren. Vgl. Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes, Opladen 1987.

sie stattfindet, wird sich etwa *literarische Bildung unter den Bedingungen der Medienkonkurrenz* behaupten können.“ (Jäger 1995: 10, kurs. im Orig.)³⁶⁶

Um den FachkollegInnen die Bedenken vor einer Öffnung gegenüber den „mikroelektronischen und audio-visuellen Medien“ zu nehmen, holt Jäger auch historisch aus. Zunächst einmal habe die Germanistik als Philologie ihre Geburt einem Medienwandel („Buchdruck“) zu verdanken, der in seiner Tragweite dem gegenwärtigen Wandel („Revolution“) entsprechen mag. Revolutionen sind damit nicht schon als solche negativ zu bewerten bzw. eine „Gefahr“ für das eigene Fach. Darüber hinaus vergleicht Jäger die Öffnung der klassischen Philologie gegenüber den sog. Vulgärsprachen mit der derzeit anstehenden Öffnung der neueren Philologien gegenüber den „nicht-literalen Medien“. Die Germanistik wäre also gar nicht entstanden, wenn sich die klassische Philologie nicht in die Niederungen der „Volkssprachen“ herabgelassen hätte. Auch die volkssprachlichen Philologien sollten daher den Mut haben („Schritt wagen“), sich auf neues Terrain zu begeben, auch wenn dieses Terrain wissenschaftliche Anerkennung noch nicht garantiert:

„Daß sich die Germanistik gerade als *philologische* Wissenschaft den tiefgreifenden Veränderungen unserer sprachlichen und literarischen Kultur stellen sollte, läßt sich nicht zuletzt aus den historischen Umständen ihrer Entstehung herleiten. Denn bereits in ihrer Genese als Einzelwissenschaft am Beginn des 19. Jahrhunderts ist sie das – wenn auch späte – Ergebnis einer Medienrevolution, der Medienrevolution, die der Buchdruck darstellte. Weil sich das literale Wissen nun schneller *verbreiten* ließ, als es ‚lesbar‘ wurde, weil es sich aus den *skriptographischen Speichern* einer durch den Klerus verwalteten Latinität in die *drucktechnisch* exponentiell sich ausweitenden Speicher der *volkssprachlichen Schriftlichkeit* ergoß, bedurfte es einer Wissenschaft, die Instrumente wie *Textkritik, Grammatik und Hermeneutik* bereitstellte, um die ‚Lesbarkeit‘ der Schrift sicherzustellen. Und ebenso, wie die Philologie im frühen 19.

³⁶⁶ Auch Voßkamp sieht für die Germanistik („Literaturwissenschaft“) unter dem Druck der „Mediengesellschaft“ die fachpolitische Notwendigkeit, sich dieser – wenn auch kritisch – zu öffnen, da sie sich andernfalls noch weiter ins Abseits („Isolierung“) manövriere: „Angesichts einer äußerst bedrohlichen Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses und einer beunruhigenden, weitgehenden Isolierung des Fachs von der literarisch interessierten Öffentlichkeit, kann sich die Literaturwissenschaft nicht allein auf ihre internen wissenschaftlichen Probleme konzentrieren. Will Literaturwissenschaft ihrer Aufgabe in einer technisch orientierten Mediengesellschaft gerecht werden, wird sie sich auch auf diesen Kontext einlassen müssen – nicht in der Weise schlechter Anpassung, sondern in der Form kritischer Reflexion.“ (S. 247) Vgl. Voßkamp, Wilhelm: Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, S. 240-247; in: Prinz/Weingart (1990).

Jahrhundert den Schritt von den `klassischen` zu den – wie Grimm sie nannte – `vulgarsprachen` wage, sollte sie sich heute – nach einer neuerlichen Medienrevolution – den nicht-literalen Medien nicht verschließen.“ (Jäger 1995: 9/10, kurs. im Orig.)

Die Germanistik ist als Philologie gefragt. – Verteidigt Eure disziplinäre Einheit gegenüber fremden Theorien und Methoden!

Böhme (1993) verteidigt die Germanistik – wie weiter oben gezeigt – nicht nur als gesellschaftlich relevante Wissenschaft, er verteidigt sie auch gegenüber einem „lieblosen“ Methoden- und Theorienimport, der nicht selten zu einem „Verschwinden des Gegenstandes“ (S. 34) geführt habe. Voraussetzung für einen gegenstandsadäquaten Umgang mit Sprache und Literatur, bei dem der Gegenstand *nicht* verschwindet, ist nach Böhme eine persönliche, ja „intime“ Beziehung des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin zum Gegenstand („Liebhaber“; „erotisches Verhältnis“). Damit bekennt sich Böhme zu einem Wissenschaftsverständnis, das seit dem Boom des naturwissenschaftlichen Objektivitätsbegriffes in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. bzw. mit dem Beginn der geisteswissenschaftlichen Selbstbestimmung (Dilthey etc.) gegen Ende desselben Jhs. immer wieder in Frage gestellt wurde und sich bis heute gegen den Verdacht erwehren muß, keine ernsthafte Wissenschaft zu betreiben. Diesem Verdacht zum Trotz mahnt Böhme eine Rückbesinnung auf den *ureigenen Wissenschaftsbegriff* an. Auch die Internationalisierung werde falsch verstanden, wenn die Subjektivität des Forschers/der Forscherin fachfremden Wissenschaftsvorstellungen geopfert werde. Dabei zeichnet Böhme seine Vorstellung von (Sprach- und Literatur-)Wissenschaft als Produktionsstätte „lebendigen Wissens“, was zugleich impliziert, daß eine entsubjektivierte (Sprach- und Literatur-)Wissenschaft eine „tote“ Wissenschaft darstellt, die eben auch nur „tote“ und d.h. für den Menschen letztlich wertlose Erkenntnisse – dann im internationalen Maßstab – produziert. Wertvoll ist also eine Wissenschaft, die gegenstandsadäquat – *ihrem* Gegenstand adäquat – Erkenntnisse produziert. Dabei verdeutlicht Böhme auch, welchen Forschungsrichtungen er eine Zukunft prognostiziert bzw. mit welchen Forschungsrichtungen er der Germanistik eine Zukunft prognostiziert. So könnten Ästhetik und Sprachphilosophie der Germanistik wieder Leben einhauchen („vitale Mitte“) und ihr jenen „Kern“ bzw. „Minimalkonsens“ (S. 35) zurückgeben, den das Fach als Folge des „Szientifizierungsdrucks“ (S. 33) verloren habe, während ihr jene Theorien und Methoden, die gerade *en vogue* zu sein scheinen – wie etwa „Systemtheorie, Poststrukturalismus, Informatik und die Computerisierung des Wissens“ (S. 35) –, nur dazu verhelfen, ihr letztes Leben auszuhauhen. Damit stehen nicht nur Theorien und Methoden der Sozial- und Naturwis-

senschaften, sondern auch anderer Geisteswissenschaften in Bezug auf ihre Verwendbarkeit für eine philologisch orientierte Germanistik auf dem Prüfstand:

„Denn so, wie niemand Germanist werden sollte, der nicht Liebhaber der Literatur und der Sprache ist, so sollte auch niemand importierte Theorien als Lösungswege der Germanistik empfehlen, wer nicht zugleich an einer Theorie arbeitet, die sich vor nichts verantwortet als der Literatur und der lebendigen Sprache selbst. Das zuletzt erotische Verhältnis zum Gegenstand nämlich läßt den irreversiblen Zug zum Universalismus und zur Internationalisierung der Wissenschaft erst zur Chance eines *lebendigen Wissens* werden. Das Fehlen einer vitalen Mitte jedoch, nämlich einer Ästhetik und einer Sprachphilosophie, sowie das Fehlen einer gegenstandsnahen Phänomenologie hat zu der oft beklagten Diversifikation des Faches und seinen fruchtlosen Konkurrenzritualen geführt.“ (Böhme 1993: 33/34, kurs. im Orig.)

Um zu zeigen, wie verfehlt diese wohl weithin praktizierte Strategie ist – alles zu sein, nur kein Germanist (und das heißt hier Philologe) –, läßt es sich Böhme (1995) auf dem darauffolgenden Germanistentag 1994 in Aachen nicht nehmen, den Methoden- und Theorienimport als dilettantisch bzw. pseudo-interdisziplinär zu kennzeichnen. Damit gibt er jene FachvertreterInnen der Lächerlichkeit preis, die etwas anderes sein wollen als GermanistInnen bzw. PhilologInnen im klassischen Sinne. Ob es sich bei den geschilderten Exemplaren lediglich um Mythen oder um real existierende „Verirrte“ handelt, kann hier nicht entschieden werden:

„Auf Anhieb fallen jedem Beispiele dafür ein, daß Germanisten sich als die besseren Medienwissenschaftler anbieten, als Interkulturalitäts-Sachverständige auftreten, an soziologischen Theorien basteln, oder die community mit der Einsicht überraschen, daß alles Text sei und alle Texte Medien.“ (Böhme 1995: 52/53)

Böhme fordert denn auch eine „selbstbewußte Vertretung des gegenständlichen Kerns, der Literatur und der Sprache“ (S. 54) und teilt damit die Position von Scherpe (1988), Dyck (1988), Witte (1993) und Jäger (1995). Von einer solchen selbstbewußten Vertretung sei das Fach jedoch weit entfernt. Zurück zum „Ursprung“ – zu den Quellen – heißt nach Böhme aber nicht, daß das Fach philologisch vergreisen („Konservierung“) soll. Eine Philologie, die sich auf sich selbst (rück-)besinnt und zugleich gegenüber Neuem aufgeschlossen bleibt, sei dieser „Gefahr“ nicht ausgesetzt. Böhmes Rat lautet daher, in der Auseinandersetzung

um das richtige Wissenschaftsverständnis der eigenen Tradition gegen alle Widerstände („Verdrängen“) treu zu bleiben³⁶⁷:

„Sie ist dadurch jedoch eine Art Importwissenschaft geworden und zahlt den Preis, der für Modernisierung durch Anpassung an externe Standards zu zahlen ist: dieser Preis ist der Kontaktverlust zu Traditionen des Faches und seinen Gegenständen. D.h. hier: ein Verdrängen des hermeneutisch-kulturwissenschaftlichen Ursprungs der Linguistik zwischen Herder und Humboldt sowie der Ästhetik und Hermeneutik als Grundlagen wissenschaftlicher Analyse von Literatur. *Darin* liegt die Bewußtseinskrise der Germanistik. Ich rede damit keineswegs einem Selbstverständnis das Wort, das auf Konservierung der Tradition aus ist. Selbstverständlich sollen die Wandlungsprozesse, die etwa durch die Neuen Medien oder das Ende des Dualismus eingetreten sind, sollen die technischen und kulturellen Folgen der dritten industriellen Revolution als epochale Herausforderung verstanden und in Lehre und Forschung thematisch werden. Und gewiß sollte die Germanistik ihre Empfindlichkeit für Entwicklungen in anderen Disziplinen bewahren.“ (Böhme 1995: 55, kurs. im Orig.)

Die Germanistik ist als Philologie gefragt. – Verteidigt Eure disziplinäre Einheit gegenüber Abtrünnigen!

Wie weiter oben bereits angedeutet, haben sich die Linguisten am entschiedensten von der Germanistik separiert – ein Phänomen, dem der DGV als institutioneller Wahrer der Einheit des Faches nicht tatenlos zusehen konnte. So läßt der 1924 geborene Lämmert (1985) in seinem Eröffnungsvortrag auf dem Passauer Germanistentag 1984 schon vor deren offiziellem Ausstieg, wie er 1991 in Augsburg schier unausweichlich wurde, durchscheinen, welchen Aufwand der Verband betreiben mußte, die Linguisten bislang davon abzuhalten, der Germanistik („herkömmliche Sprach- und Literaturhistorie“) gänzlich den Rücken zu kehren. Wenn sich Teildisziplinen also inhaltlich – in ihrem theoretisch-

³⁶⁷ Ähnlich argumentiert Arntzen (1996), nachdem er der Germanistik und insbesondere auch dem Studienfach Germanistik einen völlig desolaten Zustand bescheinigt hat. Den Grund für diesen Zustand findet Arntzen in der Unsicherheit dieser Wissenschaft hinsichtlich ihrer eigenen Voraussetzungen und Fundamente, die das Fach von Anfang an weg „von der Frage nach der Sprachlichkeit der Sprache und der Literarizität der Literatur“ (S. 31) geführt habe. Auf die Sprache und die Literatur müsse die Germanistik aber ihren Fokus richten, weil diese „universelle und erste Gegenstände“ (S. 95) seien. Auch wenn sich die Germanistik ihrer selbst nicht gewiß sei, stehe ihr doch der Status als „Universalwissenschaft“ (S. 15) zu. Die „*natürliche Sprache als deutsche Sprache und (deutsche) Literatur*“ (S. 15, kurs. im Orig.) finde sich nämlich „vor und in allen Wissenschaften, insofern sie sprachlich verfaßt sind und Wirklichkeit erfassen wollen“ (S. 15). Durch diese (Einfachst-)Definition gelingt Arntzen eine Überhöhung der philologischen Gegenstände der Germanistik wie der Germanistik selbst – als Philologie.

methodischen Wissenschaftsverständnis – von ihrem Ursprungsfach entfernen, sollten sie diesem Ursprungsfach wenigstens noch formal „verbunden“ bleiben. Auf diese Weise kann die Germanistik zumindest nach außen – etwa für die Öffentlichkeit – ihre disziplinäre Einheit behalten, auch wenn die interne Kommunikation bereits eingestellt worden ist.³⁶⁸ Aus dieser Strategie spricht vielleicht auch die Hoffnung, daß das Festhalten am äußeren „Verbund“ eher die Voraussetzung bietet für eine neue fachliche Verständigung als das vorschnelle Aufgeben angestammter Teilgebiete, deren erneuerte („gewandelte“ wie Grewendorf sagt) theoretisch-methodische Präferenzen u.U. auch nur temporär begrenzt gelten bzw. einmal neuen „Revolutionen“ weichen könnten:

„Auch der Germanistenverband hat zu spüren bekommen, welche Mühe es kostete, die neue, erfolgreiche, und schnell gefestigte Zunft der Linguisten der herkömmlichen Sprach- und Literaturhistorie verbunden zu halten.“ (Lämmert 1985: 12)

Lämmert deutet den „Riß“ (S. 5), der durch die Germanistik geht, als Symptom für einen umfassenderen Prozeß. So seien „viele Geisteswissenschaften“ von einer Spaltung betroffen. Diese Spaltung legt ein den „soft sciences“ („historisch orientierte Bildung“) verpflichtetes und ein den „hard sciences“ verpflichtetes Lager frei. Diese Lager dienen auch unterschiedlichen Herren, von denen der eine („Industriegesellschaft“³⁶⁹) immer mächtiger geworden sei:

„So ist etwa die lang verzögerte und dann stürmische Entwicklung der synchronen Linguistik als einer Sprachhandlungswissenschaft nur ein Prototyp für vergleichbare jüngere Entwicklungen in vielen Geisteswissenschaften, die am Vorrang jener historisch orientierten Bildung, die diese Fakultät um 1800 zu ihrer besonderen Bestim-

³⁶⁸ Das Auseinanderfallen des Faches an der Grenze von Sprach- und Literaturwissenschaft beschreibt auch Switalla: „Mit diesem doppelten Mangel – erstens an praktischer philologischer Übung, zweitens an kritischer philologischer Reflexion – ist, eher nebenbei, auch ein Stück weit der Zusammenhang der *Germanistik als philologischer Disziplin* verloren gegangen; für die Forschenden, die Lehrenden und Lernenden. Weder können nämlich heute die Dozenten und Studenten der Literaturwissenschaft von linguistischen Forschungs- und Beschreibungsmethoden profitieren, noch werden Linguisten in der Germanistik von literaturwissenschaftlichen Methoden profitieren wollen.“ (S. 236/237, kurs. im Orig.) Vgl. Switalla, Bernd: Die gegenwärtige germanistische Linguistik. Eindrücke und Mutmaßungen, S. 222-239; in: Prinz/Weingart (1990). Darüber hinaus beschreibt er auch das Auseinanderfallen der (germanistischen) Sprachwissenschaft: „Die Einheit der linguistischen Disziplin kann in der wissenschaftlichen Kommunikation nicht mehr hergestellt werden, denn zu verschieden sind die Sprachspiele der einzelnen Versionen und Varianten, zu exklusiv die inszenierten Situationen und Medien der wissenschaftlichen Kommunikation. Es sei denn, die Zunft reflektiert ihre Praxis und bringt ihr Selbstverständnis versuchsweise auf den Begriff.“ (S. 239)

³⁶⁹ Heute – 20 Jahre später – würde man wohl eher von der Informationsgesellschaft, der Wissensgesellschaft oder der digitalisierten Gesellschaft sprechen.

mung geführt hatte, noch unentwegt festhielten, während die Industriegesellschaft daneben andere Bildungsmuster immer zwingender herausforderte.“ (Lämmert 1985: 5)

FAZIT: Aus der Verteidigung der disziplinären Einheit der Germanistik folgt auch eine Stärkung des Faches. Voraussetzung dafür ist die Rückbesinnung auf die eigenen Quellen (*Ad fontes!*), d.h. auf die eigenen Gegenstände und ureigenen Theorien und Methoden – jenseits der neuen Medien und jenseits „fachfremder“ Theorien und Methoden. Damit wagt sich eine Germanistik hervor, die – von der Medialisierung überrollt, aber auch von der Szientifizierung der vergangenen Jahrzehnte, d.h. der Idealisierung „harter“ Wissenschaftlichkeit, eingeschüchtert – eine neue Identität als Philologie offenbart, nicht zuletzt, um ihrer disziplinären Selbstauflösung zu entgehen. Dabei müssen bereits „Abtrünnige“ zumindest institutionell gehalten werden. Die (diskursiven) Bemühungen, die Germanistik als *ein* Fach zu bewahren, stellen so den Versuch dar, die subdisziplinäre Ausdifferenzierung im Wissenschaftssystem – wie sie Stichweh (2004) prognostiziert – zum Stillstand zu bringen.³⁷⁰ Fraglich ist, ob dies gelingen kann, wenn nur Teile des Faches dieses Ziel verfolgen.

³⁷⁰ Vgl. dazu Kap. 4 dieser Arbeit.

3.1.4 Medialität

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach dem – schon unter dem Aspekt Philologie angesprochenen – Selbstverständnis der Germanistik als „Medienwissenschaft“ nach 1968. An dieser Stelle wird die *Fachgrenze* besonders energisch verteidigt, aber auch besonders großzügig überschritten. Die Veränderung der Medienlandschaft und des Mediengebrauchs in den letzten Jahrzehnten stellen die Schriftkultur und die philologisch ausgerichtete Germanistik vor eine neue Situation, die z.T. kontrovers diskutiert wird. Während im vorhergehenden Abschnitt Positionen angeführt wurden, die den neuen „Bildungsgütern“³⁷¹ in Bezug auf das eigene Fach eher skeptisch gegenüberstehen, werden im folgenden Abschnitt Positionen zu Wort kommen, die den „Medienwandel“ als ein Phänomen behandeln, dem sich das Fach Germanistik (strategisch) wohlwollend öffnen sollte, wenn es seinen Bestand zu sichern beabsichtigt. Vorgestellt wird auch eine Position, die diese Öffnung so weit führt, daß sich das Fach Germanistik auch institutionell in seine Einzelteile (Teildisziplinen) *auföst*. Diese Einzelteile bestehen dann unter neuen Disziplinbegriffen (Medienwissenschaft etc.) fort.

DER FAKTOR „MEDIEN“ ALS ÄUßERER FAKTOR

In dieser Argumentation geht es um das Verhältnis der Germanistik zu den Medien bzw. zum (medien-)technologischen Wandel („neue Medien“) als einem gesellschaftlich-kulturellen fachexternen Faktor, der die Realität zunehmend definiert und dadurch auch das Fach zwingt, sich dazu zu positionieren. Abwehr oder Integration sind hier die Hauptalternativen, und die folgenden Reaktionen zeigen den Versuch, die Abwehr abzubauen und eine Integration vorzubereiten. Dabei wird die Strategie verfolgt, den „Feind“ als „Freund“ zu integrieren. Es kann also nicht darum gehen, im Angesicht der medialen Entwicklungen diese zu ignorieren und sich hinter die eigenen traditionellen Gegenständen zurückzuziehen. Ziel der diskursiven Anstrengungen ist deshalb, die Medien in ein Licht zu rücken, das sie als potentiellen Koalitionspartner ausweist. Ziel ist damit letztlich, die Wahrnehmung der Medien für das Fach umzudefinieren.³⁷² Gleich-

³⁷¹ So spricht etwa Schaefer in seiner Einführung auf dem Saarbrückener Germanistentag 1980 von Medien als „ernstzunehmendem Bildungsstoff unserer Zeit“ (S. VIII). Vgl. Schaefer, Eduard: Einführung, S. VII-VIII; in: ders: (Hrsg.): Medien und Deutschunterricht. Vorträge des Germanistentags Saarbrücken 1980, Tübingen 1981.

³⁷² Angeknüpft wird hier also an eine Sichtweise, die davon ausgeht, daß die „Realität“ auch immer „konstruiert“ wird. Darüber hinaus spielt etwa nach Hacking (1999) für die Wissenschafts- bzw. Fachentwicklung auch die „außertheoretische Funktionalität“ (Mannheim) von Theorien, Methoden, Gegenständen etc. eine Rolle.

zeitig wird nach außen (Öffentlichkeit; Politik etc.) eine aufgeschlossene Haltung gegenüber den Medien demonstriert. Dies hat zwei Effekte: Die Germanistik kann expandieren, wenn sie die Medien als (würdigen) Gegenstand akzeptiert, und sie kann ihre „Orchideen“ retten, besser retten sogar, da der „Orchideengarten“ insgesamt wächst – wobei der darin enthaltenen Behauptung, daß es sich bei den traditionellen Gegenständen der Germanistik um exotische (Luxus-)Gegenstände handelt, selber widersprochen wird.³⁷³ Der vermeintlichen „Krise“ im Elfenbeinturm kann also entgegengesteuert werden, wenn das Fach offensiv, d.h. die Medien integrierend, gegen seine Marginalisierung antritt und sich ausweitet. Die Botschaft zahlreicher Eröffnungsredner an die FachvertreterInnen seit den 80er Jahren lautet daher, die eigene Kulturkritik über Bord zu werfen und den Wandel zu nutzen – und setzt damit auf Erneuerung durch Erweiterung. Darüber hinaus bietet diese Terrain-Erweiterung auch eine größere Einflußmöglichkeit auf die – in den Medien stattfindende – gesellschaftliche Auseinandersetzung um Normen und Werte und damit auch mehr gesellschaftliche Resonanz.

Die Germanistik ist (auch) eine Medienwissenschaft. – Erweitert Euer Terrain!

Bereits zu einem relativ frühen Zeitpunkt nimmt Lämmert (1985) in seinem schon erwähnten Eröffnungsvortrag zum Passauer Germanistentag 1984 die rapiden Veränderungen innerhalb der Medienlandschaft – d.h. die „neuen Medien“ (S. 19) und die „elektronische Informationstechnik“ (S. 19) – zum Anlaß, auch über den Standort der Germanistik im Kontext dieser Veränderungen zu reflektieren. So sollte das Fach nach Lämmert den Veränderungen grundsätzlich positiv gegenüberstehen. Lämmert verfolgt daher die Strategie, die Medien in der diskursiven Selbstverständigung in ein positives Licht zu rücken – nicht zuletzt, um der Öffentlichkeit eine Öffnung des Faches zu demonstrieren. Lämmert beginnt damit, zunächst einmal die jahrtausendealte Verquickung zwischen der Bild- und der Schrifttradition aufzuzeigen (und unterläßt gleichzeitig, auf den mindestens ebenso alten Bilderstreit hinzuweisen). Damit stellt er die aktuelle Lage in eine lange historische Tradition. So wären schon die ältesten „Schriftgelehrten“ Bildforscher (Hieroglyphen etc.) gewesen und eine Germanistik, die sich heute Bildern zuwendet, werde sich und ihrem philologischen Ethos nicht automatisch untreu. Der Beruhigungseffekt, der dabei eintritt, beruht auf dem Glauben (oder Topos), daß etwas Altbekanntes nicht gefährlich sein kann. Als nächstes charakterisiert Lämmert die Medien. Diese seien kein „Unglück“, son-

³⁷³ Vgl. dazu Jäger (1993) und Arntzen (1996) weiter oben.

dem ein „Geschenk“, das noch gar nicht ausgepackt worden sei. Dieses Auspacken übernimmt Lämmert für die Disziplin und präsentiert einen Katalog von Vorteilen, die in der Terrain-Erweiterung und -veränderung liegen und um die die KollegInnen aus früheren Jahrhunderten die GermanistInnen heute beneidet hätten („neue Synopsis der Künste“). Dabei rückt er die – unter kulturkritischer Perspektive weithin pejorativ gebrauchten – Medien zugleich in die Reihe der Künste, womit die Aufwertung perfekt ist. Auf dem Höhepunkt seiner Lobrede packt Lämmert noch einen Trumpf aus, mit dem der letzte Zweifler überzeugt werden kann: die Studierenden. Mit neuen „Berufsfeldern“ in der Medienlandschaft können den Studierenden endlich wieder Perspektiven geboten werden, was mit der traditionellen Germanistik schon lange nicht mehr geht. Der Erweiterung stehe aber weithin das eigene philologische Ethos („Historie ihrer Gegenstände“) im Wege. Dabei skizziert Lämmert ein ausgereiftes Fach („voll entwickelt“), dem für eine „Wendung“ die Beweglichkeit, ja Wendigkeit, vielleicht auch der Wille („Mühe“) fehlt. Die Botschaft lautet also, sich nicht auszuruhen auf dem Erreichten („Kodex der Gelehrsamkeit“), sondern wieder flexibler zu werden und – auch im Interesse der Studierenden als Vertreter der Gesellschaft – zu neuen Ufern aufzubrechen („praktische Produktion“):

„Schriftgelehrte hat es gegeben, seit die Bilderschriften entstanden, und wenn eine Zivilisation den Weg zu einer textbildlichen Kommunikation neuer Art einschlagen sollte, dann ist dies für eine Textwissenschaft nicht schon ein Unglück, sondern im Gegenteil, eine Herausforderung zur Ausweitung und Verwandlung ihrer Erkenntnisfelder, die sie als das Geschenk eines kreativitätsfördernden Widerstandes eher dankbar hinnehmen sollte. Neue Möglichkeiten zur Untersuchung der Texttransformation, zur Veränderung der kulturellen Interaktion und die unverhoffte Vorgabe zu einer neuen Synopsis der Künste, zu der frühere Jahrhunderte viel mühsamer den Weg suchten, liegen hier nicht nur als kaum schon erschlossene Forschungs- und Lehrgebiete greifbar nahe, sondern auch als Berufsfelder für Absolventen dieser Wissenschaft, die den Weg in den klassischen Lehrerberuf verschlossen finden. Dazu ist allerdings auch eine Wendung nötig, die eine bereits voll entwickelte Disziplin mit dem ihr eigenen Kodex der Gelehrsamkeit in der Regel nicht ohne Mühe vollziehen kann. Sie muß sich neu dazu bekennen, nicht nur in erster Linie die Historie ihrer Gegenstände zu lehren, sondern auch deren praktische Produktion.“ (Lämmert 1985: 18)³⁷⁴

³⁷⁴ Auch Schnell bezweifelt, daß die Fähigkeit zur Textanalyse ausreicht, um etwa im Medienbetrieb tätig werden zu können: „Wenn die elektronischen und die digitalen Medien für unsere Gesellschaft und in unserem Alltag immer wichtiger werden, muss sich dann nicht auch ein traditionell mit Texten befasstes Fach wie die Germanistik diesen Feldern öffnen,

Auf dem folgenden Germanistentag führt Oellers (1988)³⁷⁵ diese Argumentation fort. In seiner Begrüßungsansprache zum Berliner Germanistentag 1987 rät er der Germanistik, zu neuen Ufern aufzubrechen. Diese Ufer liegen – wie schon bei Lämmert – in der Terrain-Erweiterung („neues Terrain“) auch im Hinblick auf die Medien.³⁷⁶ Anders als Lämmert scheint Oellers jedoch zwiegespalten zu sein. Oellers versichert den FachkollegInnen und auch der Öffentlichkeit zwar, daß das Fach bereit ist („bleibt die Germanistik bemüht“), alles zu tun, um zu überleben („sich am Leben zu erhalten“). Dabei werde es sich auch nichttraditionellen Lehr- und Forschungsgegenständen zuwenden („andere Medien menschlicher Kommunikation“). Diese Strategie erscheint jedoch eher fachpolitisch, weniger in der Wissenschaft selbst begründet. Zumindest kommt Oellers Versicherung eher „bemüht“ daher, nachdem er selbst zuvor, auf den „tiefgreifenden Funktionswandel“ von Sprache und Literatur in der heutigen Zeit verwiesen hat. Oellers scheint also eigentlich auch eher kulturkritisch auf den Medienwandel zu blicken. Von seiner Rettung – als Zustand der Überwindung der „Krise“ – sei das Fach solange noch weit entfernt, bis Literatur und Sprache „in ihrem Wesen neu bestimmt werden können“. Was sich auch hinter dieser Formulierung verbergen mag, Optimismus im Hinblick auf die Zukunft des „gedruckten Buches“ spricht daraus nicht. Vielmehr sieht Oellers Literatur und Sprache zu Orchideen werden („verkümmern“). Diese „eigentliche Krise“ sei noch lange nicht im Griff. Diese Aussage von Oellers ist um so erstaunlicher als Oellers relativ zeitgleich (1987) in einem weiter oben bereits erwähnten Zeitungsartikel gegenüber der Öffentlichkeit die „Krise“ des Faches noch als „Krisengerede“ bezeichnet hatte. Die „Krise“ liegt also im Außen, in der Gesellschaft, die sich vom Buch mehr und mehr abwende. Bis die „Krise“ gemeistert sei, werde die Germanistik aber wissen, wie sie ihrer Endlichkeit zuvorkomme. Insofern signalisiert Oellers gegenüber FachkollegInnen und Öffentlichkeit, daß das Fach die Lage in den Griff bekommen kann, und zwar dann, wenn es sich öffnet, anstatt sich in jener verletzten Eitelkeit einzurichten, die durch den Bedeutungsverlust ihrer Gegenstände entstanden sei. Oellers erteilt so eine doppelte Mahnung: einmal an die Gesellschaft, die sich vom „Zeitalter der Technologie“ verführen läßt, und ein-

müssen sich nicht auch künftige Deutschlehrer in diese Bereiche einarbeiten, um für sich und ihre Schüler eine vermittelbare Medienkompetenz zu erwerben?“ (S. 243) Vgl. Schnell, Ralf: Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will, Reinbek bei Hamburg 2000.

³⁷⁵ Oellers, Norbert: Vorwort. Aus der Begrüßungsansprache bei der Eröffnungsveranstaltung des Germanistentages, S. V-VII (Vorwort); in: ders. (1988: Bd. 1). Die Rede von Oellers wurde aus nicht näher bezeichneten Gründen nicht vollständig dokumentiert.

³⁷⁶ Zur Terrain-Erweiterung im Hinblick auf die Methoden vgl. dazu unter dem Aspekt Methoden.

mal an die FachkollegInnen, sich nicht gekränkt abzuwenden, sondern den Garten zu vergrößern, damit auch die zu Orchideen degradierten Gegenstände ihren Platz behalten. Insofern plädiert auch Oellers für die Integration der Medien:

„Das Reden von den Krisen der Germanistik ist auch Symptom ihrer eigentlichen Krise, die darin ihren Grund hat, daß im Zeitalter der Technologie Literatur und Sprache einen tiefgreifenden Funktionswandel erfahren haben, der die traditionellen Lehr- und Forschungsgegenstände verkümmern lassen muß, wenn diese in ihrer Bedeutung, das heißt zugleich: in ihrem Wesen nicht neu bestimmt werden können. Unabhängig davon, ob das möglich sein wird, bleibt die Germanistik bemüht, sich nicht nur durch neue Deutungen von Altem, durch das Ausdenken und Anwenden neuer Methoden (die ja prinzipiell nicht zu begrenzen sind) am Leben zu erhalten, sondern auch neues Terrain zu gewinnen durch die Beschäftigung mit anderen Lebensäußerungen, mit anderen Medien menschlicher Kommunikation, als sie in gedruckten Büchern – dem bisherigen ‚Basismaterial‘ für Germanistik und Deutschunterricht – vorliegen. (...)“
(Oellers 1988: V/VI, Auslassung im Orig.)

Diese Argumentationslinie wird auch fachextern unterstützt. So versucht Welsch (1998) 9 Jahre später in seinem bereits erwähnten Eröffnungsvortrag zum Bochumer Germanistentag 1996, der sich v.a. an die Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer richtet, diesen die Angst vor dem Untergang des geschriebenen Wortes bzw. dessen künstlerischer Gestaltung zu nehmen – ein Untergang der auch das Fach Germanistik bedroht. Dabei begnügt sich Welsch damit, auf nicht weiter ausgewiesene Fakten („Prognosen widerlegt“) zu verweisen. Welsch dreht den Spies sogar um: In dem Maße, in dem die Medien an Bedeutung gewinnen, gewinnen auch die Bücher. Hier klingt Marquard an bzw. dessen Denkfigur, daß mit der Modernisierung (hier: „Mediatisierung“) auch der Bedarf an Tradition (hier: „Buchkultur“) wächst. Insofern müßten die GermanistInnen den elektronischen Medien dankbar sein, da diese den „nicht-elektronischen Erfahrungsweisen“ Grund für eine Renaissance verschaffen. Die Germanistik sollte also die „Mediatisierung“ willkommen heißen. Mit dieser „Schulung“ des „Schulpersonals“ scheint der Integrationsversuch der Medien in der *Praxis* angekommen:

„Die Doppelfigur von Mediatisierung auf der einen Seite und Revalidierung nicht-elektronischer Erfahrungsweisen auf der anderen Seite wird für das Fortleben der Literatur und des Interesses an ihr sorgen. Und auch für das Fortleben des Buches. Die vielfachen Prognosen vom Ende der Buchkultur – die uns die Elektronik-Freaks paradoxerweise immer in Büchern vortragen – sind längst widerlegt.“ (Welsch 1998: 38)

Zuletzt hat Gumbrecht (2001) als fachexterner Redner die Integration der Medien in die Hochschulgermanistik verteidigt. In seinem bereits erwähnten Eröffnungsvortrag zum Erlangener Germanistentag 2001 versucht auch er, der Germanistik ihre Krisenängste zu nehmen. Dafür zieht er den „Feind Nummer eins“ heran: Silicon Vally als den Ort, an dem die Computer herstellende Industrie ihren Hauptsitz hat. Der geballten Dichte an Technologie (bzw. deren Betreibern) weist Gumbrecht die Rolle zu, auszusprechen, was alle hoffen: Sprache und Literatur haben überlebt. Also selbst die Produzenten der „feindlichen“ neuen Medien wünschen sich insgeheim, ihr Tun möge das „Natürliche“ und das „Klassische“ nicht vernichten. Damit steht der „Feind“ plötzlich auf der eigenen Seite und kann nunmehr gelassen in die eigene Gefolgschaft aufgenommen werden. Diesen Zustand versucht Gumbrecht zu manifestieren, indem er die „neuen Medien“ zusätzlich schwächt. Dies gelingt ihm zum einen durch den Verweis auf deren Alter. Die Zeit des Sturm und Drang („heiße Jugendjahre“) sei vorbei, angriffslustiger würden die „neuen Medien“ nicht mehr. Das schlimmste ist also überstanden. Dies gelingt Gumbrecht zum anderen durch den Verweis auf die Stärke der „natürlichen Sprachen und ihre klassischen Diskurse“. Aus der ungestümen, wilden Zeit haben diese nämlich kaum einen Kratzer davon getragen („ganz robust überlebt“). So zerbrechlich scheinen die Philologien („Germanistik“ etc.) also nicht zu sein:

„Und selbst Silicon Valley hat längst mit Erleichterung registriert, daß die natürlichen Sprachen und ihre klassischen Diskurse – allen voran die Diskurse der Literatur – die heißen Jugendjahre der neuen Medien ganz robust überlebt haben.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Gumbrecht lobt denn auch die wissenschaftlichen Leistungen einer medienwissenschaftlich operierenden Germanistik, die auch neue Forschungsfragen und -methoden zulasse³⁷⁷:

„In der Arbeit der jüngeren und mittleren Generation ihrer Fachvertreter dominieren – unter dem neuen Disziplinen-Titel ‚Medienwissenschaft‘ – Fragen, die mit den historisch spezifischen und mit den metahistorischen Bedingungen der Konstitution und der Emergenz von Sinn befaßt sind – also nicht mehr mit dem bis dato fast ausschließlich vorherrschenden Paradigma der Interpretation als Identifikation verbindlichen Text-Sinns.“ (Gumbrecht 2001: 51)

³⁷⁷ Vgl. dazu unter „Sinnproduktion und Ideologie“ weiter unten.

Gumbrecht plädiert auch für Vielfalt, wenn es um die Definition bzw. Anlage des Faches geht. So empfiehlt er, unterschiedliche Konzeptionen zu belassen bzw. das Fach in seiner alten Form nicht völlig („mit Haut und Haaren“) aufzulösen. Sogar als „Nationalphilologie“ könne sich die Germanistik schließlich – wie weiter oben gesehen – noch nützlich machen und eine ihrer zahlreichen Qualitäten ausspielen.³⁷⁸ Die aktuelle Germanistik bestehe also gerade durch ihre Fähigkeit, vieles zu sein und nichts ausschließlich. So gesehen inszeniert Gumbrecht das Fach als Chamäleon, das sich in seiner Hautfarbe seiner Umgebung (also dem Wissenschaftsgeschehen einerseits, dem Zeitgeschehen andererseits) anpasst und anpassen sollte – d.h. sich durch eine Eigenschaft besonders auszeichnet und auszeichnen sollte, nämlich undogmatisch zu sein, auch was die Wahl seines Terrains und die Bearbeitung dieses Terrains angeht. Insofern zeigt Gumbrecht auch eine Liberalität des Faches auf, die fast bis zur Undefiniertheit reicht und leicht als Schwäche ausgelegt werden mag – sich tatsächlich aber um eine große Stärke handelt. So seien Universitäten

„disorderly places‘ (...), die vor allem dadurch belebt werden, daß die Spannungen zwischen verschiedenen Auffassungen dort nie definitiven Lösungen zugeführt werden können. Man sollte also keinesfalls die Germanistik mit Haut und Haaren in eine neue Medienwissenschaft verwandeln oder auch nur die Kulturwissenschaft (im Singular)³⁷⁹ zum verbindlichen Modell machen.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Die Germanistik ist (auch) eine Medienwissenschaft. – Mischt Euch in die gesellschaftliche Auseinandersetzung über Normen und Werte ein!

Zur Kanonfrage setzt sich wieder von Heydebrand (1993) in ihrem bereits angeführten Plenarvortrag auf dem Augsburger Germanistentag 1991 ein. Dabei argumentiert auch sie für eine Integration der Medien in den Gegenstandsbereich der Germanistik. Im Interesse einer Gesellschaft, deren Mehrheit andere Rezeptionsgewohnheiten aufweise und andere Orte gesellschaftlicher Selbstverständigung aufsuche als eine bildungsbürgerliche Germanistik sich dies vorzustellen geneigt sei, müsse sich das Fach auch den weniger bildungsbürgerlichen Gegenständen zuwenden, die über weniger „künstlerischen Rang“ verfügen. Dabei müsse es der Germanistik auch um die Definition eines nunmehr gesamtdeutschen Kanon nach der Wende gehen (vgl. dazu weiter oben). Von Heydebrand verfolgt somit eine Doppelstrategie: Mit der Ausweitung des Kanons auf neuere und einfachere bzw. *niedrigschwellige* (Medien-)Produkte gibt sie dem Massen-

³⁷⁸ Vgl. dazu unter dem Aspekt Nationalphilologie/Nationalkultur/nationale Identität.

³⁷⁹ Vgl. dazu unter dem Aspekt Kulturalität.

geschmack nach und kann mittels Terrain-Erweiterung das Fach sichern, während sie zugleich diese „Masse“ mittels Auseinandersetzung über einen (gesamtdeutschen) Wertekonsens quasi belehren will, statt lediglich – unbeteiligte – empirische Kanonforschung zu betreiben:

„Im ‚Kanon des Gegenwärtigen‘ muß die Literatur dem Film erheblichen Platz abtreten. (...) Aber auch unter Filmen muß dann bewußte Kanonbildung stattfinden – und nicht *nur* unter dem Gesichtspunkt des künstlerischen Ranges, sondern auch der Bedeutung für die Auseinandersetzungen in der Gesellschaft.“ (von Heydebrand 1993: 16, kurs. im Orig.)³⁸⁰

Das Fach rettet sich also nach von Heydebrand nur dann vor dem Untergang, wenn es sich den „Bedürfnissen vieler Bevölkerungsgruppen“ öffnet. Orchideenpflege bzw. der Rückzug in den Elfenbeinturm („esoterisch“) werde das Fach früher oder später marginalisieren. Ohne sichtbare gesellschaftliche Leistungen, die für eine Mehrheit akzeptabel sind, sei keine gesellschaftliche Anerkennung zu erwarten. Auch von Heydebrand empfiehlt also den Aufbruch zu neuen Ufern – einen Aufbruch, der auch in die „Niederungen“ hinabsteigt und dabei (nach der Wende) noch ein politisches Ziel verfolgt, nämlich sich wieder stärker in die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die Normen und Werte der Gesellschaft einzuschalten und dadurch wieder gesellschaftlich relevanter zu werden („neue, größere Anerkennung“):

„Wenn unser Fach in der Universität fortfährt, so esoterisch zu bleiben wie bisher weithin, wird es der Öffentlichkeit seine Notwendigkeit kaum plausibel machen können. Ein erweiterter Kanon, der die Bedürfnisse vieler Bevölkerungsgruppen aufnehme, und eine vielfältige, aber urbane Deutungspraxis wären in meiner Sicht ein Weg zu neuer, größerer Anerkennung.“ (von Heydebrand 1993: 22)

FAZIT: Über die Integration der Medien oder die partielle Definition als Medienwissenschaft soll die Germanistik eine Stärkung erfahren. Der Ruf lautet: *Brecht auf zu neuen Ufern!* Ob dies als Flucht nach vorne zu interpretieren ist, als Griff nach dem Rettungsring, oder als notwendige Erneuerung einer Wissenschaft, die sich mit der Zeit und deren Strömungen auseinanderzusetzen hat,

³⁸⁰ Auch Rupp sieht die Notwendigkeit, den Kanon um Gegenwartsliteratur, Medien und Kultur zu erweitern. Zudem müsse ein „nationaler Kanon deutschsprachiger Literatur Anschlussmöglichkeiten an die europäische und an die Weltliteratur“ (S. 83) enthalten. Vgl. Rupp, Gerhard: „Kanon tut not“ – Weiterarbeit am Kanon, S. 81-85; in: Welbers/Preuss (2000). Vgl. dazu unter den Aspekten Nationalphilologie/Nationalkultur/nationale Identität und Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit.

muss offen bleiben. Man wendet sich gegen eine Haltung, die sich als Orchideenfach im Elfenbeinturm gefällt und dabei – kulturkritisch – auf die (Massen-)Medien herabsieht. Fraglich ist, ob die Integration der „neuen Medien“ das Fach tatsächlich stärkt. Zumindest mit Blick auf die Schule sollte das Gewicht auf der sprachlichen und literarischen Bildung bleiben (vgl. Jäger, L.: 1993).

DER FAKTOR „MEDIEN“ ALS INNERER FAKTOR

In der folgenden Argumentation wird die Erneuerung des Faches von innen heraus motiviert – eine Erneuerung, die den Kern der Wissenschaft tangiert. So wird die – auch institutionelle – Transformation bzw. Selbstaflösung der Germanistik nicht nur aus gesellschaftlichen, sondern auch aus wissenschaftlichen Gründen heraus begründet. Diese wissenschaftlichen Gründe werden in der Gegenstandsadäquatheit gesehen. Welcher Ansatz der dem Gegenstand adäquatere ist – darum kreisen die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Naturgemäß verfügen wissenschaftliche Gründe in der Wissenschaft über die höchste Geltungskraft. Die folgende Argumentation stellt damit den (institutionellen) Bestand des Faches Germanistik tatsächlich in Frage.

Die Germanistik ist eine Medienwissenschaft. – Stecht unter neuer Flagge in See!

In seinem Plenarvortrag auf dem Augsburger Germanistentag 1991 unternimmt es Schmidt (1993)³⁸¹, nicht nur die Medien zu integrieren, sondern die (literaturwissenschaftliche) Germanistik selbst als Teil einer übergeordneten Medienwissenschaft auszuflaggen. Dabei läßt Schmidt keinen Zweifel daran, daß es ihm bei seiner Botschaft an die germanistischen FachkollegInnen nicht um die Medien, sondern um die Literatur geht, der „beizustehen“ sei. Insofern inszeniert er sich als nicht wirklich abtrünnigen Germanisten, sondern als Literaturwissenschaftler, dem es um die Sache (die Literatur) geht. Fernerhin gibt es für Schmidt offensichtlich auch keine Alternativen zu seinem Vorschlag, eine „empirische literaturwissenschaftliche Medienforschung“ zu etablieren. Dieses Konzept stellt für Schmidt den einzigen gangbaren Weg im „wissenschaftlichen Konkurrenzkampf“ dar:

„Nur eine professionell betriebene empirische literaturwissenschaftliche Medienforschung wird im wissenschaftlichen Konkurrenzkampf der nächsten Jahrzehnte überle-

³⁸¹ Schmidt, Siegfried J.: Literaturwissenschaft als interdisziplinäres Vorhaben, S. 3-19 (Plenarvortrag); in: Janota (1993: Bd. 2).

ben und als harter Konkurrenzpartner auch der Literatur in deren Konkurrenzkampf mit immer neuen Medien wirkungsvoll beistehen können.“ (Schmidt 1993: 16)

Um seine Strategie zu stützen, bringt Schmidt innerhalb und außerhalb der Wissenschaft liegende Argumente vor. Ein nicht zu vernachlässigendes Argument stellt für Schmidt die Erwartungshaltung der „Gesellschaft“ dar. Diese Gesellschaft setzt sich zunächst aus „Lesern und Leserinnen“ zusammen, also aus potentiell allen Gesellschaftsmitgliedern, sofern diese alphabetisiert sind. Den Ansprüchen dieser LeserInnen stellt Schmidt eine Literaturwissenschaft gegenüber, die sich mit „Meisterinterpretationen“ vom gemeinen Leser absetzt und gleichzeitig auch an dessen „Umgang mit literarischen Texten“ nicht interessiert ist. Schmidt weist so als seinen „Gegner“ eine von ihrem Expertentum trunkene, eine ignorante und eine dogmatische („Diskurspolizei“) Literaturwissenschaft aus, die über dem Laien und dessen Alltagslektüre nicht nur schwebt, sondern diese auch noch zu verurteilen sich anmaßt. Damit schließt Schmidt an ein Feindbild an, das schon 1968 bestand und dessen Etablierung gegenwärtig – also gut 20 Jahre später – offenbar wieder bekämpft werden muß. Dieses Feindbild beinhaltet eine Wissenschaft im Elfenbeinturm („Hölderlin- oder Kafka-Exegese“), die sich an der Gesellschaft und deren Bedürfnissen („lustbetont“) vorbeizelebriert, statt sich ihrer demokratischen Verpflichtung nach „Aufklärung“ mehr oder weniger aller lesenden Gesellschaftsmitglieder bewußt zu werden:

„Die Gesellschaft erwartet von der Literaturwissenschaft nicht nur neue Varianten der Hölderlin- oder Kafka-Exegese, sondern auch Aufklärung darüber, wie Leser und Leserinnen `tatsächlich` im Medienzeitalter mit literarischen Texten umgehen. Und vielleicht würde ja mancher auch mehr und lustbetonter Literatur lesen, säße ihm nicht die `Diskurspolizei` der Meisterinterpreten im Nacken.“ (Schmidt 1993: 14)

Mit einer solchen Situierung grenzt sich Schmidt nicht nur explizit von kulturkritischen Stimmen ab („deutsche Kulturkritik“), die ein gesellschaftliches „Krisensyndrom“ (S. 3) unterstellen, dem die Geisteswissenschaften abzuhelfen haben. Schmidt begründet diese Situierung auch auf der Basis einer Gesellschaftstheorie, und zwar der Luhmannschen Systemtheorie.³⁸² Diese definiere die Literaturwissenschaft als Teilsystem des Wissenschaftssystems und die (Geistes-)Wissenschaften als Teilsystem der „funktional differenzierten Massenmediengesellschaft“. Die Germanistik erscheint dabei als Subsystem der Teilsysteme Sprach- und Literaturwissenschaft. Eine solche Auffassung sei mittlerweile all-

³⁸² Vgl. Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1990.

gemein anerkannt („einschlägige Forschung“; „weitgehender Konsens“; „sinnvoll“). Schmidt versucht so, seinen sozialwissenschaftlichen Anschluß diskursiv aufwendig gegen Kritik aus den – immer noch kulturkritisch aktiven – (geisteswissenschaftlichen) eigenen Reihen abzusichern. Die Konsequenz seiner Annahmen ist, daß die Funktion des Wissenschaftssystems auf die Wahrheitsproduktion beschränkt ist, kulturkritische Funktionen somit obsolet sind. Eine weitere Konsequenz ist, daß der Ökonomie quasi kritiklos der Status des „Leitsystems“ (S. 4) eingeräumt wird:

„Im Unterschied zu diesen – aus der deutschen Kulturkritik wohlbekannten – Argumentationsmustern³⁸³ möchte ich von einer anderen Gesellschaftsbeschreibung ausgehen, die in der Soziologie und Historiographie seit langem erprobt wird: und zwar von der konzeptuellen Modellierung der modernen Gesellschaft als *funktional differenzierter Massenmediengesellschaft*. In der einschlägigen Forschung herrscht heute ein weitgehender Konsens darüber, daß es sinnvoll ist, die Entstehung der modernen europäischen Gesellschaften als Übergang von ständisch-feudalen zu funktional-differenzierten Organisationsformen zu beschreiben.“ (Schmidt 1993: 3, kurs. im Orig.)

Verständlicherweise hat sich eine solche Konzeption gegen eine starke (kulturkritische) Tradition zu stemmen, weswegen – wie weiter oben bereits beschrieben – Schmidt (schon zu einem früheren Zeitpunkt) innerhalb des Faches nicht nur auf Zustimmung, sondern auch auf heftigen Widerstand und scharfe Polemik gestoßen ist. So war die Definition von gesellschaftlicher Relevanz – wie sie u.a. Schmidt favorisiert – von Dyck (1988) auf dem Berliner Germanistentag 1987 als „Prostitution“ oder „Unterhaltung“ ausgelegt worden (vgl. dazu weiter oben). Schmidt weist diese Unterstellungen von sich und beruft sich auf die eigene (wissenschaftliche) Seriosität:

„Wer solche Überlegungen wie Joachim Dyck (1988, S. 12), als ‚Anpassungswillen, der vor nichts zurückschreckt‘ einstuft und mir – mit Namens- und Institutsnennung – unterstellt: ‚Wer das Röckchen für die Gesellschaft so hoch hebt, wird natürlich auch gut bezahlt (...)‘, der wird mit solchen Beobachtungskriterien wenig von dem bemerken, was sich in der Wissenschaftslandschaft wie in den Mediensystemen ereignet.“ (Schmidt 1993: 10)

³⁸³ Schmidt (1993) bezieht sich hier auf Marquard (1986), Lämmert (1985b) und Förster/Neuland/Rupp (1989).

Aber Schmidt bringt auch „rein“ wissenschaftsinhärente Argumente ins Feld. Dabei wendet er sich – anders als etwa Böhme (1993), der die Abgrenzung des Faches gegenüber anderen Wissenschaftstypen (Sozial- und Naturwissenschaften) oder (wie auch Dyck 1988) gegenüber Neuerungen anderer Geisteswissenschaften verfolgt – gegen das Wissenschaftsverständnis der traditionellen Philologie, die gegen theoretisch-methodische Neuerungen resistent sei. So liege ein wichtiges Argument für den Übergang zur Medienwissenschaft im Gegenstand der Literaturwissenschaft selbst: Ohne Blick auf die Umwelt („Differenz“) eines Mediums, könne auch das Medium selber („isoliert“) nicht erfaßt werden. Die Perspektive müsse daher von vorneherein auf die gesamte Medienlandschaft („Medienkonkurrenzsituation“) gerichtet sein. Damit nutzt Schmidt den Medienwandel, um die (neuere und ältere) Literaturwissenschaft neu zu fassen: Dies bedeutet eine neue Gegenstandskonstitution, das Bekenntnis zu theoretisch-methodischen Neuerungen und eine Ausweitung der Perspektive:

„Erst als spezielle Medienwissenschaft ist Literaturwissenschaft in der Lage, die *Spezifik* ihres Gegenstandes in Differenz zu anderen Medien klarer zu erfassen, statt – textontologisierend – diese Spezifik in den isolierten Text zu verlegen. Erst dann wird sie auch die historiographische Klärung der *Spezifik* historisch zurückliegender Texte voranbringen können, indem Auswirkungen der jeweils relevanten Medienkonkurrenzsituation auf die Produktion und Rezeption literarischer Texte hinreichend berücksichtigt werden.“ (Schmidt 1993: 10, kurs. im Orig.)

Diese Ausweitung überschreitet den Aufruf nach Terrain-Erweiterung – wie er oben beschrieben wurde. Die Medien sollen nicht nur einbezogen werden, vielmehr sei die Literatur selber fundamentaler Bestandteil einer Medienwissenschaft, die dann interdisziplinär zu operieren hätte. Zu kurz greife deshalb eine Konzeption, wie sie etwa Voßkamp vorgeschlagen habe. Schmidt rät der Literaturwissenschaft, sich aus der Germanistik herauszulösen, um sich dann an einem anderen institutionellen Ort – im Rahmen einer interdisziplinären Medienwissenschaft – anzusiedeln:

„Mein Postulat, Literaturwissenschaft solle bewußt zu einer speziellen Medienwissenschaft umgebaut werden, widerspricht Vorschlägen, Medienanalyse und Medienkritik lediglich zum erweiterten Aufgabenkreis der Literaturwissenschaft zu schlagen (so etwa Wilhelm Voßkamp 1990, S. 245). Es geht nicht um eine bloße Ausweitung des literaturwissenschaftlichen Forschungsbereichs, sondern um die wissenschaftliche Realisierung der Einsicht, daß in einer massenmedialen Gesellschaft *alle* genuin literaturwissenschaftlichen Fragestellungen die faktische Medieninterdependenz ihrer Unter-

suchungsgegenstände hinreichend berücksichtigen müssen, auch und gerade wo es um ästhetische Probleme geht.“ (Schmidt 1993: 10, kurs. im Orig.)³⁸⁴

Es stellt sich dann allerdings die Frage, wie eine Umwelt, die potentiell alles umfaßt außer das eigene System, noch eingegrenzt und erfaßt werden kann bzw. ob durch diese Großperspektive ein Gewinn an Schärfe zu erwarten ist.

FAZIT: Die theoretische Neusituierung der Literatur bedingt die Selbstauflösung des Faches Germanistik, auch wenn die Literaturwissenschaft dann an anderer (institutioneller) Stelle „unter neuer Flagge in See sticht“. Auch hier lautet der Ruf: *Brecht auf zu neuen Ufern!* Die Zeit der Kulturkritik ist endgültig vorbei. Die Germanistik hat sich den (Massen-)Medien bzw. den Nutzern dieser (Massen-)Medien zu stellen, und zwar empirisch und nicht normierend. In der Terminologie Luhmanns hat die Germanistik (dann als Medienwissenschaft) lediglich das Medienverhalten der Gesellschaft zu beobachten. Sie hat sich fernerhin zu verabschieden von der Vorstellung, mit der Beschränkung auf eine (elitäre) Klientel überleben zu können – eine Klientel, die als bildungsbürgerliches Lesepublikum eine Minderheit darstellt und die Zukunft der literaturwissenschaftlichen Germanistik nicht zu sichern imstande ist. Eine solche erweiterte Literaturwissenschaft (Germanistik) verläßt auch den Elfenbeinturm, da sie *gesellschaftlich relevante* Forschung betreibt, die immer auch in *Gesellschaftskritik* münden kann. Diese Einmündung erscheint jedoch in dem Maße unwahrscheinlich, in dem das Wissenschaftssystem sich aus der Beurteilung gut/schlecht (Moral) zurückzieht bzw. das ökonomische System als neue maßstabsetzende Instanz das Wissenschaftssystem dominiert. Gegen beide Entwicklungen tritt seit jeher die sog. Kulturkritik an.

³⁸⁴ Schmidt bezieht sich hier auf Voßkamp (1990: 245). Dort heißt es: „Linguistik, zeichentheoretischer Strukturalismus, sozialwissenschaftliche Fundierung, Rezeptionsforschung und Sozialgeschichte der Literatur zielen auf eine kultursemiotische Erweiterung der Literaturwissenschaft, die von `Texten` ausgeht und die Intermedialität von Text, Kunst und Film ernst nimmt. Medienanalyse und Medienkritik werden deshalb seither zu den Aufgaben der Literaturwissenschaft gerechnet. Daß die Literaturwissenschaft damit notwendig als allgemeine Kommunikationswissenschaft ausgerichtet sein muß, liegt auf der Hand.“

3.1.5 Kulturalität

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach dem Selbstverständnis der Germanistik als „Kulturwissenschaft“ nach 1968. Auch an dieser Stelle wird die *Fachgrenze* verteidigt oder überschritten. Dabei finden unterschiedliche Kulturbegriffe Verwendung, die die „philologische“ Ausrichtung des Faches mehr oder weniger zurückdrängen bzw. *auflösen* und z.T. kontrovers gesehen werden. Zwei prägende Kulturbegriffe werden im folgenden Abschnitt herausgegriffen.³⁸⁵

DIE KONZEPTION VON „KULTUR“

In dieser Argumentation wird zwischen den Kulturwissenschaften im Plural und der Kulturwissenschaft im Singular unterschieden. Im Plural („Kulturwissenschaften“) ist davon die Rede, daß die Geisteswissenschaften sich im Sinne Frühwalds u.a. (1991) als (Medien- und) Kulturwissenschaften modernisieren sollen.³⁸⁶ Im Singular („Kulturwissenschaft“) ist eine theoretisch-methodische Innovation gemeint, mit der die traditionelle Philologie transformiert wird. Dagegen wendet sich denn auch die Forderung nach „Rephilologisierung“.³⁸⁷ Die Erweiterung auf nichtliterarische, nichtsprachliche bzw. nichtschriftliche Gegenstände sprengt dabei den herkömmlichen Rahmen der Germanistik.

Daß innerhalb der Philologien die (Kultur-)Begriffsbildung noch nicht abgeschlossen ist, beweist die Verwendung des Kulturbegriffes bei Gumbrecht. Wie im Folgenden gezeigt wird, dreht Gumbrecht die eben vorgestellte Begriffsdefinition gerade mal um, wenn er die eine Richtung als für die Germanistik von Vorteil, die andere Richtung als für die Germanistik von Nachteil vorführt. Damit werden einige Widersprüche deutlich, wenn es um die Rezeption kulturwissenschaftlicher Konzepte geht – Konzepte, die die Philologien gleichwohl nicht ohne sich dazu zu positionieren an sich vorüberziehen lassen können.

³⁸⁵ Der Komplex „Interkulturalität“ gehört systematisch zum Aspekt Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit.

³⁸⁶ Vgl. dazu Kap. 1 dieser Arbeit. Auch Böhme (o.D.) teilt diese Begriffsverwendung. Vgl. <http://www.culture.hu-berlin.de/HB/volltexte/texte/kuwillex.html>.

³⁸⁷ Vgl. dazu auch die Kontroverse zwischen Müller und Böhme. Vgl. Müller, Hans-Harald: „Aus den fremdartigsten Säften zusammengebraut“. Die verlorene Einheit der Philologie und ihre Restitution im Medium der Kulturwissenschaft – Zwei Legenden, S. 12; in: Frankfurter Rundschau, 2.9.1997, und Böhme, Hartmut: Vorwärts ins 19. Jahrhundert? Die Kulturwissenschaft leistet notwendige Erneuerungen – Eine Entgegnung auf Hans-Harald Müller, S. 7; in: Frankfurter Rundschau, 14.10.1997.

Die Germanistik ist eine Kulturwissenschaft. – Erweitert Euer Terrain!

Auf dem Erlangener Germanistentag 2001 wertet Gumbrecht (2001) eine kulturwissenschaftliche Germanistik als Fortschritt, wie sie beispielsweise Kittler³⁸⁸ praktiziert. Eine solche Anwendung zeichne sich dadurch aus, daß sie nicht nur die traditionell geisteswissenschaftlichen Gegenstände („Literatur und Kunst“), sondern auch fremdes Terrain („Technik“) einbeziehe. Das ist die Definition von Kultur, die Frühwald u.a. eingeführt haben. Während Frühwald u.a. für diese Definition jedoch den Plural („Kulturwissenschaften“) verwenden, verwendet Gumbrecht für diese Richtung den Singular („Kulturwissenschaft“). Dabei könne er an Vorläufer („interessantere Richtung“) anschließen, die ebenfalls den Singular für die attraktivere Variante („Niveauanspruch“) reserviert haben:

„Neben den `Kulturwissenschaften` (im Plural) gibt es freilich eine interessantere Richtung, die ihren Niveauanspruch gerne durch den Singular `Kulturwissenschaft` unterstreicht. Unter Berufung auf Giambattista Vico und Martin Heidegger hat vor kurzem der Berliner Germanist Friedrich Kittler eine intellektuelle Tradition freizulegen versucht, in der als `Kultur` alles von Menschen Hervorgebrachte verstanden wird – Literatur und Kunst ebenso wie jegliche Form der Technik.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Die Germanistik ist (k)eine Kulturwissenschaft. – Vorsicht vor falschen Pfaden!

Als Rückschritt bewertet Gumbrecht eine kulturwissenschaftliche Germanistik, wie sie einige unbenannte KollegInnen praktizieren. Diese anonym bleibenden FachvertreterInnen werden als die „Feinde“ des Literarischen („literarische Texte“) bzw. stellvertretend für eine die Grenze überschreitende Öffnung vorgeführt. Dabei zeigen die Beispiele („Weinbau, Sport und Erotik, über Traditionen des Feierns, Mode oder Filme“), daß hier nicht nur das Gebiet der literarischen Texte, sondern auch das der sprachlich bzw. schriftlich verfaßten Gegenstände überschritten wird. Es geht hier also nicht nur um neue Themen, sondern auch um nicht in Textform existente Objekte, auf die nun vermehrt zugegriffen wird. Diese Objekte konstituieren das kulturelle Gedächtnis zwar mit – eine auf (literarische) Texte spezialisierte, philologische Germanistik sollte sich jedoch nicht (als Kulturwissenschaft) für diese Objekte zuständig erklären.³⁸⁹ Die Grenzgänger des Faches werden von Gumbrecht zusätzlich dadurch negativ konnotiert,

³⁸⁸ Gumbrecht bezieht sich hier auf Kittler, Friedrich A.: Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft, München 2000, der den „Kanon an unersetzlichen Texten“ (S. 12) gegen den Dilettantismus der *cultural studies* verteidigt.

³⁸⁹ Vgl. dazu Böhme (1993) weiter oben.

daß sie sich für Gegenstände hergeben, die auf der wissenschaftlichen Rangliste weiter unten stehen („etablierte Fächer“). Der Lächerlichkeit preiszugeben seien sie zudem wegen ihrer Unfähigkeit, wenigstens methodisch adäquat an diese neuen Gegenstände heranzugehen („als nähmen sie weiterhin ausschließlich Texte unter die Lupe“). Gumbrecht selbst nennt diese GermanistInnen „Dilettanten“, womit er ihnen jegliche wissenschaftliche Würde abspricht.³⁹⁰ Damit stellt Gumbrecht eine Spezies an den Pranger, einerseits um die der Philologie Treugebliebenen vor einer gefährlichen Adaption des Kulturbegriffes zu warnen und andererseits um in die richtige Richtung zu weisen („Kittler“). Hatte Gumbrecht seine präferierte Richtung in den Singular gesetzt, versucht er für die nunmehr stigmatisierte Richtung den Plural zu etablieren, was sich denn auch wieder mit der von Frühwald u.a. verbreiteten – und etwa von Böhme aufgenommenen – Definition diametral schneidet und für Verwirrung zu sorgen geeignet ist:

„Sie (die Germanisten; U.S.) nennen sich heute gerne „Kulturwissenschaftler“ (im Plural; U.S.) und schreiben nun nicht mehr ausschließlich über literarische Texte, sondern auch über Weinbau, Sport und Erotik, über Traditionen des Feierns, Mode oder Filme. Vor allem sprechen sie, wie man sieht, über solche Gegenstände, die von keinem der etablierten Fächer der Geisteswissenschaften in Anspruch genommen werden – und leider sprechen die dilettierenden germanistischen Kulturwissenschaftler dabei fast immer so, als nähmen sie weiterhin ausschließlich Texte unter die Lupe.“ (Gumbrecht 2001: 51)

In Gumbrecht (2002) kommt schließlich noch eine dritte Richtung ins Spiel. Das sind die „mit den Namen von Raymond Williams und Terry Eagleton assoziierten `Cultural Studies`“ (S. 28), die er – anders als Kittler dies tut – nicht abwertet und die zu der Klasse gehören, die gemeinhin als Kulturwissenschaft im Singular bezeichnet wird.³⁹¹

³⁹⁰ Ähnlich kommentiert im öffentlichen Diskurs Schneider (2001) diesen Aspekt: „Der Kulturalismus erschließt müden Textarbeitern erregende neue Forschungsfelder, etwa `die Bedeutung von Gartenbauzeitschriften für die Identitätsbildung des englischen Mittelstands`. Die fröhliche Interdisziplinarität gerät allerdings schnell in die Nähe des Dilettantismus.“

³⁹¹ Zur Kulturwissenschaft im Singular gehören zudem und vor allem die auf Geertz und Greenblatt zurückgehenden *cultural poetics*. Danach wird die (gesamte) Kultur bzw. Geschichte als Zeichensystem bzw. als Text gesehen. Die spezifische Bedeutung von Literatur liegt nach Greenblatt in der Aushandlung (Einhaltung und Überschreitung) von kulturellen Grenzen. Einbezogen werden jedoch auch nichtliterarische, nichtsprachliche und nichtschriftliche „Texte“, d.h. alle Bedeutungsträger – sei es Kleidung, sei es eine Dose Cola – *sind Text*. In diesen semiotischen Kulturbegriff ist auch der – besonders von der mediävistischen Literaturwissenschaft rezipierte – *New Historicism* (als Gegenbewegung zum *New Criticism*) eingeflossen, der wieder die Historie und den (kulturellen) Kontext gegenüber der Struktur präfe-

FAZIT: Die Erweiterung des Terrains auf nichtliterarische, nichtsprachliche bzw. nichtschriftliche *kulturelle Zeichen* kann im günstigsten Fall eine Stärkung des Faches, im ungünstigsten Fall seine Schwächung bedeuten. So kann ein „Korridor“ eröffnet werden, der einen Raum diesseits und jenseits einer Grenze markiert. Wird diese Grenze überschritten, arbeitet die Germanistik ggf. an der eigenen Selbstaflösung. Das Ausloten dessen, was an kulturellen Zeichen integrierbar ist, ist jedoch noch nicht abgeschlossen – wie nicht zuletzt die *terminologischen Unsicherheiten und Unschärfen* zeigen. Insofern wird hier zu einem ver-

riert und der eine Geschichtlichkeit von Texten (Nicht-Autonomie) und eine *Textualität von Geschichte* annimmt (vgl. Baßler 1995). Der Zugang zur Geschichte wird über die „überlebenden textuellen Spuren“ (Montrose 1995: 67) erreicht. Neben die diachronen Verbindungen tritt der „synchrone Text eines kulturellen Systems“ (Montrose 1995: 63). *Textualität* bedeutet nach Montrose, „daß der Referent eines linguistischen Zeichens nicht fixiert, daß die Bedeutung eines Textes nicht stabilisiert werden kann“ (S. 72). Gemeinsam ist den semiotischen Kulturkonzepten die Generierung neuer Gegenstände und neuer Herangehensweisen an diese Gegenstände („Mentalitätsgeschichte“, „Alltagsgeschichte“, „Gender Studies“). Vgl. dazu auch die *New Philology* und die *New Phylogeny*. Vgl. Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 1983. Greenblatt, Stephen: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern, Frankfurt 1995 (ersch. 1990). Baßler, Moritz (Hrsg.): New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Mit Beiträgen von Stephen Greenblatt, Louis Montrose u.a., Frankfurt a.M. 1995. Montrose, Louis: Die Renaissance behaupten. Poetik und Politik der Kultur, S. 60-93; in: Baßler (1995). Mit der Annahme der *Textualität* von Geschichte ist jegliche Geschichtsbetrachtung ein textuelles Konstrukt, das zwangsläufig Ideologie mit sich führt. So kann nach Oexle „historische Erkenntnis (...) gar nicht `Abbildung´ oder `Rekonstruktion´ von gewesener Geschichte sein; sie kann nur Konstruktion sein, allerdings (...) keine willkürliche, sondern eine an das historische Material gebundene, eine `empirisch´ fundierte also“ (S. 23). Vgl. Oexle, Otto Gerhard: Kultur, Kulturwissenschaft, Historische Kulturwissenschaft. Überlegungen zur kulturwissenschaftlichen Wende, S. 13-33; in: Das Mittelalter, hrsg. v. Fürbeth, Frank, Bd. 5, H. 1 (2000): Mediävistik als Kulturwissenschaft? Entsprechend mußte sich nach Oexle auch die Naturwissenschaft als „empirisch vorgehende Hypothesenwissenschaft“ (S. 24) definieren. Nach Oexle „widerlegt nicht (wie NIETZSCHE behauptet hatte) das subjektive Moment der Erkenntnis die Objektivität der Erkenntnis, sondern wird, als reflektierte Subjektivität, ein Moment der Begründung von Objektivität selbst“ (S. 24). Nach Schulze ist „die Frage, was bei der Untersuchung `herausgekommen´ sei, (...) zu ersetzen durch die Frage, welche Ansicht sich der Forscher auf Grund der Daten gebildet habe“ (S. 563). Vgl. Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt 1992. Weiter geht Goetz, für den im Anschluß an Fried und White „unsere Aussagen über das Mittelalter nicht einfach historische Aussagen über eine vergangene Epoche, sondern Aussagen über die Moderne und über uns selbst“ (S. 54) sind. Vgl. Goetz, Hans-Werner: Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999; Fried, Johannes: Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte, S. 291-316; in: HZ, 263, 1996; White, Hayden: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses, Stuttgart 1986. Danach ist vom fiktionalen Charakter der (Wissenschafts-)Geschichtsschreibung auszugehen. Nach Koselleck ist daher zu klären, „ob sich hinter ihren (gemeint sind die Historiker; U.S.) theoretischen Vorüberlegungen nicht sprachliche Deutungsmuster verbergen“ (S. 4). Vgl. Koselleck, Reinhart: Einführung, S. 1-6; in: White (1986).

haltenen Aufbruch (*Auf zu neuen Ufern!*) geraten und vor einer Selbstentfremdung gewarnt, die auch eine „feindliche Übernahme“ erleichtern würde. Dabei ist wieder kritisch anzumerken, daß mit Blick auf die Schule das Gewicht auf der sprachlichen und literarischen Bildung bleiben sollte.

3.1.6 Methoden

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach dem Methodenkanon der (literaturwissenschaftlichen) Germanistik nach 1966/68. Es geht um das Ausloten der *Grenze zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft* – eine Grenze, die zu besonders polemischen Äußerungen herausfordert. Damit einher geht erstens wieder die Frage nach dem Selbstverständnis des Faches als „hard“ oder als „soft science“ (vgl. dazu unter dem Aspekt Philologie). Damit einher geht zweitens die Frage, wie das Verhältnis zwischen (literarischem) Text und Gesellschaft zu denken ist, ob also das Kunstwerk als autonom oder als ins Gesellschaftliche eingewoben vorgestellt wird (vgl. dazu unter dem Aspekt Kulturalität). So war, nachdem die – in der bundesdeutschen Germanistik nach dem Nationalsozialismus vorherrschende – sog. werkimmanente Interpretation Mitte/Ende der 60er Jahre des vergangenen Jhs. wegen ihrer Gesellschaftsferne kritisiert worden war, Raum für neue methodische Auseinandersetzungen über den adäquaten Zugang zu Literatur. Im folgenden Abschnitt werden solche Positionen und Strategien gezeigt, die von der Verteidigung der Germanistik als „soft science“ bis zu deren Verabschiedung reichen. Dabei fällt auf, wie jeweils versucht wird, die eigene *wissenschaftliche Identität* – als Reflex auf eine ideologische (Methoden-)Geschichte – als eine ideologiefreie zu begründen.

SINNPRODUKTION UND IDEOLOGIE

Die Frage nach der Methode bzw. Methodologie spielt üblicherweise eine wesentliche Rolle für die Sinnproduktion. Was bei der Interpretation herauskommt, hängt schließlich davon ab, wie an die Werke/Texte/Diskurse herangegangen wird. Die Kontroverse dreht sich deshalb um die Wahl der adäquaten Methode(n) bzw. um das Verhältnis von Text und Interpret/Rezipient. So kann der Text – um gleich vorweg zwei gegensätzliche Positionen zu markieren – ebenso (positiv formuliert) als zu entschlüsselndes Geheimnis aufgefaßt werden wie (negativ formuliert) als ein Objekt, das sich nahezu beliebig ausschachten läßt. Damit werden letztlich literatur- bzw. texttheoretische Probleme – auch in ihrem Referenzverhältnis – erörtert.³⁹² Erörtert wird zugleich die Frage, welches (method-

³⁹² Methodengeschichtlich gibt es mittlerweile vielfältige Kategorisierungen. Eine davon ist die Unterscheidung in die (traditionelle) Hermeneutik bzw. Geistesgeschichte, die den Leser erstmals entdeckende Rezeptionstheorie (Wolfgang Iser), den Strukturalismus und die vom sog. Poststrukturalismus beeinflussten Methoden (Dekonstruktion, Systemtheorie, Diskurstheorie etc.).

Nach Förster wird die sog. Postmoderne-Debatte *kulturpessimistisch oder -optimistisch* rezipiert: „(...) ein Prozeß der Entgrenzung und Befreiung, ein Zugewinn an Autonomie gegen-

sche) Vorgehen jenseits der *Ideologie* verläuft. Im Folgenden werden drei Standpunkte aus dem (literaturwissenschaftlichen) germanistischen Diskurs herausgegriffen: 1) Methodenvielfalt ist explizit erwünscht bzw. wissenschaftlich förderlich. V.a. auf der Ebene der Eröffnungsreden überwiegen die Versöhnungsgesten zwischen den ideologischen Grabenkämpfern, die durch diese Position benannt werden. 2) Nur eine historische und ideologiekritische Methode ist wissenschaftlich akzeptabel. 3) Nur die empirische Forschung wird zugelassen. Dabei werden bei allen drei Positionen neben den wissenschaftlichen auch – strategisch relevante – gesellschaftliche Argumente angeführt.

Die Germanistik ist eine undogmatische Wissenschaft. – Erweitert Euer Methoden-Repertoire!

Oellers (1987) verteidigt die Methodenvielfalt auch in seinem bereits erwähnten FAZ-Artikel (wie auch in seinem Vorwort 1987). Methodenpluralismus schade der Wissenschaft nicht, sondern nütze ihr. Dabei bringt Oellers jene kulturellen Vorbilder ins Spiel, mit denen sich (nicht nur) die Deutschen seit jeher vergleichen: Rom und Griechenland. Mit der Feststellung, daß die Germanistik nach Rom kommen wolle, drückt Oellers vor allem ihr unermüdliches Engagement aus, alles zu versuchen („viele Wege“), um weltweit an die Spitze der Forschung zu gelangen. Daß sie dabei in keine Richtung ideologische Scheuklappen aufsetzt („Strukturalismus und Wissenschaftsgeschichte, Hermeneutik, Semiotik und Textlinguistik, Rezeptionsästhetik und Literaturpsychologie“; „Trivilliteratur“; „Fernsehen“; „Werbung“), unterstreicht noch einmal diesen unbedingten Willen zur Wahrheit als Ausweis ihrer Wissenschaftlichkeit, wenn es um die Auseinandersetzung mit Literatur geht. Damit versucht Oellers zugleich den Methodenstreit beizulegen, indem er *allen* Vertretern des Faches samt ihren unterschiedlichsten Forschungsrichtungen ihre Legitimität bescheinigt. Nach Oellers profitiert aber auch die Gesellschaft von der Methoden- und Medienplurali-

über den Zwängen allen Totalitäts-, Ganzheits-, Einheitsdenkens (...). Was die einen als Verlust- oder Auflösungserscheinungen in der Postmoderne diagnostizieren, verbuchen andere gleichsam als Gewinn (...).“ (S. 140) Vgl. Förster, Jürgen: Kultureller Wandel und der Bildungsauftrag des Deutschunterrichts, S. 134-144; in: Behütens, Georg/Wolff, Jürgen (Hrsg.): Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik, Germanistentag '91, Augsburg 6. bis 9. Oktober. Die Beiträge aus den Arbeitskreisen, Stuttgart 1992. Drews formuliert dazu die theoretische Argumentation für eine poststrukturalistische Literaturtheorie: „Wenn 'Sinn' nicht mehr etwas Substantiell-Selbstverständliches, sondern etwas historisch-gesellschaftlich 'Produziertes' ist bzw. als solches erkennbar wird (...), dann kann die Substantialität dieser Begriffe (Sinn, Subjekt, Geschichte, Kunst; U.S.) nicht (...) per Dekret wieder eingeführt werden (...).“ (S. 924) Vgl. Drews, Jörg: Der erschütterte Sinn und der Tanz der Perspektiven. Zur Lage der Literaturwissenschaft, S. 922-928; in: Merkur, 39, 1985.

tät innerhalb der Germanistik. So befinde sich die lesende Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland quasi in (griechischer) Hochform („das alexandrinische Zeitalter“; „schönste Blüte“). Von einem (lese-)kulturellen Niedergang könne keine Rede sein – eine Argumentation, die *vor* „PISA“ noch glaubwürdig erschien. Damit erteilt Oellers – als zu diesem Zeitpunkt Vorsitzender des DGV – der (literaturwissenschaftlichen) Germanistik ihre Legitimation, und zwar unabhängig davon, ob sie sich als „soft science“ oder als „hard science“ begreift, und warnt die FachkollegInnen gleichzeitig implizit vor dogmatischen Festlegungen³⁹³:

„Kann der Germanistik ernsthaft vorgeworfen werden, daß sie auf vielen Wegen nach Rom kommen will? Was spricht gegen die Gleichzeitigkeit von Strukturalismus und Wissenschaftsgeschichte, Hermeneutik, Semiotik und Textlinguistik, Rezeptionsästhetik und Literaturpsychologie? Warum soll sich die Germanistik nicht mit Trivilliteratur, mit Literatur im Fernsehen, mit der Sprache der Werbung beschäftigen? Das alexandrinische Zeitalter steht doch in schönster Blüte.“ (Oellers 1987: 31)

Den von Oellers eingeschlagenen Weg, Methodenoffenheit zu demonstrieren, hat jüngst Gumbrecht (2001) auf dem Erlangener Germanistentag 2001 fortgesetzt und damit noch einmal fachextern bestätigt. So habe die Germanistik sich von der Vorstellung verabschieden müssen, es mit Heiligtümern („Aura“; „Religion der bürgerlichen Gesellschaft“) zu tun zu haben – eine Vorstellung, die auch den eigenen Status innerhalb der Gesellschaft nicht unberührt gelassen habe („quasitheologischer Anspruch“). Auch sei der Stellenwert der Literatur für die (bürgerliche) Gesellschaft insgesamt gesunken und damit der Stellenwert des Faches (vgl. dazu unter dem Aspekt Medialität). Demgegenüber habe sich das Fach daran gewöhnt („Herausforderung erfolgreich pariert“), keine verbindlichen Interpretationen mehr zu liefern. Vielmehr sei die Bedeutung des Lesers („Individualität“) für die Textinterpretation gewachsen. Dieser bestimme selbst sein Verständnis der Großen („Goethe, Fontane oder Celan“). Die Germanistik ist dabei quasi nur noch Coach („Entwicklung ihrer Individualität“). So unterstützt Gumbrecht Bestrebungen, sich von einer verbindlichen Sinnproduktion zu verabschieden und sich methodisch-theoretisch zu flexibilisieren, auch wenn dabei alte Besitzstände – das Recht auf die *wahre* Lesart – aufgegeben bzw. an den Leser abgetreten werden müssen.³⁹⁴ Was das Fach dabei gewinne, sei ein

³⁹³ Vgl. dazu auch Scherpe (1988: 12).

³⁹⁴ Vgl. auch Welsch (1998: 23, kurs. im Orig. und 28) gegen Dogmatismus im Deutschunterricht („Wir werden zu vernünftigen Entscheidungen und Lösungen nicht mehr *gegen* Relativität und Pluralität gelangen können, sondern nur noch *innerhalb* ihrer und *mit* ihr.“) Vgl. auch

Zuwachs an Wissenschaftlichkeit durch das Loswerden der – überspitzt formuliert – für den „Wissenschaftskörper“ schädlichen „Schlacken“, die mithin die Ideologie verkörpern:

„Aber nicht nur die Aussicht auf einen stabilen Literaturbegriff ist der Germanistik verlorengegangen. Zugleich hat die Textinterpretation der Germanisten ihren quasitheologischen Anspruch in dem Maße aufgeben müssen, wie sich die Literatur selbst von den letzten Resten der bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert vererbten Aura entschlackt hat, die sie zur Religion der bürgerlichen Gesellschaft hatte werden lassen. Leser unserer Zeit, die den Umgang mit Literatur als einen Freiraum zur Entwicklung ihrer Individualität verstehen, wollen sich keinesfalls vorschreiben lassen, wie sie Goethe, Fontane oder Celan zu verstehen haben. Auch diese Herausforderung hat die Germanistik erfolgreich pariert.“ (Gumbrecht 2001: 51)

Die Germanistik ist eine historische und ideologiekritische Wissenschaft. – Vorsicht vor falschen Pfaden!

In seiner Reaktion auf Oellers (1987) beschreibt Dyck (1988) auf dem Berliner Germanistentag 1987 – demselben, auf dem Oellers (1988: VI) seine Position in seiner Begrüßungsansprache noch einmal wiederholt (vgl. dazu weiter oben) – die Methoden-Rezeption der vergangenen Jahrzehnte auf zweierlei Weise: einmal als einen Vorgang, der nach den Regeln der Ökonomie vor sich geht („freie Methodenwirtschaft“), und einmal als einen, der nach den Regeln der Kunst von statten geht („schöpferische Prozesse“). So würden auf dem Markt der Methoden die verschiedensten Waren („Ideen“) unsortiert („Gleichzeitigkeit“) angeboten und gehandelt, also unabhängig davon, ob diese gegenstandsadäquat seien. So würden zudem solche Methoden bevorzugt nachgefragt („angehimmelt“), die einen besonderen Genius ihrer Erfinder und auch ihrer Anwender erahnen lassen. Auf diese Weise präsentiert Dyck das methodische Verhalten des Faches als eines, das die eigene Wissenschaftlichkeit gefährdet. So handele es sich bei den neuen Literaturtheoretikern um Scharlatane („Enthistorisierung“; „kein Erkenntnisinteresse formulieren“; „Kuppelgeschäfte“; „über mangelnde Sinnggebung hinwegtäuschen“). Dabei würden diejenigen, die Gegenstand der Literaturwissenschaft seien, die Texte nämlich, zu Opfern („arme Texte“). Dyck stellt so seiner Vorstellung von einer Wissenschaft, die ihrem Gegenstand respektvoll gegenübertritt, eine Wissenschaft gegenüber, die auch schädliche Experimente („vertragen oder nicht“) an den ihr anvertrauten Gegenständen vornimmt. Eine

Jäger (1995: 8) gegen Dogmatismus in Europa („daß Deutschland nie mehr gegen, sondern nur mit und in Europa zu denken ist“).

solche Wissenschaft verhält sich wie ein Arzt, der einen Patienten wissentlich falsch behandelt bzw. zum Versuchskaninchen degradiert („applizieren“). Geleitet werde dieser dabei von dem Motiv der eigenen Rufsteigerung („gerade in Ansehen stehen“) und demunftzwang („Kollegen“). Demgegenüber verteidigt Dyck eine Herangehensweise an Literatur, der es primär um die Texte gehe. Eine solche Herangehensweise sei – wegen ihrer Gegenstandsadäquatheit – auch geeignet, ihre Sinnproduktion als verbindlich zu erklären und somit zugleich ihren Wissenschaftlichkeitsanspruch zu begründen. Dyck inszeniert auf diese Weise seine – nicht näher ausgewiesene – Methode als eine adäquate, da sie allein geeignet sei, taugliche wissenschaftliche Ergebnisse zu erzielen („Erkenntnisanspruch der Germanistik“). Deutlich wird lediglich, daß ein entscheidender Akzent bei der Textinterpretation auf der subjektiven Komponente liegt, mit deren Hilfe gültige und d.h. *historisierende* Ergebnisse („Erkenntnisinteresse“; „Sinnggebung“) erzielt werden sollen, die zugleich Ideologiefreiheit garantieren. Auf diese Weise verteidigt Dyck die Germanistik als „soft science“ und ruft das Fach implizit dazu auf, ihm nachzufolgen, wenn die Germanistik als (Literatur-)Wissenschaft nicht eingehen („verkümmern“) soll³⁹⁵:

„Die freie Methodenwirtschaft ist nur der Ausdruck für eine Verkümmernng des Erkenntnisanspruchs der Germanistik und für ihre fortschreitende Enthistorisierung. Gegen die Gleichzeitigkeit von Strukturalismus und Wissenschaftsgeschichte, von Hermeneutik, Semiotik, Rezeptionsästhetik und Literaturpsychologie spricht nichts weiter, als daß keine dieser sogenannten Methoden ihr Erkenntnisinteresse formuliert, und daß diese Methoden als schöpferische Prozesse angehimmelt werden, obwohl es sich doch nur um Kuppelgeschäfte handelt, die über mangelnde Sinnggebung hinwegtäuschen sollen. Die Literaturwissenschaft wird auf diese Weise zu einer Applikationswissenschaft, die bestimmte Ideen, soweit sie gerade in Ansehen stehen, auf ihre Texte appliziert, ob es die armen Texte vertragen oder nicht, und solange die Kollegen damit einverstanden sind.“ (Dyck 1988: 6)

Dabei dient Dyck auch die Gesellschaft als Argument. Dieser sei nämlich nur dann gedient, wenn sich die Wissenschaft Wissenschaftlichkeit nicht selber vorgaukele. Der Betrug am Gegenstand werde auch zu einem Betrug an der Gesellschaft, wenn sich die Germanistik wie in des Kaisers neuen Kleidern („Verpackungskünstler und Designer“; „sinnentleerte Sprache moderner Textilwerbung“) bewege. Dyck kritisiert somit ein Fach, das mittlerweile selber vorzugsweise kapitalismushörig Ideologie produziere, statt Ideologiekritik zu üben, die es sich einstmals auf die Fahnen schrieb („1968“):

³⁹⁵ Vgl. dazu auch Witte (1993: 56/57).

„Wenn Begriffe wie ‚Textbegehren‘ oder ‚Theater-Semiotik‘, ‚Triebebene‘ oder ‚Textresonanz‘ das geschichtslose Bewußtsein beherrschen (...), dann weiß man, daß sich das Fach bei Verpackungskünstlern und Designern zu Hause fühlt und einer Begrifflichkeit Vorschub leistet, die nur die sinnentleerte Sprache moderner Textilwerbung zurückspiegelt. Das, was 1968 noch Analysegegenstand unserer Wissenschaft war, ist heute ihr Ausdrucksmittel.“ (Dyck 1988: 7)

Die Germanistik ist eine empirische Wissenschaft. – Szientifiziert Eure Methoden!

Sich von Ideologien zu distanzieren, versucht auch Schmidt (1993) auf dem Augsburger Germanistentag 1991. So kritisiert er an der hermeneutischen bzw. geistesgeschichtlichen Methode ihre subjektive und normative Komponente, die aus der persönlichen Werthaltung des Forschers/der Forscherin erwachse („bürgerlicher Literaturbegriff“).³⁹⁶ Zudem sei die Behauptung einer „Sonderstellung“ (S. 9) der Literatur innerhalb der heutigen Gesellschaft „bildungsbürgerliche Ideologie“ (S. 9). Die Literatur stelle auch im Hinblick auf eine gesellschaftliche „Gesamtorientierung“ (S. 15) keine privilegierte Instanz mehr dar. Vor einem Literaturbegriff – wie ihn bspw. Witte (1993)³⁹⁷ fordere – sei deshalb zu warnen. Witte polemisiere gegen die „hard sciences“ als „positivistische Faktenwissenschaft“ und favorisiere eine neue Heiligkeit der (literarischen) Texte, wenn er für diese die Auslegungsweise religiöser Texte („jüdische Thorakomentierung“; „christliche Bibelexegese“) zum Vorbild erkläre. Dagegen ruft Schmidt das Hohe Gericht an („Einspruch, Eurer Ehren!“), das – in einem Rechtsstaat auf die Trennung von Kirche und Staat angewiesen – nur ihm Recht geben kann. Ein Fach dürfe seine geisteswissenschaftlichen Traditionen zwar nicht völlig verneinen („Herkunft verpflichtet“), diese aber nicht so hoch halten, daß sie die gegenwärtigen Bedürfnisse und Erfordernisse völlig erdrücken („Selbstenthauptung“). Schmidt sieht also einen *Umgang* mit Texten bedroht („geisteswissenschaftlicher Killerterm“) – und erhebt dagegen Einspruch –, der sich an den „hard sciences“ („positivistischen Faktenwissenschaften“) orientiert. Daß es hierbei um Leben und Tod einer Wissenschaft geht, verdeutlicht die Begriffswahl Schmidts, die an Dramatik nicht spart:

³⁹⁶ So wendet sich Schmidt (1993) gegen „persönliche Erfahrungen, Intuitionen oder Wertstellungen“ (S. 14) in der wissenschaftlichen Kommunikation und geht davon aus, daß die Gesellschaft von der Literaturwissenschaft „kommunikativ anschließbares Wissen, nicht (...) Berichte über persönliche Ergriffenheiten oder schöngeistige Phantasien“ (S. 13) erwartet.

³⁹⁷ Vgl. dazu weiter oben.

„Abschied ist schließlich auch zu empfehlen vom bürgerlichen Literaturbegriff (...). Wenn Bernd Witte der Literaturwissenschaft noch im Frühjahr 1991 ernsthaft empfiehlt, sich '(...) nicht an den positivistischen Faktenwissenschaften' (übrigens ein typisch geisteswissenschaftlicher Killerterm) zu orientieren, sondern rät, '(...) sie sollte in ihrer methodischen Ausrichtung eher auf die Auslegungsweisen heiliger Texte zurückgreifen, wie sie in der jüdischen Thorakomentierung und der christlichen Bibellexegese gepflegt wurden, aus denen sie historisch hervorgegangen ist' (1991, S. 2), dann melde ich 'Einspruch, Euer Ehren!' an. Herkunft verpflichtet, aber nicht zu allem. Nicht etwa auch zur Selbstenthauptung.“ (Schmidt 1993: 15)³⁹⁸

Demgegenüber sei nur eine sozialwissenschaftliche (Systemtheorie) bzw. empirische, d.h. rein deskriptive Herangehensweise an Literatur wissenschaftlich haltbar. Der Aufruf an die (literaturwissenschaftliche) Germanistik lautet daher, die eigenen Methoden weiter zu verwissenschaftlichen bzw. zu szientifizieren. Dabei identifiziert Schmidt noch einen (Theorie-)Gegner: die „reine Textwissenschaft“ bzw. die „textontologisierende Interpretation“ (S. 10). Auch sie operiere letztlich ideologisch, da sie die soziale Vorgegebenheit der Beobachtungs- und Kommunikationsbedingungen leugne³⁹⁹:

„Sowohl mit Blick auf Einzelbeobachter als auch mit Blick auf Kommunikation ist es daher unmöglich, über Texte zu reden, ohne über (konkrete!) BeobachterInnen in sozialen Systemen zu reden: Die Rezeptionsästhetik der Konstanzer Schule sollte zumindest das auch allen rein textorientierten LiteraturwissenschaftlerInnen deutlich gemacht haben. Und Norbert Groeben⁴⁰⁰ hat wohl recht mit der Feststellung, daß '(...) die kognitive Konstruktivität jeder Textrezeption (...) die zentrale Modellannahme (ist), in der sich derzeit alle kulturwissenschaftlichen Disziplinen als Ausgangspunkt von Theorieintegration(en) treffen (können).' (1991, S. 11) Die Literaturwissenschaft kann – schon aus schlichten unterscheidungslogischen Gründen – also gar keine 'reine Textwissenschaft' sein. *Sie operiert als Sozialwissenschaft*, ob sie das will oder nicht. Und mein Vorschlag lautet: *Sie sollte es wollen*, gerade weil und wenn sie mit literarischen Texten umgehen will.“ (Schmidt 1993: 6, kurs. im Orig.)

³⁹⁸ Schmidt bezieht sich hier auf Witte (1994: 112). Vgl. auch Witte (1993: 58/59).

³⁹⁹ Anzumerken ist, daß auch eine empirische Vorgehensweise den Faktor Subjektivität und Normativität nicht völlig ausschalten kann bzw. auch ein deskriptives Vorgehen theoretische Vorannahmen erfordert. Darüber hinaus kommt der normative Aspekt doch wieder hinein, wenn aus der Empirie (Handlungs-)Folgerungen abgeleitet werden, wie etwa eine Praxis zu verbessern sei.

⁴⁰⁰ Schmidt bezieht sich hier auf Groeben, Norbert: Literaturwissenschaft als empirisch-interdisziplinäre Kulturwissenschaft, S. 79-109; in: Jäger/Switalla (1994: 94).

FAZIT: Bedeutet die Verteidigung der (literaturwissenschaftlichen) Germanistik als „soft science“ ein Festhalten an ihren Wurzeln (*Ad fontes!*), so folgt aus der Forderung nach weiterer Szientifizierung („hard science“) die ausschließliche Anerkennung neuerer theoretischer Prämissen (*Auf zu neuen Ufern!*) – während die Forderung nach Methodenpluralität beide Richtungen gelten läßt. Im Mittelpunkt stehen dabei unterschiedliche Text- und Leserkonzeptionen.⁴⁰¹ Für die Germanistik bedeuten die Methodendiskussionen innerhalb der Literaturwissenschaft mehr als einen Sturm im Wasserglas. So erfüllen diese auch – unabhängig davon, welche Methode die „richtige“ ist – den Zweck, die eigene Wissenschaftlichkeit zu demonstrieren – auch und gerade vor dem Hintergrund der ideologischen Fachgeschichte. Diese Demonstration, die in den *rhetorisch aufgeladenen* Argumentationen hartnäckig verfolgt wird, gestaltet sich derart, daß die eigene bzw. präferierte Methode bzw. Methodologie als ideologiefrei ausgewiesen, die der „Gegner“ als ideologiehaltig bzw. *nicht wissenschaftlich* überführt wird.

⁴⁰¹ Diese Konzeptionen reichen bis zu der Annahme, daß das Textverstehen als (Re-)Konstruktionsprozeß des Rezipienten zu modellieren sei.

3.1.7 Interdisziplinarität

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach dem „interdisziplinären“ Selbstverständnis der Germanistik im Diskurs der letzten Jahrzehnte. Diese „Interdisziplinarisierung“ wird z.T. kontrovers diskutiert. Dabei wird die *Fachgrenze* explizit thematisiert. Damit verknüpft ist die Auseinandersetzung des Faches mit dem Wissenschaftsbegriff der „soft sciences“ oder der „hard sciences“. Im folgenden Abschnitt werden solche Positionen und Strategien vorgeführt, die sich für Interdisziplinarität einsetzen. Zu einer institutionellen *Auflösung* der Disziplin Germanistik kann es z.B. dann kommen, wenn die Kohäsion mit neuen Disziplinen stärker wird als die der alten Teildisziplinen untereinander.

INSTITUTIONELLE KONSEQUENZEN

In dieser Argumentation geht es letztlich um die Zukunft der Germanistik in ihrer institutionellen Gestalt. So kann Interdisziplinarität auf unterschiedliche Weise konzipiert werden. Vorstellungen dazu wurden in der wissenschaftlichen Literatur benannt.⁴⁰² Zu unterscheiden ist zudem zwischen einer disziplinären und einer institutionellen Auflösung. So kann eine institutionelle Auflösung die Grenzen der Teildisziplinen wahren, während umgekehrt die Wahrung der institutionellen Grenzen nicht die Wahrung der disziplinären garantiert. Um plausibel zu machen, daß eine interdisziplinäre (germanistische) Literatur- bzw. Sprachwissenschaft gegenstandsadäquat(er) ist, werden fachinterne, also wissenschaftliche Argumente herangezogen. So sei die Wissenschaft disziplinär nicht begrenzbar. Um plausibel zu machen, daß bspw. eine (interdisziplinäre) Germanistik, die einen kulturellen Transfer in andere gesellschaftliche Bereiche verübt, zudem gesellschaftlich nützlich(er) ist, werden auch fachexterne, also gesellschaftlich relevante Argumente herangezogen. So verspreche die Öffnung zu anderen Disziplinen und ein damit einhergehender fächerübergreifender Dialog auch gesellschaftliche (Synergie-)Effekte. Interdisziplinarisierung wird dann positiv konnotiert. Demgegenüber tritt die Gegenposition dafür ein, die disziplinä-

⁴⁰² Der Begriff Interdisziplinarität wird auf verschiedene Weise definiert. So stellt nach Fürbeth die Aufhebung der Disziplinengrenzen und die Zusammenführung unter eine neue „Interdisziplin“ (S. 12) den Extremfall der Interdisziplinarität dar. Vgl. Fürbeth, Frank: Was heißt, wozu dient und wohin führt uns Interdisziplinarität?, S. 7-16; in: Das Mittelalter, hrsg. v. Fürbeth, Frank, Bd. 4, H. 1 (1999): Interdisziplinarität. Für den Fall der Institutionalisierung von „Medieval Studies“ warnt Goetz vor einer „Loslösung aus den Ursprungsfächern“ (S. 55). Vgl. Goetz, Hans-Werner: Interdisziplinarität im Rahmen eines Perspektivenwandels heutiger Geschichtswissenschaft, S. 49-55; in: Das Mittelalter (1999). Auch der Theorien- und Methodenimport aus anderen Disziplinen als Fall von Interdisziplinarität wurde als Bedrohung für die Souveränität der Fächer aufgefaßt (vgl. dazu unter dem Aspekt Philologie).

re Einheit der Germanistik – die eigene Fachidentität und -tradition – zu verteidigen (vgl. dazu unter dem Aspekt Philologie).⁴⁰³ Im einen Fall werden Grenzüberschreitung und neue disziplinäre Allianzen also als für die Wissenschaft (über-)lebensnotwendig dargestellt, im anderen Fall als (lebens-)bedrohlich.

Die Germanistik ist eine Sozialwissenschaft. – Interdisziplinarisiert Euch!

Aus der im vorherigen Unterkapitel zuletzt vorgeführten Position von Schmidt (1993) folgt auch die Notwendigkeit von Interdisziplinarität. So ist Interdisziplinarität nach Schmidt nichts Wählbares, sondern ein Faktum („faktisch immer im Gange“), eine Gegebenheit, gegen die man sich nicht wehren kann. Mit dieser Behauptung von Wissenschaftsinhärenz verleiht Schmidt der Interdisziplinarität einen objektiven Status, hinter den zurückzufallen, die Wissenschaftsgemeinschaft desavouiert. Interdisziplinarität erscheint so als ein Phänomen, gegen das es ein wissenschaftliches Argument gar nicht geben kann. In dem Maße, in dem Schmidt die Unantastbarkeit seiner Forderung rhetorisch klarlegt, verunmöglicht er die Parteinahme für die Gegenposition. Ein Vertreter der Gegenposition gebe sich als unwissenschaftlich zu erkennen, als jemand, der die Tatsachen vorsätzlich ignoriert („bestenfalls die Augen davor verschließen“) und damit wesentlich den Untergang der germanistischen Literaturwissenschaft herbeiführt. Der Literaturwissenschaft Auftrieb verschaffe dagegen eine ihre Veranlagung („was sie – halbbewußt und halbherzig – notwendig bereits ist“) ausspielende („bewußt und strategisch“) „interdisziplinär operierende Sozialwissenschaft“:

„Systeminteraktionen im Wissenschaftssystem und zwischen dem Wissenschaftssystem und anderen sozialen Systemen – von der Ökonomie bis zur Politik – sind in jeder funktionierenden Gesellschaft faktisch immer im Gange. Man kann bestenfalls die Augen davor verschließen. (...) Die Literaturwissenschaft sollte bewußt und strategisch das werden wollen, was sie – halbbewußt und halbherzig – notwendig bereits ist: *eine interdisziplinär operierende Sozialwissenschaft.*“ (Schmidt 1993: 7, kurs. im Orig.)

Einen Hinweis darauf, daß die Literaturwissenschaft eigentlich eine Sozialwissenschaft sei, erkennt Schmidt im gespaltenen Verhältnis, das jene immer wieder zu dieser eingenommen habe. Nur unter Zwang („Legitimationsdruck“; „Reflexionsdruck“) habe die Literaturwissenschaft versucht, sich als Sozialwissenschaft („sozialwissenschaftlicher Status“) zu verwissenschaftlichen bzw. bei den

⁴⁰³ Vgl. etwa Böhme (1993): „Man wird die ausgerufene Interdisziplinarität und Internationalisierung nur erreichen können, wenn das Fach hinsichtlich seiner theoretischen Achsen und Brüche dialogfähig bleibt.“ (S. 35)

benachbarten „hard sciences“ wissenschaftliche Reputation einzuholen („Methodenanleihen zeichnen“). Ohne diesen Zwang zur Szientifizierung sei sie immer ihre eigenen wissenschaftlich mehr oder weniger anerkannten Wege gegangen („ganz eigener Wissenschaftstyp“; „entspannte Textinterpretation“). Wenn die Literaturwissenschaft eine anerkannte Wissenschaft sein will, bleibt ihr nach Schmidt also nur die grundsätzliche Akzeptanz ihrer sozialwissenschaftlichen Anlage („bisher immer halbherzig“). Zwar lösen sich dabei nach Schmidt die „Grenzen der Disziplinen“ (S. 8) nicht auf, institutionelle Konsequenzen scheinen aber wahrscheinlich:

„Daß dies keine müßigen Spekulationen sind, läßt m.E. die Geschichte der Literaturwissenschaft in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg erkennen. Immer dann, wenn die Literaturwissenschaft unter Legitimationsdruck von außen oder unter Reflexionsdruck von innen geriet, hat sie – bisher immer halbherzig – für einen sozialwissenschaftlichen Status optiert (...). Stand der Status der Literaturwissenschaft in der Academia zur Debatte und war er nicht mit Behauptungen zu besänftigen, Literaturwissenschaft sei eben ein ganz eigener Wissenschaftstyp, wurden eifrig Grundsatzdebatten geführt und Methodenanleihen gezeichnet: bei der boomenden Linguistik in den 60er Jahren, bei Soziologie und Politologie in den 70er Jahren. In Ruhezeiten dagegen dominierte entspannte Textinterpretation (...).“ (Schmidt 1993: 7)

Die Germanistik ist eine Kognitionswissenschaft. – Interdisziplinarisiert Euch!

Auf demselben Germanistentag setzt sich auch Grewendorf (1993) für Interdisziplinarität ein. So erfordert nach Grewendorf die Notwendigkeit, die von einer Kognitionswissenschaft („Kognitive Linguistik“) angenommenen universellen Prinzipien empirisch zu belegen („Evidenz für die Bestätigung ihrer Theorien“), eine Interdisziplinarisierung der germanistischen Linguistik. Dieses Erfordernis zu erfüllen, würde durch eine institutionell gestützte Interdisziplinarisierung noch befördert. Zumindest verlangte es einen (auch institutionellen) Ausstieg aus der traditionellen Germanistik (vgl. dazu unter dem Aspekt Internationalität/Transkulturalität/Mehrsprachigkeit). Grewendorf unterbreitet dem Fach diesen Vorschlag jedoch nicht mit leeren Händen. Vielmehr hält er ihm einen Köder hin, der jede (Teil-)Disziplin zu überzeugen geeignet ist: die Aussicht darauf nämlich, zu einer Leitdisziplin aufzusteigen („Rolle einer Grundlagenwissenschaft“). Als Leitdisziplin würde die germanistische Linguistik zudem nicht irgendwelche Disziplinen anführen, vielmehr jene, die heute bereits als führend gelten („kognitive Psychologie, künstliche Intelligenz, Computerlinguistik“).

Dabei listet Grewendorf für die Zweifler auch ein klassisches Feld der Sprachwissenschaft/Germanistik auf („alle Formen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Texten“). Damit würde dem (Teil-)Fach germanistische Linguistik mithin der Platz an der Spitze eines hochkarätigen Ensembles zustehen. Die FachkollegInnen müssen eigentlich nur zugreifen:

„Daraus folgt aber, daß jene Wissenschaft, der es um die Bestätigung entsprechender Theorien geht, zu jenen Wissenschaftsbereichen einen interdisziplinären Bezug herstellen muß, aus denen sie Evidenz für die Bestätigung ihrer Theorien beziehen kann. In der germanistischen Linguistik haben derartige interdisziplinäre Zusammenhänge bislang kaum einen institutionellen Ausdruck gefunden. Dabei könnte der modernen theoretischen Sprachwissenschaft im interdisziplinären Kontext von kognitiver Psychologie, künstlicher Intelligenz, Computerlinguistik sowie allen Formen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Texten durchaus die Rolle einer Grundlagenwissenschaft zukommen.“ (Grewendorf 1993: 88/89)

Als interdisziplinäres und institutionelles Umfeld kommen dabei nach Grewendorf nicht nur die genannten Disziplinen („kognitiv orientierte Forschungszweige“) in Frage, sondern sämtliche Sprachen („Einzelphilologien“). Damit ergäbe sich in der Tat ein umfangreicher Disziplinenkomplex („Integration“), der sich quasi strahlenförmig um ein Zentrum, die germanistische Linguistik nämlich, anordnet. Mit der Feststellung, daß sich eine solche institutionelle Umgruppierung auf eine – in der Wissenschaft die höchste Legitimation genießende – theoretische Grundlage („in der Sache liegend“) berufen kann, demonstriert Grewendorf noch einmal deren Unumgehbarkeit:

„Es wird über Sprache geredet, ohne über Sprachen zu reden. Dabei wäre nicht nur die Integration kognitiv orientierter Forschungszweige innerhalb einer philologischen Disziplin, sondern die Integration theoretisch ausgerichteter und Erklärungsansprüchen verpflichteter Einzelphilologien selbst eine in der Sache liegende wissenschaftsorganisatorische Notwendigkeit.“ (Grewendorf 1993: 89)

Die Germanistik ist eine gesellschaftlich relevante Wissenschaft. – Interdisziplinarisiert Euch!

Während Anfang der 90er Jahre also dazu übergegangen wurde, wissenschaftliche Argumente als Trumpf auszuspielen, schienen Mitte der 80er Jahre noch gesellschaftliche Argumente einschlägiger zu sein. So bemüht Lämmert (1985) in seinem Eröffnungsvortrag zum Passauer Germanistentag 1984 für die Interdisziplinarisierung der Fächer – und damit auch der Germanistik – anders als

Schmidt und Grewendorf – noch den *Faktor gesellschaftliche Relevanz*. Die Freiheit der (Geistes-)Wissenschaften („Freizügigkeit“) verteidigend, mahnt Lämmert auch deren Verantwortung gegenüber der Gesellschaft an („Verpflichtung“). So könnten interdisziplinäre Öffnungen („neue Verstreungen ihrer Wissenschaft mit anderen Disziplinen“) einen gesellschaftlichen Nutzen generieren – wenn etwa unterschiedlichste Disziplinen an der Lösung gesellschaftlicher Probleme arbeiteten („Desiderate der Gegenwart“).⁴⁰⁴ Als Beleg nennt Lämmert die weltweit erfolgreichen Japaner, die technische und ökonomische mit kulturellen Disziplinen verbinden.⁴⁰⁵ Lämmert zeigt sich jedoch ob seines Vorschlags skeptisch, was die Resonanz in den eigenen Reihen betrifft („Verrat an ihrer wissenschaftlichen Sendung“). Daß sich nämlich die Germanistik aus dem Elfenbeinturm bewegen muß („praktische Erfordernisse“), sei für die meisten FachkollegInnen nach 1968 immer noch nicht (oder nicht mehr) selbstverständlich. Demgegenüber geht Lämmert davon aus, daß die Germanistik im gesellschaftlichen Prozeß kulturell Bedeutsames („kulturelle Bildung“; „kultureller Transfer“) beizusteuern habe. Damit demonstriert er auch ein disziplinäres Selbstbewußtsein⁴⁰⁶:

„Auch kulturelle Bildung gehört (...) zu den Beständen, deren Transfer von den Universitäten in die Öffentlichkeit und auch in die Industrie sich weiterhin lohnt. Die Ergiebigkeit eines kulturellen Transfers aber hängt (...) entschieden von der Freizügigkeit ab, die man den geisteswissenschaftlichen Fächern bei der Wahl ihrer Gegenstände und bei der Organisation ihrer Lehre läßt. Zu dieser Freizügigkeit gehört allerdings wiederum die Verpflichtung, besondere Desiderate der Gegenwart auch selbständig aufzuspüren: etwa neue Kombinationen zwischen technischen oder wirtschaftswissenschaftlichen und sprach- und kulturwissenschaftlichen Studienanteilen. Auch dafür steht das Beispiel der Japaner. Ich fürchte, es gibt, auch unter uns, noch allzu viele, die schon dies eher als einen Verrat an ihrer wissenschaftlichen Sendung als eine Chance zu neuen Verstreungen ihrer Wissenschaft mit anderen Disziplinen und deren praktischen Erfordernissen begreifen würden.“ (Lämmert 1985: 14)

FAZIT: Aus der (wissenschaftlich begründeten) Stärkung der interdisziplinären Belange (*Auf zu neuen Ufern!*) einer germanistischen Teildisziplin – sei es der

⁴⁰⁴ Als Vorbild führt Lämmert (1985: 21) die Architektur- und Kunstgeschichte an, die durch ihre interdisziplinären Ausgriffe auch für die Tourismus-Branche interessant geworden sei. Vgl. dazu unter dem Aspekt Studienreform/Anwendungsbezug.

⁴⁰⁵ Vgl. dazu auch Lämmert, Eberhard: *Vitae discimus*. Eröffnung einer Diskussion über Berufsaussichten für Germanisten und neue Studiengänge, S. 165-170; in: Janota (1993: Bd. 4), S. 168.

⁴⁰⁶ Vgl. dazu unter dem Aspekt Studienreform/Anwendungsbezug.

Literaturwissenschaft oder der Sprachwissenschaft – folgt die Schwächung des Faches Germanistik bzw. seine Entkernung. Interdisziplinäre Verknüpfungen rücken die Teilfächer dabei in neue theoretische (sozial- und kognitionswissenschaftliche) und institutionelle Kontexte, so daß diese dem Ursprungsfach verlorengelangen. Die zurückbleibenden Teile (historische Sprachwissenschaft; ältere Literaturwissenschaft; Didaktik) wären dann ihrerseits auf neue interdisziplinäre (und institutionelle) Verstreungen (Mittelalter Studien; Allgemeine Didaktik/Kognitive Didaktik/Psycholinguistik etc.) angewiesen. Auf eine (institutionelle) Stärkung des Gesamtfaches könnte dagegen eine gesellschaftlich begründete, ihre disziplinären Grenzen wahrende Interdisziplinarisierung zielen.

3.1.8 Studienreform – Anwendungsbezug

Dieser Aspekt betrifft die Frage nach der Germanistik als (Aus-)Bildungsstätte im Spannungsfeld interner und externer Ansprüche, die z.T. kontrovers diskutiert werden.⁴⁰⁷ So erhielten nach der Bildungsexpansion in den 70er Jahren des vergangenen Jhs. als Reaktion auf den sog. Bildungsnotstand in den 60er Jahren erstmals die „Massen“ Zugang zur Hochschulbildung. Damit stieg auch die AbsolventInnenzahl, und zwar insbesondere in den geisteswissenschaftlichen Fächern und in den lehrerbildenden Studiengängen. Die Stellen an Schule und Hochschule reichten – nach der Einstellungswelle in den 70er Jahren – nicht aus, um die gestiegene Anzahl an DeutschlehrerInnen und NachwuchswissenschaftlerInnen im Bereich der Germanistik aufzunehmen. Der Rückgang des Bedarfs an LehrerInnen wiederum führte zu einem Zuwachs an Magister-Studierenden.⁴⁰⁸ Mit dem „AbsolventInnenüberschuß“ wurde seit den 80er Jahren die Frage nach den gesellschaftlichen Leistungsbezügen bzw. der gesellschaftlichen Relevanz des Universitätsfaches Germanistik neu gestellt, wenn die Lösung nicht in einer Beschränkung der Studierendenzahlen („Orchideenfach“) bestehen sollte – eine Frage, die insbesondere auf den Germanistentagen 1984, 1987 und 1991 sowie 1994 und 1999 intensiv thematisiert wurde.⁴⁰⁹ Genügte es, für Schule und Hochschule auszubilden, oder sollte die Universität die Studierenden auch auf Tätigkeiten außerhalb von Schule und Hochschule vorbereiten? Damit einher ging die Infragestellung der wissenschaftlichen Ausbildung als notwendige und hinreichende Qualifikation für Tätigkeiten in Kultur, Medien

⁴⁰⁷ Vgl. dazu Kap. 1 und 2 dieser Arbeit.

⁴⁰⁸ Demgegenüber sinken die Studierendenzahlen in der Auslandsgermanistik kontinuierlich, was mit dem weltweit rückläufigen Interesse an der deutschen Sprache begründet wird. Um diesem Bedeutungsverlust entgegenzuwirken, überlegt derzeit etwa der DAAD die traditionell philologisch ausgerichteten Studiengänge in anwendungsbezogener bzw. praxisorientiertere Studiengänge (z.B. Deutsch für Juristen, die Tourismusbranche oder FremdsprachensekretärInnen) umzuwandeln, da letztere stärker nachgefragt werden und eher Berufsperspektiven eröffnen. Eine andere Strategie stellt die Einrichtung vergleichender Sprach-Studien oder disziplinübergreifender Deutschland- oder Europa-Studien dar. Die Deutschland-Studien stützen sich dabei entweder auf einen weiteren oder einen engeren Begriff von Kultur, je nach dem, ob der Fokus eher auf die Lösung gegenwartsbezogener Probleme („Dienstleistung“) oder auf die Aneignung und Reflexion der vergangenen Kultur („Bildung“) ausgerichtet ist (vgl. dazu unter den Aspekten Kulturalität und Interdisziplinarität). Daneben richtet sich das sprach- bzw. kulturpolitische Interesse des DAAD auch auf die Förderung der deutschen Sprache als Wissenschaftssprache und als 2. Fremdsprache nach dem Englischen sowie der deutschen Hochschullandschaft und Wissenschaft. Vgl. etwa die (noch unveröff.) vom DAAD und dem DGV i. Zus. m. der Humboldt-Universität zu Berlin veranstaltete internationale Tagung: Zukunftsperspektiven der Germanistik in Europa vom 18.-22.2.2004 in Berlin.

⁴⁰⁹ Vgl. unter 6. Anhang dieser Arbeit: „Dokumentationen“ – Übersicht über die Themenentwicklung.

(Verlagslektor, Redakteur, Dramaturg etc.) und Wirtschaft bzw. die Forderung nach einem größeren Anteil praxis- bzw. berufsrelevanter Studienanteile. Dabei ist zu beobachten, daß sich – nach einem auf *Nützlichkeit* zielenden Bildungsbegriff der Aufklärung und einem auf *wissenschaftliche Qualifikation* zielenden Bildungsbegriff (Humboldt) im 19. Jh. – derzeit ein sich dem Bildungsbegriff der Aufklärung wieder annähernder, auf *Anwendung* zielender Bildungsbegriff durchsetzt.⁴¹⁰ An dieser Stelle stellt sich also die Frage nach der *Grenze zur Praxis*. Der – mit dem Ziel der Angleichung des europäischen Hochschulraumes in Gang gesetzte – sog. Bologna-Prozeß, der an den bundesdeutschen Universitäten erstmals strukturell den ersten berufsqualifizierenden (B.A.-)Abschluß⁴¹¹ anwendungsorientiert gestaltet, scheint diesen Wandel zu stützen – z.T. auch mit institutionellen Konsequenzen. Im folgenden Abschnitt werden Positionen und Strategien aufgezeigt, die auf die Erneuerung alter Identitäten (*neues Selbstbewußtsein*) oder die Generierung neuer Identitäten (*Selbstauflösung*) abzielen.

GESELLSCHAFTLICHER WANDEL

In dieser Argumentation werden fachexterne Faktoren herangezogen, um eine Studienreform in der Germanistik sowie einen stärkeren Anwendungsbezug der germanistischen Studiengänge zu begründen. Zu diesen äußeren Faktoren gehören v.a. arbeitsmarktpolitische oder wirtschaftliche Erwägungen, die aus dem gesellschaftlichen Wandel resultieren. Wenn das Fach – im systemtheoretischen Vokabular – gesellschaftliche Leistungsbezüge erbringen bzw. – im ideologiekritischen Vokabular – gesellschaftliche Relevanz behalten will, muß es seine propädeutischen (Dienstleistungs-)Funktionen ausbauen. Eine Öffnung des universitären Studiums auf die Berufspraxis hin wird damit angemahnt, wobei die Vermutung naheliegt, daß sich die Verwertbarkeit germanistischer Studiengänge in dem Maße erhöht, in dem diese sich von ihren quasi klassischen Studieninhalten entfernen. Die Gegenposition lehnt fachexterne Faktoren als Auslöser von

⁴¹⁰ Vgl. dazu Kap. 1 und 2 dieser Arbeit. Vgl. dazu auch Schnell (2000: 228 ff.).

⁴¹¹ Die Idee der konsekutiven (gestuften) Studiengänge wurde vom Wissenschaftsrat schon 1978 konzipiert. Vgl. „Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Differenzierung des Studienangebots“ (1978), S. 33-45; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 4, 1978. In den Empfehlungen finden sich auch erste Überlegungen zur Modularisierung („Bausteine“) und zum Diploma Supplement in Form eines Abgangszeugnisses für Studienabbrecher nach der Zwischenprüfung, das über die „erbrachten Studienleistungen und die während des Studiums erworbenen Fertigkeiten Auskunft“ (S. 40) gibt.

Reformen ab. Diese können das Fach der Germanistik nur zur Hilfswissenschaft degradieren. Dabei ist die sog. Lehrerbildung noch gar nicht angesprochen.⁴¹²

Die Germanistik ist eine gesellschaftlich relevante Wissenschaft. – Reformiert die germanistischen Studiengänge!

Lämmert (1985), der im vorherigen Unterkapitel zuletzt zu Wort kam, bemüht in seinem Eröffnungsvortrag zum Passauer Germanistentag 1984 den *Faktor gesellschaftliche Relevanz* auch für die Reform der germanistischen (bzw. geisteswissenschaftlichen) Studiengänge. So dient ihm eine Vorform der Humboldt-schen Bildungsuniversität („alte Artisten-Fakultät“) als Vorbild für die gegenwärtig erforderlichen Modernisierungen. Deren propädeutische Funktion habe ihre gesellschaftliche Bedeutung verbürgt. Heute – wo Spezialisierung („unentrinnbar arbeitsteilige Wirklichkeit eines modernen Industriestaats“) die Regel sei – sollte auch die Verbindung zwischen den Fakultäten wieder gesucht werden (z.B. interdisziplinäre medien- und kulturwissenschaftliche Studiengänge⁴¹³). Konkret schlägt Lämmert den folgenden Austausch vor: Die technischen und wirtschaftlichen Studiengänge erhalten eine Grundausbildung in Kultur („unabdingbare Bildungsgrundlagen“; „Basisangebot“), die sozial- und geisteswissenschaftlichen Studiengänge erhalten eine Zusatzausbildung in allem, was verwertbar ist („zielgerichtete Aufbaustudien“; „berufliche Existenz“). So können beide Seiten ihre Defizite kompensieren⁴¹⁴:

„Es war nicht die schlechteste Eigenschaft der alten Artisten-Fakultät, für *alle* Studenten der Alma Mater ein Forum zum Erwerb unabdingbarer Bildungsgrundlagen zu bieten. (...) Parallel zu diesem Basisangebot muß allerdings dann in den Sozial- und Geisteswissenschaften auch der Ausbau zielgerichteter Aufbaustudien erfolgen, damit sich die Studenten, die ein volles Studium dieser Fächer aufnehmen, in der unentrinnbar arbeitsteiligen Wirklichkeit eines modernen Industriestaats auch auf berufliche Exis-

⁴¹² Die Lehrerbildung stellt den klassischen Fall der Leistung bzw. Relevanz der Universität für die Gesellschaft dar (Germanistik – Deutschunterricht etc.). Ihr gesellschaftlicher Auftrag wird nicht erst heute angemahnt: „Eine Misere der Germanistik liegt darin, daß sie aufgeblüht ist als Massenfach zur Ausbildung von Deutschlehrern, daß sie diesen Auftrag jedoch nie mit ganzem Herzen angenommen hat.“ (Leonhardt 1985)

⁴¹³ Beispiele bei Lämmert (1993: 168). Vgl. dazu unter dem Aspekt Interdisziplinarität und Kap. 1 dieser Arbeit.

⁴¹⁴ Vgl. dazu auch Gumbrecht (2001: 51), der ebenfalls mit gesellschaftlicher Relevanz argumentiert und der Germanistik rät, darüber nachzudenken, sich als eine Art Berufswissenschaft mit „Bildungskomponenten für die Studenten in wirklich berufsvorbereitenden Studiengängen“ zu reformieren.

tenzen außerhalb des Lehrerberufs an der Universität hinreichend sicher vorbereiten können.“ (Lämmert 1985: 22/23, kurs. im Orig.)

Daß die technischen und wirtschaftlichen Studiengänge von den Inhalten der Sprach- und Literaturwissenschaften profitieren können, steht für Lämmert (1993) auch auf dem Augsburger Germanistentag 1991 außer Frage. Lämmert prophezeit den Geisteswissenschaften sogar einen Boom, der daraus erwachsen wird, daß der gebildete Konsumartikelverkäufer („Assistent mit literarischer Bildung“; „sprachliches Geschick und literarische Bildung“; „weiter Horizont“; „Menschenkenntnis“) dem ungebildeten überlegen sei. Aber Lämmert stellt – unter Berufung auf der Wirtschaft eigene Organe – noch mehr in Aussicht, nämlich eine Revolution der Gepflogenheiten innerhalb der Wirtschaft („Unternehmenskultur grundlegend verändern“), die durch den Einfluß der GeisteswissenschaftlerInnen in den Betrieben und Firmen von statten gehen werde. Abgesehen davon, daß diese Vorstellung ein wenig an die StudentInnen erinnert, die in den 70er Jahren die Fabriken gestürmt und die Arbeiter und Arbeiterinnen aufzuklären versucht haben (und dabei nicht selten ausgelacht wurden), scheint eine solche Aussicht geeignet, die FachkollegInnen in ihrer Ausbildungsfunktion, aber auch in ihrem Reformeifer zu bestärken. Schließlich demonstriert Lämmert mit dieser Vorstellung auch ein großes Zutrauen in die Geisteswissenschaften, deren bildende Rolle („in allen Lebenslagen“; „zusätzlicher Fundus“) er in einer ökonomisch dominierten Gesellschaft immer noch als bedeutend ansieht und für durchaus verwertbar hält – eine Verwertbarkeit, die selbstbewußt verteidigt werden sollte:

„Warum also sollte ein Assistent mit literarischer Bildung nicht auch einem Bierverleger (gemeint ist ein Unternehmer, der Bier in alle Welt vertreibt; U.S.) in mancher Hinsicht mehr Gewinn versprechen können als ein anderer, dem dieser Fundus fehlt? Sprachliches Geschick und literarische Bildung können am Ende gerade auf solche Weise erst wieder dazu taugen, wozu sie gedacht sind: in *allen* Lebenslagen einen weiten Horizont und womöglich auch einen zusätzlichen Fundus an Menschenkenntnis verfügbar zu haben. Aus den VDI-Nachrichten erfährt man bereits, daß Geisteswissenschaftler auf diese Weise `die ganze Unternehmenskultur grundlegend verändern können´.“ (Lämmert 1993: 166/167, kurs. im Orig.)

Die Germanistik ist eine autonome Wissenschaft. – Vorsicht vor Reformen!

Demgegenüber vertritt Dyck (1988) die Gegenposition und warnt vor einer Reform der germanistischen Studiengänge, die von dem Ziel gesellschaftlicher Relevanz geleitet ist, die v.a. wirtschaftliche Relevanz bedeute. Im Ton kaum über-

lesbarer Empörung zählt er jene Aufgaben auf, die die Gesellschaft der Germanistik noch zuzuteilen bereit ist („Märchenerzähler, Lesehelfer und Poesietherapeuten für Kurterrassen und Freizeitheime“). Bei all diesen Aufgaben werde die Germanistik zum Unterhalter oder zum Diener („Dienstleistungsgeschäfte“) – im besten Fall zum Berater („Sprachberatungsdienst“) – einer Klientel degradiert, die sie einst belehren durfte. Die Germanistik werde aber auch ihrer wissenschaftlichen Selbstbestimmung beraubt, wenn sie sich von Berufsbildern, die ökonomischen und technologischen Bereichen der Gesellschaft entstammen („Germanisten für das Marketing“; „Linguistik und Betriebswirtschaft“; „Systeme der künstlichen Intelligenz“), ihre Inhalte diktieren lassen muß.⁴¹⁵ Beschäftigungspolitische Erwägungen gehen so in jedem Fall auf Kosten wissenschaftlicher Erwägungen:

„Die Gesellschaft hat für das Fach im übrigen nur noch Dienstleistungsgeschäfte vorgesehen und möchte ihm am liebsten die Ausbildung von Märchenerzählern, Lesehelfern und Poesietherapeuten für Kurterrassen und Freizeitheime zuschanzen. Die Universitäten Aachen und Düsseldorf richten bereits einen ‚Sprachberatungsdienst‘ ein, und die FAZ fordert am 13. September 1987 folgerichtig: ‚Germanisten für das Marketing. Die Geisteswissenschaftler müssen umdenken‘. Uns wird vorgeschlagen, Staats-examina für das Lehramt durch Diplome mit der Qualifikation ‚Linguistik und Betriebswirtschaft‘ zu ersetzen und die Beschäftigung mit Systemen der künstlichen Intelligenz aufzunehmen.“ (Dyck 1988: 12/13)

Dyck blickt auf die Aktivitäten des Faches der letzten Jahre, die darauf gerichtet waren, die Gegenstände der Literaturwissenschaft aus dem Elfenbeinturm zu führen bzw. deren gesellschaftliche Relevanz zu beweisen – auch sozusagen unter dem Druck der neueren Relevanzdiskussion der Geisteswissenschaften seit Mitte der 80er Jahre (Marquard etc.).⁴¹⁶ In der Darstellung Dycks sind diese – auf Kompensation gerichteten – Aktivitäten nicht nur unprofessionell („therapeutisch verbrämt“), sondern geradezu pfuschhaft („seelische Not ausnutzend“) verlaufen – ein Vorgang, den Dyck einerseits verurteilt („Gewissenlosigkeit der Seminarveranstalter“), andererseits zu entschuldigen geneigt ist („Verzweiflung des Faches“). Demgegenüber erinnert Dyck an die traditionelle Rolle der Philologie („Aufgaben und Funktionen innerhalb der alten philologischen Fakultäten“). Dyck expliziert diese Rolle jedoch nicht. Er geht so davon aus, daß bekannt sein müßte, daß eine Philologie als Fach der philosophischen Fakultät nur

⁴¹⁵ Vgl. dazu unter dem Aspekt Philologie.

⁴¹⁶ Vgl. auch Scherpe (1988), nach dem diese Aktivitäten auf eine „sozialpädagogische und ästhetische Entsorgung“ (S. 14) zielen sollen.

auf eines ausgerichtet sein kann: auf die wissenschaftliche Bearbeitung ihrer Gegenstände und nicht auf die Bearbeitung individueller („kreatives Schreiben“) oder ökonomischer Mangelerscheinungen („fragwürdige Marktbedürfnisse“). Auch, was ihre Studiengänge angeht, sollte die Germanistik also selbst- und d.h. *sprach- und literaturbewußt* Philologen ausbilden und keine Therapeuten oder Freizeitbegleiter⁴¹⁷:

„Daß sich dieses (kreative; U.S.) Schreiben therapeutisch verbrämt und seelische Not ausnutzt, ist nur ein Hinweis auf die Gewissenlosigkeit der Seminarveranstalter und der Verzweiflung des Fachs, das – anstatt den fragwürdigen Marktbedürfnissen nachzurrennen – sich endlich aufraffen sollte, seine Aufgaben und Funktionen innerhalb der alten philologischen Fakultäten zu bestimmen und nach organisatorischen Formen zu suchen, diese auch durchzusetzen.“ (Dyck 1988: 15)

FAZIT: Sowohl die Verteidigung eines Abgehens von den klassischen Studieninhalten (*Auf zu neuen Ufern!*) als auch die Verteidigung der klassischen Studieninhalte (*Ad fontes!*) zielt auf ein neues Selbstbewußtsein der geisteswissenschaftlichen bzw. philologischen Fächer. Damit stellt sich die Frage, welche Strategie als die effektivere zu gelten kommt. Dabei scheint es gleichermaßen fraglich, durch eine Öffnung wie durch einen Verschluß dem Bedeutungsverlust (Arbeitsplatz- und Verwertungsfrage) zu entgehen: Weder die sog. Abnehmer der AbsolventInnen der reformierten noch der herkömmlichen Studiengänge sind an den Gegenständen der Germanistik interessiert – interessiert sind diese Abnehmer allenfalls an den (analytischen, konzeptionellen etc.) Kompetenzen derjenigen, die an diesen Gegenständen ausgebildet wurden, wozu auch gehören mag, über kulturelles Wissen/Bildung zu verfügen – ein riesiges Potential übrigens, das im Kapitalismus merkwürdigerweise großflächig brachliegt. Auch Zusatzwissen wird gerne „abgenommen“, auch wenn dieses Zusatzwissen – schon aus Zeitgründen – auf Kosten der Vermittlung der traditionellen Inhalte geht. Daraus folgt, daß sich die Germanistik als Wissenschaft zuvörderst ihren Gegenständen, als (Aus-)Bildungsinstitution auch dem Wunsch der Studierenden nach Berufsqualifizierung verpflichten sollte.

THEORETISCHER WANDEL

In dieser Argumentation werden fachinterne Faktoren herangezogen, um eine Studienreform in der Germanistik sowie einen stärkeren Anwendungsbezug der germanistischen Studiengänge zu begründen. Zu den inneren Faktoren gehören

⁴¹⁷ Vgl. auch Dyck (1988: 14).

theoretische Neuerungen, die aus dem wissenschaftlichen Wandel resultieren (vgl. dazu unter den Aspekten Internationalität/Transkulturalität/ Mehrsprachigkeit und Interdisziplinarität).

Die Germanistik ist eine Kognitionswissenschaft. – Reformiert die germanistischen Studiengänge!

Ein paar Jahre später tritt auch Grewendorf (1993) für eine Reform der germanistischen Studiengänge ein. Anders als Lämmert argumentiert er jedoch mit fachinternen Veränderungen, die die Gegenstandskonstitution betreffen. So böten theoretische Neuerungen („Kognitive Linguistik“) derzeit auch günstige Voraussetzungen für die Ausbildung neuer berufsbezogener Studiengänge, die ihrerseits gesellschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen geeignet seien („Aphasiediagnose und -therapie“; „Sprachentwicklungspädagogik“; „künstliche Intelligenz und Informations- und Datenverarbeitung“) und damit gesellschaftliche Relevanz garantierten. Dabei vergißt Grewendorf in Bezug auf die Berufswahlmöglichkeiten nicht, einen klassischen Inhalt („grammatische Analyse von Texten“) zu erwähnen, setzt diesen allerdings in einen neuen beruflichen Kontext („linguistische Gutachten der sog. forensischen Linguistik“). Damit kann Grewendorf den FachkollegInnen, der Gesellschaft und den Studierenden eine Lösung anbieten („offerieren“), die alle Beteiligten zufriedenzustellen scheint: die Implementierung praxisrelevanter, theoretisch geleiteter Studien und Forschungen. Nur eine Gruppe bleibt unberücksichtigt: die Gruppe der VertreterInnen einer traditionellen Germanistik. Letztere bleibt nämlich, wenn die Germanistik – wie Grewendorf empfiehlt – der Theorie „Rechnung trägt“, entkernt zurück:

„Das Lamento, daß die Germanistik keine Berufsperspektiven eröffne (siehe Bericht über den Germanistentag 1991 in der Süddeutschen Zeitung⁴¹⁸), ist im Fall der modernen Sprachwissenschaft jedenfalls unangebracht. Die klinischen Bereiche der Aphasiediagnose und -therapie, die verschiedenen Formen von Sprachentwicklungspädagogik, die Bereiche der künstlichen Intelligenz und Informations- und Datenverarbeitung sowie die verschiedenen Praxisfelder, in denen die grammatische Analyse von Texten eine Rolle spielt (vom Bereich der Übersetzung bis zu den linguistischen Gutachten der sog. forensischen Linguistik) offerieren Berufsfelder, die sich zu großen Teilen den kognitiven Entwicklungen in der Sprachwissenschaft verdanken. Es mag paradox klingen, ist es aber nicht: Ich glaube, daß die abstrakten theoretischen Entwicklungen in der Linguistik den besten Praxisbezug ermöglichen. Die Germanistik sollte dem Rechnung tragen.“ (Grewendorf 1993: 90)

⁴¹⁸ Grewendorf bezieht sich hier auf Podak (1991).

FAZIT: Hier bedeutet das Abgehen von den klassischen Studieninhalten (*Auf zu neuen Ufern!*) ein neues Selbstbewußtsein der Germanistik – jedoch nur in ihrer kognitionswissenschaftlichen Variante. Auf den neuen Gebieten mag das Fach aufblühen, wenn auch auf Kosten seiner klassischen Gebiete, die nicht mitverteidigt werden. Interessant ist, daß mit den genannten Arbeitsfeldern versucht wird, in die Bereiche der anderen professionsorientierten Fakultäten (medizinische, juristische sowie naturwissenschaftlich-technische Fakultät) einzudringen. Diese Arbeitsfelder dienen zugleich der Fortentwicklung des linguistischen Wissens. Die klassischen Felder der philosophischen Fakultät werden nur spärlich berücksichtigt („Übersetzung“; „Sprachentwicklungspädagogik“). Insofern wird dem Bedeutungsverlust (Selbstaflösung) der traditionellen Studieninhalte zugearbeitet. Für die Seite der AbsolventInnen bleibt auch unerwähnt, daß hier nur einem ganz geringen Teil der Studierenden des Massenfaches Germanistik eine Berufsperspektive eröffnet wird.

3.2 Zwei Diskurstypen

Die vorangegangene Beschreibung und Analyse ausgewählter Aspekte und Argumente im Diskurs zur Germanistik nach 1966/68 erlaubt die Rekonstruktion zweier Diskurs- bzw. Strategietypen mit unterschiedlichen professionellen Orientierungen.⁴¹⁹ Diese Typen differieren inhaltlich, diskursiv – d.h. sprachlich-rhetorisch – greifen sie auf ähnliche Mittel zurück. Sie charakterisieren nicht Personen bzw. Persönlichkeiten, sondern „entpersonalisierte“ Richtungstypen. Grundsätzlich kann zwischen dem *Ad-fontes!*-Typ und dem Typ *Auf zu neuen Ufern!* unterschieden werden. So wird bei dem ersten Typ an Bedingungen bzw. „Wurzeln“ angeknüpft, die *traditionell* bestehen, während der zweite Typ, sich von diesen Bedingungen im Zuge der (fachexternen-gesellschaftlichen) *Modernisierung*⁴²⁰ einerseits, (fachinterner-theoretischer) Wissenschaftsentwicklungen andererseits zu lösen sucht – sei es durch Modifikationen, sei es durch Totaltransformationen. Diese Bedingungen werden über den *Nationalstaat*⁴²¹ konstruiert sowie über die Idee einer *literaten (auch literarisch geprägten) Gesellschaft*, die (Hoch-)Sprache und Schrift als schützenswertes Gut verteidigt (vgl. Ong 1987). Damit wird der Modernisierung (Medientechnologisierung) unterschiedlich begegnet – je nach dem, ob diese als „Gefahr“ oder als „Chance“ (für die Demokratie) wahrgenommen wird bzw. je nach dem, welche Bedingungen als *leitend* anerkannt werden. Im übrigen unterstreicht auch der erste Typ seinen modifizierten Anschluß an die Ursprungsbedingungen⁴²², betrachtet jedoch

⁴¹⁹ Die Typen sind nicht deckungsgleich mit Autoren. Welcher Typ den Fachdiskurs (quantitativ) dominiert, kann hier nicht entschieden werden. Demgegenüber werden zwei (qualitative) Richtungen charakterisiert.

⁴²⁰ Van der Loo/van Reijen nennen als Modernisierungsprozesse Differenzierung, Rationalisierung, Individualisierung und Domestizierung. Vgl. van der Loo, Hans/van Reijen, Willem: *Modernisierung. Projekt und Paradox*, München 1992. Darüber hinaus wurden hier für die Germanistik Modernisierungsphänomene wie Internationalisierung, Interdisziplinarität, Technologisierung und Ökonomisierung ausgemacht. Vgl. dazu Kap. 3.1 dieser Arbeit. Auch Schnell (2000: 219 ff.) identifiziert in der Interdisziplinarität, Intermedialität, Interkulturalität und Internationalität neue Orientierungsmarken für die Germanistik.

⁴²¹ Der Nationalstaat stellt das Produkt einer „diskursiven Formation“ (oder „Episteme“) dar, die nach Fink-Eitel „die in einer bestimmten Epoche gegebene Gesamtheit der Bedingungen für die Formation von Aussagen und Diskursen“ (S. 59) liefert. Vgl. Fink-Eitel, Hinrich: *Michel Foucault. Zur Einführung*, Hamburg 3. Aufl. 1997. Auf dessen (Re-)Produktion und die wissenschaftlich gestützte Einteilung der Menschheit in „Nationalitäten“ richteten sich im 19. Jh. Germanistik, Geschichts- und Rechtswissenschaft. Vgl. dazu Kap. 2 dieser Arbeit.

⁴²² Durch Migrationsbewegungen haben sich diese Bedingungen heute verändert. So muß sich eine „Muttersprachenphilologie“ auch mit der sprachlichen Situation der MigrantInnen befassen.

fachexterne „Leistungsanfragen“⁴²³ sowie Theorie-Importe aus anderen (Natur- oder Sozial-)Wissenschaften („hard sciences“) in die Germanistik als inadäquat. Beide Typen versuchen darüber hinaus, einen möglichen Ideologieverdacht im Vorfeld auszuräumen.⁴²⁴ Unter diesem Ideologieverdacht steht die Germanistik explizit seit 1966/68, als FachvertreterInnen die nationalsozialistische Vergangenheit des Faches thematisierten.⁴²⁵ Die Germanistik muß demnach gegen größere Widerstände antreten als andere (europäische) „Nationalphilologien“, wenn sie die deutsche Sprache, Literatur und Kultur fördert. Diese Widerstände begünstigen wiederum die subdisziplinäre Ausdifferenzierung⁴²⁶, die ihrerseits von der „Modernisierung“ getragen wird.

Beide Typen verwenden ähnliche Sprechakte bzw. sprachliche Handlungen, nämlich hauptsächlich Ratschläge und Warnungen – wenn auch mit unterschiedlichem Inhalt. Im Detail können nach 1966/68 die folgenden beiden Diskursstrategien mit ihren unterschiedlichen Wertungen aufgezeigt werden, die gleichermaßen darauf gerichtet sind, entweder der Germanistik *oder* einer ihrer Teildisziplinen wieder *wissenschaftliche* sowie *gesellschaftliche Relevanz* zu verschaffen und dabei *Grenzen zu befestigen oder zu überschreiten* oder *Differenzen zu stabilisieren oder einzuebnen*. Welche Strategie dabei die erfolgreichere sein wird, muß die Zukunft zeigen – auf größere Widerstände mag die erste treffen. Die folgende Tabelle systematisiert, was von welchem Typ als positiv zu konnotierender Fortschritt wahrgenommen wird:

⁴²³ Die Lehrerbildung als klassischer Fall einer solchen „Leistungsanfrage“ unterscheidet sich noch einmal von anderen „Leistungsanfragen“ dadurch, daß sie selber an der Universität institutionalisiert ist.

⁴²⁴ Damit ergeben sich für die DiskursteilnehmerInnen spezifische Diskursregeln. Mit Foucault „auferlegen sich folglich (diese Formationsregeln; U.S.) gemäß einer Art uniformer Anonymität allen Individuen, die in diesem diskursiven Feld sprechen“ (S. 92). Vgl. Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M. 1981 (ersch. 1969). Diese Regeln wurden auch von Schriftstellern verletzt (vgl. z.B. Martin Walser oder Botho Strauß). Demgegenüber formuliert die Literaturkritik nicht erst seit der „Wende“ immer wieder ihre Erwartung nach dem bislang ausgebliebenen großen Roman, der die bundesdeutsche Wirklichkeit (neu) reflektiert.

⁴²⁵ Vgl. dazu Kap. 2 dieser Arbeit.

⁴²⁶ Vgl. dazu Kap. 4 dieser Arbeit.

Fortschritt (+)	
Ad fontes!	Auf zu neuen Ufern!
(+) neue Identität	
	(+) Selbstaflösung
(+) Politisierung	
	(+) Szientifizierung
(+) politisch (gesellschaftlich relevant)	
	(+) unpolitisch (wissenschaftlich)
(+) nüchtern (wissenschaftlich)	(+) nüchtern (wissenschaftlich)
(+) Nationalsprache – postnational (weltoffen)	
	(+) transnational (weltoffen)
(+) „Elfenbeinturm“/„Orchideen“ (gesellschaftlich relevant)	
	(+) neue Technologien (gesellschaftlich relevant)
(+) subjektiv (wissenschaftlich)	
	(+) objektiv (wissenschaftlich)

3.2.1 Der *Ad-fontes!*-Typ

Grundsätzlich rät dieser Typ dazu, zu den eigenen Quellen zurückzukehren bzw. den eigenen Wurzeln treu zu bleiben. Die Sprachhandlungen, die unternommen werden, dienen dem Zweck, die Germanistik in ihrem traditionellen Zuschnitt zu verteidigen und plausibel zu machen, daß diese gestärkt werden und wieder mehr Bedeutung erlangen sollte (*neue Identität*).

Gewarnt wird vor dem Verschwinden desjenigen, das der „Nation“ einstmals ihre Kohäsion verschafft hat: der deutschen Sprache, Literatur und Kultur. Die Deutschen bzw. die Deutschsprachigen sind also gerade wegen der sog. Europäisierung und Globalisierung auf die Germanistik angewiesen („Postnationalität“).⁴²⁷ Umgekehrt kann die gesellschaftliche Relevanz des Faches durch eine

⁴²⁷ Dazu Schlosser in einem Interview anlässlich des Kongresses 'Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa': „Heute müssen wir uns darüber klar werden, ob wir völlig interesselos eine Wissenschaft wie die Germanistik betreiben können, ob wir zum Beispiel, um sehr aktuell zu werden, das Feld eines deutschen Selbstwertgefühls nun unbedingt

weltoffene Sprachen-, Kultur- und Bildungspolitik (wieder) hergestellt werden („Politisierung“). Betont wird dabei die eigene kritische Haltung („nüchtern“) gegenüber der Geschichte („Nationalismus“), an die auch gemahnt wird.

Gewarnt wird auch vor dem Untergang der Schriftkultur in der hochtechnologisierten Moderne sowie davor, den eigenen Wissenschaftstypus („soft science“) zugunsten einer („toten“) Objektivität aufzugeben bzw. die eigenen Gegenstände (Sprache und Literatur) zugunsten anderer Medien zu marginalisieren. Demgegenüber wird die („lebendige“) Subjektivität verteidigt. Dabei gibt es zwei Fälle: 1) Gesellschaftliche Relevanz kann nur hergestellt werden, wenn die Germanistik – politisiert – aus dem Elfenbeinturm heraustritt und sich nicht zum Orchideenfach entwickelt. 2) Gesellschaftliche Relevanz kann nur hergestellt werden, wenn die Germanistik mit ihren „Orchideen“ im Elfenbeinturm und autonom gegenüber äußeren Leistungsanfragen bleibt.

Gewarnt wird zudem davor, sich der Gesellschaft/Ökonomie (Kulturindustrie) anzudienen.

3.2.2 Der Typ *Auf zu neuen Ufern!*

Grundsätzlich rät dieser Typ dazu, zu neuen Ufern aufzubrechen. Die Germanistik ist nicht das, was gerettet werden soll. Gerettet werden soll allenfalls das eigene Teilfach, das sich neu verbünden kann. Mit neuen Theorien, Technologien und interdisziplinären Allianzen (Medienwissenschaft; Kulturwissenschaft; Kognitionswissenschaft etc.) können neue Kontexte und Perspektiven entwickelt werden, die nach innen Innovation, nach außen Modernisierungswillen bzw. Fortschritts- und Zukunftsfähigkeit demonstrieren. Der Ausstieg aus der Germanistik, der deren Untergang (*Selbstauflösung*) wahrscheinlich macht, ist dabei nichts, worüber getrauert werden müßte. Die Folgen für das Fach – seine Schwächung – werden daher nicht thematisiert.

Gewarnt wird vor Nationalismus. Mit dieser Warnung wird eine („politisch korrekte“) Absage an jegliche (national-)politische Aktivität von Seiten der Germanistik gerechtfertigt. Befürchtet wird eine (pathetische) Emotionalität, die einerseits an die nationalistische Geschichte des Faches anschließt und andererseits mit der im Wissenschaftssystem geforderten Wissenschaftlichkeit (wahr/falsch) kollidiert. Zudem wird Toleranz bzw. Weltoffenheit demonstriert

den Rechtsextremisten überlassen wollen oder ob es nicht doch so etwas wie ein vertretbares Nationalbewußtsein gibt.“ (S. 59/60) Vgl. Schlosser, Horst Dieter/Metzner, Ernst Erich: „Das haben die Brüder Grimm nicht ahnen können“. Germanisten im Gespräch: Nachdenken über Aktualitäten angesichts einer Jubiläumsveranstaltung, S. 54-61; in: Forschung Frankfurt, 3, 1996.

(„Transnationalität“). Der internationale Sprachgebrauch in der Wissenschaft dient auch dem Zweck, „political correctness“ zu demonstrieren bzw. sich als nichtprovinziell auszuweisen.

Gewarnt wird auch vor dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit. Verteidigt wird die (wissenschaftliche) Objektivität gegen eine (unwissenschaftliche) Subjektivität. Diese Warnung rechtfertigt zweierlei: den Theorien-Import („Szi-entifizierung“) aus dem anderen „objektiveren“ Wissenschaftstypus (z.B. kognitionswissenschaftliche Universalgrammatik; sozialwissenschaftliche Medientheorie) sowie die Absage an sprachen-, kultur- und bildungspolitische Aktivitäten, die als wissenschaftsfern (unwissenschaftlich) markiert werden. Daß sich dabei die Germanistik u.U. disziplinär oder/und institutionell aufzulösen droht, wird in Kauf genommen, sofern sich dadurch zumindest die eigene Teildisziplin behaupten bzw. verwissenschaftlichen kann. Die zurückbleibenden Teile erhalten einen Status als Orchideenfach.

Geraten wird zu Studiengangsreformen, die gesellschaftliche Relevanz herzustellen erwarten lassen.

4. Resümee und Ausblick

Was hat diese Arbeit gezeigt und was folgt daraus? Im Folgenden sei noch einmal eine Bilanz versucht und ein Blick in die Zukunft gewagt. Was kann dem Fach *nach* der Betrachtung des Diskurses der Germanistik – wie er sich auf den Germanistentagen nach 1966/68 gezeigt hat – empfohlen werden?

Ausgangspunkt der Überlegungen war die Beobachtung, daß die Germanistik nach 1966/68 als „disziplinäre Einheit“ in die „Krise“ geriet. Erklärt werden kann dies mit dem Verlust ihrer bis dato unhinterfragten einheitsstiftenden Fundamente: Plötzlich wurden der *Nationenbegriff*, der *bürgerliche Literaturbegriff* und der *Bildungsbegriff* zur Zielscheibe der Kritik und Forderungen nach *Aktualität* oder *gesellschaftlicher Relevanz* bestimmten das Denken. Die „Dichtersterne“ und Geistesgrößen am „Bildungshimmel“, die die Götter abgelöst hatten, wurden entthront; die Hochsprache wurde als Machtinstrument enttarnt. Ob es sich bei der „Krise“ tatsächlich um eine „Krise“ handelt oder um einen „Segen“, hängt vom Betrachterstandpunkt ab. In dieser Hinsicht spaltete sich denn auch die disziplinäre Gemeinschaft in zwei Hälften. Lediglich die Lehrerbildung blieb als „Klammer“ für das Fach erhalten. Diese beiden „Hälften“ entfalteten in den letzten Jahrzehnten unterschiedliche Strategien, wie mit der Situation umzugehen sei: Stiegen die einen aus der Germanistik aus („Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.“), versuchten die anderen das Schiff wieder flott zu bekommen, also der Germanistik wieder zu der gesellschaftlichen Bedeutung zu verhelfen, die ihr historisch und faktisch zustehen könnte – als Wissenschaft von der deutschen Sprache, Literatur und Kultur – und dies gegen alle Widerstände.

Zu diesen Widerständen gehört erstens ab Mitte der 60er Jahre die Szientifizierung⁴²⁸, die zwei Funktionen erfüllt: Sie verschafft wissenschaftliches Renommee (*Professionalisierungsstrategie*) für ein Fach bzw. dessen Teilfächer, die als *soft sciences* traditionell dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit ausgesetzt sind – so v.a. die *subjektiv* operierende Literaturwissenschaft –, und sie demonstriert Distanz zur Politik bzw. *Ideologiefreiheit*.

Zu diesen Widerständen gehört zweitens – wenn man den wissenschaftspolitischen Prognosen der Systemtheorie folgt – die subdisziplinäre Ausdifferenzierung⁴²⁹, die quasi-natürlich und unaufhaltsam von statten geht und zwei

⁴²⁸ Lämmert stellt schon früh die „Scientifizierung“ und die „Politisierung“ gegenüber. Vgl. Lämmert, Eberhard: Das Ende der Germanistik und ihre Zukunft, S. 79-104; in: Kolbe (1969: 84). Darüber hinaus sah Lämmert den „unausweichlichen Wandel von einer national- zu einer sozialwissenschaftlichen Grundlegung“ (S. 94) der Germanistik.

⁴²⁹ So geht etwa Stichweh davon aus, „daß die moderne Gesellschaft nicht mehr als Nationalgesellschaft, sondern nur noch als Weltgesellschaft gedacht werden kann“ (S. 3). Vgl. Stichweh, Rudolf: Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltge-

Folgen zeitigt: die Auflösung in Teildisziplinen⁴³⁰ und die Distanzierung von außerhalb des Wissenschaftssystems liegenden Funktionen und Leistungen. Auch das Nichtüberschreiten der (Wissenschafts-)Systemgrenze demonstriert Ideologiefreiheit. Gesellschaftliche Diskussionen („Zuwanderung“; „deutsche Leitkultur“ etc.) als außerhalb des Wissenschaftssystems liegend dürfen von der Germanistik nicht aufgegriffen werden – auch dies ist eine Frage des wissenschaftlichen Ansehens im Elfenbeinturme. Dabei verwandeln sich interessanterweise Leistungen für das politische System (Sprachen-, Kultur- bzw. Bildungspolitik) zum schlechten, Leistungen für das ökonomische System oder das „Beschäftigungssystem“ zum guten Ton. Die Vision Stichwehs einer „Weltgesellschaft“ und einer „Weltwissenschaft“ zieht dann allerdings auch eine Nivellierung der „nationalen“ Differenzen und Besonderheiten nach sich. Auf der gesellschaftlichen Ebene sind die „Nationalkulturen“ betroffen, die sich zunehmend einander angleichen, auf der wissenschaftlichen Ebene sind die Wissenschaftsgemeinschaften („deutsche Germanistik“) betroffen, die sich fachlich spezialisiert und institutionell ausdifferenziert (westlich) „globalisieren“, und die (europäischen) Wissenschaftssprachen („Nationalsprachen“), die weltweit vom Englischen abgelöst werden. Dabei kommt die Erreichung eines internationalen Standards als wünschenswert zu gelten.⁴³¹ Einer subdisziplinären Ausdifferenzierung (und ggf. neuen interdisziplinären Allianzen) der Germanistik, deren Gegenstand nun einmal das Produkt der sprachlichen („nationalen“) Differenz ist, kann dann nur *bewußt* entgegengesteuert werden. Die *sprachenpolitische* Forderung nach Stabilisierung der deutschen Sprache (auch als Wissenschaftssprache), die *kul-*

sellschaft, S. 1-18; in: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/iw/papers.htm> (working paper), Juni 2002. Nach Stichweh wird sich zudem eine mit international gültigen Standards operierende „Weltwissenschaft“ durchsetzen und die „nationalen“ Wissenschaften ablösen. Vgl. Stichweh, Rudolf: *Genese des globalen Wissenschaftssystems*, S. 1-28; in: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/iw/pdf/Stichweh-Genese.pdf>, 2004. Auf den Prozeß der „nationalen“ disziplinären Ausdifferenzierung (im Anschluß an die gelehrten Gemeinschaften) folge eine subdisziplinäre Ausdifferenzierung, die sich einerseits von ihren „nationalen“ Adressaten (und Absendern) löst und andererseits von den „Nationalsprachen“: „Nur eine Wissenschaft, die jedes ihrer Spezialgebiete als weltuniversell denkt und entsprechende strukturelle Vernetzungen realisiert und nutzt, kann die unvorstellbare Komplexität erreichen, die das herausragende Charakteristikum der Wissenschaft der modernen Gesellschaft ist.“ (S. 23)

⁴³⁰ Ausdifferenzieren sollte sich nach (Dainat 1993: 215) auch eine „fachinterne Selbstbeobachtungsinstanz“, die sich der fach- und wissenschaftsgeschichtlichen Selbstreflexion widmet.

⁴³¹ Inwieweit dieser Prozeß der Internationalisierung und Interdisziplinarisierung von den wissenschafts- und forschungsfördernden Institutionen (DFG; DAAD etc. bzw. übernationale Organisationen) forciert wird, wäre noch zu untersuchen. Zu erwarten ist zumindest eine größere Resistenz gegenüber diesen neuen „Normen“ bei den Geisteswissenschaften als bei den Natur- und Sozialwissenschaften.

turpolitische Forderung nach Erhalt der „Nationalkulturen“ und die *bildungspolitische* Forderung nach Stärkung des Deutschunterrichts auch und v.a. für MigrantInnenkinder richten sich denn auch gegen das Verschwinden dieser Differenz. Damit stellt die „Errungenschaft einer Differenzierung von Wissenschaft und Politik“⁴³² auch ein „Handicap“ dar: Ambitionen, steuernd in Modernisierungsprozesse einzugreifen, widersprechen der eigenen Rolle („professionelles Ethos“) im Wissenschaftssystem.⁴³³

Zu diesen Widerständen gehört drittens spätestens nach 1966 die historische Belastung all desjenigen, was mit dem Attribut „deutsch“ verbunden ist. Dies ist abzulesen an den immer wieder und beinahe schon formelhaft vorgetragenen expliziten Distanzierungen vom Nationalismus, aber auch an den häufig ausgesprochenen und beinahe überflüssigen Warnungen und Mahnungen. Dies ist auch abzulesen an der Reaktion Jägers (1995) auf Janotas (1993) Vorschlag, die Germanistik solle – in romantischer Manier – die deutsch-deutsche Einigung unterstützen. Ein solcher Vorschlag ist für Jäger völlig indiskutabel. Daran wird zweierlei sichtbar: ein *Unbehagen* von Teilen der Germanistik an sich selbst, d.h. an allem, was mit dem „Deutschen“ zu tun hat, und ein Unbehagen von Teilen der Germanistik an allem, was (national-)politisch ausgelegt werden könnte. Dies zwingt schon fast zur Negation der eigenen Differenz⁴³⁴ und dazu, *Internationalität* zu demonstrieren. Dazu ins Bild fügt sich auch die Wahl der (Eröffnungs-)Redner auf einigen jüngeren Germanistentagen durch den DGV: Als ob dieser der Germanistik von Fachfremden – wie Welsch (1998) oder Gumbrecht (2001) – die Erlaubnis erteilen lassen muß, sich wieder um die Adäquatheit der Deutschlandbilder zu „sorgen“ bzw. die selbstbewußte Beschäftigung mit den „deutschen Klassikern“ einzufordern.⁴³⁵ Dies setzt nämlich auch eine Wertschät-

⁴³² Vgl. Dainat (1993: 209).

⁴³³ Auch Schnell (2000: 199) betont die „Wahrnehmung des öffentlichen Charakters von Sprache und Literatur“ der Germanistik neben ihren wissenschaftlichen Ambitionen.

⁴³⁴ Wyss (1999: 839) konstatiert: „Daß etwas deutsch ist und die Deutschen etwas angeht, es wird immer unwichtiger.“

⁴³⁵ So begründet Gumbrecht (2002: 37/38) die Beschäftigung mit den deutschen Klassikern stellvertretend für die heranwachsende Generation über das Interesse seiner Tochter, die sich in Spanien im Spanischunterricht zwar mit den spanischen Klassikern, im Deutschunterricht aber nur mit Trivilliteratur und Werbung beschäftigen „durfte“: „Deswegen musste ich Sara am Tag des Abiturs versprechen, dass ich jedes Mal, wenn ich in ein deutschsprachiges Land komme, ihr einen deutschen Klassiker mitbringe, und ich hoffe sehr, dass Sie, die Germanisten, mich alle bei dieser Auswahl der deutschen Klassiker für meine Tochter selbstbewusst beraten werden.“ An anderer Stelle beschreibt Gumbrecht (2002b) zwei Diskurstypen im Umgang mit der „deutschen Kultur“ – den der *Negation* und den der *Negation der Negation*: „Dass Schlaffer die positive Bedeutung des nationalen Kanons am Herzen liegt, zeigt sich in seiner Polemik gegen die Nonkonformisten-Konvention, schon die bloße Frage nach den Eigenheiten der deutschen Kultur (das heißt nach dem, was man früher ‚Wesen‘ genannt hätte)

zung der eigenen (sprachlichen, literarischen oder kulturellen) *Differenz*⁴³⁶ voraus oder zumindest die Thematisierung der eigenen *Indifferenz* zu dem, was immer noch *Germanistik* genannt wird. Auch um den (Standard-)Sprach- und Schriftgebrauch in der sog. Mediengesellschaft zu verbessern, müsste das Fach gestärkt werden. Mediale und internationale Ausweitungen der Germanistik mögen wissenschaftlich begründet (Jäger; Schmidt; Grewendorf) oder kulturpolitisch opportun (Lämmert; Oellers; Welsch) sein, ihre eigentliche Aufgabe – die Sprach- und Literaturvermittlung – sollte dadurch nicht verschwinden – auch und gerade in Auseinandersetzung mit neuen Rahmenbedingungen, wie sie durch die Europäisierung⁴³⁷ und Globalisierung sowie durch den veränderten Mediengebrauch vorgegeben werden. Demgegenüber wird von außen die öffentliche Rolle der Germanistik – sei es als Anwalt des allgemeinen Sprachgebrauchs oder als Anwalt der literarischen (Hoch-)Kultur – kontinuierlich einge-

mit Gesten politischer und gar moralischer Entrüstung zurückzuweisen. Schlaffer geht allerdings mit seinen positiven Bestimmungen von Eigenheiten der deutschen Kultur – zunächst einmal – nicht sehr weit über diese doppelte Negation hinaus, das heißt: über seine Ablehnung einer pauschalen Ablehnung.“ Vgl. Gumbrecht, Hans Ulrich: Kurze Paradoxien. Heinz Schlaffers Thesen zu einer Geschichte der deutschen Kanonliteratur, S. 20; in: Frankfurter Rundschau, 12.3.2002.

⁴³⁶ Der sprachlichen Differenz wird eine immense Bedeutung beigemessen, wenn ihr eine prägende Eigenschaft für das Denken zugeschrieben wird. Danach ist nach Bär von der „völligen Determiniertheit unserer kognitiven Erkenntnis durch die jeweilige Sprache“ (S. 66) auszugehen. Vgl. Bär, Günter: Die nationalen Hochsprachen, z.B. Französisch und Deutsch, als Grundlagen der nationalen Kulturen in der Auseinandersetzung mit der Weltsprache Englisch, S. 64-78; in: Hättich/Pfitzner (1989). Diese Annahme ist als Sapir-Whorf-These geläufig, geht aber auf Humboldt zurück, der etwa von Leo Weisgerber rezipiert wurde. Dazu Christ: „Wenn Kleist von der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden spricht, dann denkt auch er an die Wirkung der Sprache auf das, was von der Sprache hervorgebracht wird. – Die Humboldtsche These von der Relativität der Sprache (jede Sprache formt ihre Inhalte auf ihre Weise, jede Sprache vermittelt ihren Sprechern einen besonderen Blick auf die Welt) ist in den vergangenen Jahrzehnten durch Whorf und Sapir in den Vereinigten Staaten wieder aufgenommen worden und als US-amerikanischer Reimport zu uns zurückgekehrt.“ (S. 32) Vgl. Christ, Herbert: Die kulturelle und politische Funktion des Deutschen als ‚Nationalsprache‘, S. 25-35; in: Hättich/Pfitzner (1989).

⁴³⁷ So z.B. schon Nelde (2000), nach dem die Zementierung der sprachlichen Differenz einer „Europäisierung durch Mehrsprachigkeit“ (S. 141) weichen kann, wenn durch ein „mehrsprachiges“ (statt „nationales“) Bildungssystem die „Grenzen `in den Köpfen““ (S. 140) verschoben werden. Oder Ehlich, der eine „Entgrenzung“ (S. 193) im Sinne einer stärkeren Öffnung auf neue (auch außereuropäische?) Adressatenkreise empfiehlt. Vgl. Ehlich, Konrad: Europäische Sprachen im Zeitalter der Postnationalität, S. 186-195; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000. Auf die Phase der Vereinheitlichung von Sprache und „Nation“ im 19. Jh. folgt damit nunmehr eine Phase, in der einer weiteren Vereinheitlichung („lingua franca“) entgegengewirkt und dem Erhalt der „Vielfalt“ zugearbeitet wird. Dadurch behalten die (National-)Staaten in „Europa“ ihr (sprachliches) Fundament.

fordert.⁴³⁸ Auch das Dauer-Lamento der (bürgerlichen) Presse auf die Germanistik scheint hauptsächlich dem Zweck zu dienen, das Fach an diese Rolle zu erinnern. Gleichzeitig ist zu beobachten, daß das Fach umgekehrt ein fehlendes Interesse der (nicht-bürgerlichen) Öffentlichkeit immer wieder beklagt.⁴³⁹

„Dass es möglich ist, die Beschäftigung mit der ‚Muttersprache‘ jenseits einer nationalistischen Doxa zu praktizieren“ (Wyss 2004: 5)⁴⁴⁰, scheint für die Franzosen nicht außer Reichweite. Im Unterschied zu Frankreich muß sich eine solche Beschäftigung in der Bundesrepublik Deutschland an der Geschichte abarbeiten. Zurückgewiesen werden muß denn auch ein Umgang mit „dem Deutschen“, der so tut, als ob in den Schulen immer noch ausschließlich Kinder „deutscher“ Herkunft sitzen.⁴⁴¹ Überdacht werden sollte aber auch ein Umgang mit der deutschen Sprache, der ihrer Marginalisierung tatenlos zusieht. Statt sich ausschließlich auf das Terrain universalistischer (Sprach-)Theoriebildung zurückzuziehen, was gewollt oder ungewollt zwangsläufig die Auflösung der Germanistik bedeutet, gilt es, auch sprachen-, kultur- und bildungspolitisch zu agieren. So spielen nach Judet de La Combe/Wismann⁴⁴² die Muttersprachen – außer als „Verkehrssprachen“ – mindestens zwei weitere Hauptrollen: eine für die Emanzipation der Individuen und eine für die internationale Verständigung. Aus dieser Diagnose ziehen die Autoren die Konsequenz, „dass der Unterricht in der Muttersprache die eigentliche Aufgabe des Schulsystems geworden ist“ (S. 6). Damit weisen sie indirekt auch der Germanistik/Deutschdidaktik eine fun-

⁴³⁸ So beklagt Herzog (1999) „die öffentliche Resonanzlosigkeit der gegenwärtigen Germanistik“ (S. 3) und fordert eine stärkere gesellschaftliche Stellungnahme der Germanisten, insbesondere im Hinblick auf die (sprachen-, kultur- und bildungspolitischen) Folgen der Wiedervereinigung, der Globalisierung und der neuen Medien: „Vor 150 Jahren ist die Germanistik eine öffentliche und auf die Gesellschaft bezogene Wissenschaft geworden. Eine Zukunft hat sie, wenn sie das wieder stärker wird.“ (S. 5)

⁴³⁹ Vgl. z.B. Dyck (1988).

⁴⁴⁰ Zitiert aus der Vorbemerkung von Ulrich Wyss zur Übersetzung der Einleitung zu: Judet de La Combe, Pierre/Wismann, Heinz: *L'avenir des langues. Repenser les Humanités*, im Ersch., übers. v. Wyss, Ulrich u. M. v. Marie-Claire Perroudon, S. 5-9; in: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen*, hrsg. v. König, Christoph, Doppelheft 25/26, 2004.

⁴⁴¹ Davon scheint Ivo auszugehen, der seinen Entwurf einer „neuen“ Deutschdidaktik so konzipiert, daß er leicht unter Nationalismusverdacht zu stehen kommt (so geschehen auf einem im November 2002 an der J.W.G.-Universität Frankfurt von Jakob Ossner zu Ehren Hubert Ivos veranstalteten Symposium unter dem Titel „Sprachliche Bildung – diesseits von Babel“). Die Verteidigung der „Muttersprachenphilologien“ sollte also zumindest eine Öffnung auf Nicht-Muttersprachler erkennen lassen. Auch die Beschränkung auf *eine* Philologie befördert – mangels „Internationalität“ – den Nationalismusverdacht.

⁴⁴² Aus der übersetzten (vorabgedruckten) Einleitung zu: Judet de La Combe/Wismann (im Ersch.).

damentale Rolle für Individuum und Gesellschaft zu.⁴⁴³ Da die Muttersprache sich als Schriftsprache („Hochsprache“; „Standardsprache“) nicht von selbst erhält, *muß* für ihre Pflege gesorgt werden – ein Auftrag, den eine *neue Germanistik* (wieder einmal nach dem Vorbild der Franzosen) bereit sein müßte, stärker anzunehmen.⁴⁴⁴

weitere inhaltliche Überlegungen

An diese Ausführungen schließen sich weitere inhaltliche Überlegungen an: **1)** Wenn die Fachgeschichte auch dazu dienen sollte, die mangelnde Einheit des Faches zu kompensieren – und die obige Darstellung erzählt die „Geschichte“ von einem „zerreißenden“ Fach –, diese Einheit jedoch eine nicht wieder herstellbare ist, stellt sich die Frage nach der *Institutionalisierung einer Dauerreflexion*. Diese hätte die Aufgabe, den eigenen Standort bzw. eigene Standorte in einer sich wandelnden (Wissenschafts-)Welt kontinuierlich zu beobachten und zu bestimmen. **2)** Solches fachhistorische Wissen sollte auch im Studium der Germanistik vermittelt werden. So erfährt der Student/die Studentin der Germanistik bzw. des Faches Deutsch an bundesdeutschen Universitäten von der *Fach- oder gar Wissenschaftsgeschichte* derzeit wenig. Das Bewußtsein von der eigenen Disziplin und Möglichkeiten ihrer Deutung sollten aber nicht nur etwas für Fachhistoriker sein. So könnte neben der Methodengeschichte auch die Instituti-

⁴⁴³ Vgl. auch Metzner in einem Interview anlässlich des Kongresses 'Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa', der die demokratische Funktion der Muttersprachen hervorhebt: „Was bei diesen Debatten (zur Auseinandersetzung mit dem Nationalismus; U.S.) häufig fehlt, ist eben die historische Kenntnis und das Wissen über den europäischen Kontext; weil man sich einer bestimmten Vergangenheit schämt, will man die deutsche Geschichte zur Gänze nicht zur Kenntnis nehmen, und gewisse historische Stichworte wie 'deutsches Vaterland' und 'deutsche Nation' sind tabuisiert. Das führt sogar soweit, daß wir Väter der Demokratie wie Grimm und Uhland nicht mehr zitieren, weil für uns ein falscher Zungenschlag mitschwingt, der damals gar nicht als falsch empfunden wurde, sondern genau der demokratischen und allgemein europäischen Grundwelle entsprach. Mein Hauptanliegen ist es, deutlich zu machen, daß Germanistik und Demokratie ganz eng zusammengehören. Denn ohne den Rekurs auf die Muttersprache, auf die Sprache der Allgemeinheit, ist keine wahrhafte Demokratie möglich – nirgends. (...)“ (S. 60) Vgl. Schlosser/Metzner (1996).

⁴⁴⁴ Wie auf die Wissenschaftsentwicklung (Ausdifferenzierung – Einheit) und die politisch-gesellschaftliche Entwicklung (Supranation – Nation) zu reagieren ist, liegt eben auch in der Hand der in der Wissenschaft Tätigen. Vgl. dazu auch Fürbeth (1999: XII), der „Aporien (benennt; U.S.), in die der im 19. Jahrhundert weithin als selbstverständlich postulierte Zusammenhang von Staatsnation und Nationalphilologie zusehends geriet: fachimmanent angesichts der zunehmenden gegenseitigen Befruchtung der Philologien durch komparatistische und interdisziplinäre Methoden, fachextern vor dem Hintergrund einer Entwicklung, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Idee der Nation desavouierte und heute zu supranationalen Strukturen führt.“

onengeschichte (Universität, Schule, DGV etc.) stärker in die Curricula gelangen. **3)** Wenn die Entkoppelung von Wissenschaft und Politik die Entwicklung zu sein scheint, dann müßte vielleicht noch etwas anderes geschaffen werden in der institutionellen Landschaft der Bundesrepublik Deutschland: Ein (interdisziplinär besetztes) *Institut für Deutschlandstudien* oder „German Studies“, das sich zuständig erklärt, für all jene Themen, für die die universitäre Wissenschaft sich nicht mehr bereit findet: Fragen der „deutschen Identität“ und des „Migrationsdiskurses“; Bewertungen von Politikeräußerungen oder -vorstößen (z.B. jüngst die Einwanderungstests); die Beobachtung der „Globalisierung“ und des „deutschen Diskurses“ oder Fragen des „kulturellen Gedächtnisses“ und des Umgangs damit. Hier tut sich ein großes Feld auf mit zweifellos großem Reflexionsbedarf, das noch von keiner Stelle aus systematisch bearbeitet wird und zu dem auch die Germanistik etwas beizutragen hätte („DaZ“; „PISA“; „Identität“ etc.). Ein unabhängiges wissenschaftliches Institut (vielleicht auf Stiftungsbasis) könnte hier eine Lücke schließen. **4)** Wenn die Germanistik an der Universität auch gesellschaftlich und ökonomisch einen Zweck erfüllt, dann den, über ihre – immer wieder neu sich definierenden – Gegenstände und Methoden jene an die Sprache und an die Literatur gebundenen *Schlüsselkompetenzen bzw. -qualifikationen* auszubilden, die allseits nachgefragt werden (z.B. interkulturelles Wissen; analytische und kommunikative Fähigkeiten etc.). Über diese Kompetenzen und Qualifikationen verfügen die Magister- bzw. (in unterschiedlichem Grade) die künftigen Bachelor- und Master-AbsolventInnen, mit denen sie sich neue (Tätigkeits-)Felder „erschließen“ können. Ihre Kernkompetenz ist jedoch, deutschsprachige (literarische und nichtliterarische) Texte in ihrem – auch historischen – Kontext zu verstehen und zu beurteilen – in Form eines (mündlichen oder schriftlichen) Textes. Neben dem *Textverstehen* (inhaltliche Bedeutung, sprachliche Mittel und Qualitäten etc.) spielt also auch das *Texte verfassen* eine wichtige Rolle. Diese Kompetenz zu vermitteln, fängt bereits in der Schule, wenn nicht im Kindergarten (mündlich) an. Von bildungspolitischer Relevanz ist somit der Deutschunterricht in der Schule und damit die Deutschlehrerausbildung an den Universitäten – eine Relevanz, die die Hochschulgermanistik als Gewinn, nicht als Nebensache auffassen sollte.

weitere Überlegungen zur Analyse von Wissenschaftskommunikation und -rhetorik für eine Wissenschafts- und Diskursgeschichte

An die Untersuchung ausgewählter Reden zur Fachentwicklung schließen sich weitere Überlegungen zur Analyse von Wissenschaftskommunikation und -rhetorik für eine Wissenschafts- und Diskursgeschichte an. Die bei der Analyse

der Diskurstexte aufgetauchten rhetorischen Mittel können systematisiert werden. Die folgende Auflistung stellt eine vorläufige Sammlung von Phänomenen bzw. speziellen *sprachlichen Handlungen* dar, die in der Wissenschaftskommunikation funktional sind – für die Schreibung von Wissenschaftsgeschichte bzw. für die Erforschung der Wissenschaftsgeschichtsschreibung erscheinen sie mir weiterführend:

1) „*Wissenschaft ist Trumpf*“: Theoretische Gründe (sog. Fakten, Studien, Theorien etc.) im Wissenschaftsdiskurs werden als die tragfähigsten Gründe angeboten und angenommen.

2) „*Von der Wissenschaft und ihrem Nutzen*“: Gesellschaftliche Gründe können eine – wenn auch umstrittene – Rolle spielen („gesellschaftlicher Nutzen“ bei Cramer bzw. bei Dyck).

3) „*Mit Speck fängt man Mäuse*“ oder „*Die Verheißung*“: Eine neue Führungsrolle im Wissenschaftssystem wird geboten („Grundlagenwissenschaft“ bei Grewendorf) oder die Erneuerung einer alten („Einigungswissenschaft“ bei Janota), was jeweils wissenschaftliches und/oder gesellschaftliches Ansehen und Renommee sowie Förderquellen verspricht.

4) „*Von Helden und anderen Großakteuren*“: Entweder werden neue Autoritäten aufgebaut und mythisiert („die Japaner“ bei Lämmert oder „Tokio“ bei Gumbrecht) oder alte „wiederbelebt“ („Grimm“ bei Janota; „Goethe“ bei Welsch).

5) „*Von Ahnen und anderen tiefen Spuren*“: Entweder werden neue Traditionen „geknüpft“ („erste und zweite kognitive Revolution“ bei Grewendorf) oder alte Konzepte, die etwa für die Entstehung zentral waren, „neubelebt“ („Nation“ bei Janota; „Weltliteratur“ bei Welsch).

6) „*Die eigenen Reihen*“: Es wird sich auf Schulen, Richtungen, kurz: die Wissenschaftsgemeinschaft selber bezogen („In der einschlägigen Forschung herrscht heute ein weitgehender Konsens darüber, daß es sinnvoll ist“ bei Schmidt).

7) „*Vom richtigen Beispiel*“: Beispiele werden angeführt, die mächtige Ereignisse konkretisieren, z.B. das Untergangsszenario („Depression“ bei Gumbrecht) oder das Erfolgsszenario („hoher Kurs“ bei Gumbrecht).

8) „*Vom richtigen Werkzeug*“: Bezeichnungen bzw. Begriffe mit historischer Tiefendimension werden gewählt, um an deren „Ausstrahlung“ zu partizipieren

(„lingua franca“ bei den Tutzinger Thesen), oder Bezeichnungen bzw. Begriffe mit aktueller „Strahlkraft“ werden gewählt, um von deren Wirkmächtigkeit zu profitieren („Revolution“ bei Grewendorf; „kultureller Reichtum“ bei den Tutzinger Thesen).

9) „*Imagepflege*“: Für die eigene Position werden Bezeichnungen bzw. Begriffe mit positiven Konnotationen gewählt („Revolution“ bei Grewendorf; „kultureller Reichtum“ bei den Tutzinger Thesen), für die der „Gegner“ Bezeichnungen bzw. Begriffe mit negativen, pejorativen Konnotationen („lingua franca“ bei den Tutzinger Thesen; „Verpackungskünstler“ bei Dyck; „positivistische Faktenwissenschaft“ bei Witte; „bildungsbürgerliche Ideologie“ oder „die ‚Diskurspolizei‘ der Meisterinterpreten“ bei Schmidt; „dilettierende germanistische Kulturwissenschaftler“ bei Gumbrecht). Gleichzeitig wird eine „Freund-Feind“-Konstellation geschaffen, die Bewertungen nach den Dimensionen „wahr-falsch“ oder „gut-schlecht“ erlaubt.

10) „*Hüter des Grals*“: Bezeichnungen bzw. Begriffe werden gewählt, mit denen die eigene Wissenschaftlichkeit markiert wird („Erkenntnisanspruch der Germanistik“ bei Dyck; „die zentrale Modellannahme“ bei Schmidt; „Erklärungsansprüchen verpflichtete Einzelphilologien“ bei Grewendorf), ggf. mit denen an der Wissenschaftlichkeit von „gegnerischen“ Positionen gerüttelt wird („Vormachtstellung der sog. inhaltsbezogenen Sprachlehre in der Germanistik sowie die Isolierung der Sprachwissenschaft in Einzelphilologien“ bei Grewendorf).

5. Literatur

Quellen

- Böhme, Hartmut: Germanistik in der Herausforderung durch den technischen und ökologischen Wandel, S. 28-39; in: Janota (1993: Bd. 4: Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik).
- Böhme, Hartmut: Literaturwissenschaft in der Herausforderung der technischen und ökologischen Welt, S. 63-77; in: Jäger/Switalla (1994).
- Böhme, Hartmut: Die umstrittene Position der Germanistik im System der Wissenschaften, S. 46-55; in: Jäger (1995).
- Dyck, Joachim: Stumm und ohne Hoffnung. Die totale Paralyse der Germanistik in den 80er Jahren, S. 41/42; in: Die ZEIT, 14.6.1985.
- Dyck, Joachim: Zwischen Methodenrausch und Buchbindersynthese. Zur Lage der Germanistik im Jahre 2000, S. 3-15 (Plenarvortrag); in: Oellers (1988: Bd. 2: Politische Aufgaben und soziale Funktionen von Germanistik und Deutschunterricht).
- Grewendorf, Günther: Die 'kognitive Revolution' in der Sprachwissenschaft und ihr Einfluß auf die germanistische Linguistik, S. 77-91; in: Janota (1993: Bd. 2: Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel).
- Grewendorf, Günther: Sprachfähigkeit in der Informationsgesellschaft, S. 215-244; in Jäger/Switalla (1994).
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Warum die Germanistik in den Elfenbeinturm zurückkehren sollte. Innovation, riskantes Denken und Selbstbewußtsein: Drei Rezepte für eine Disziplin, die nach Wegen aus der Depression sucht (gekürzte Fassung des Eröffnungsvortrages), S. 51; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.10.2001.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Wie deutsch kann die Germanistik sein? (Eröffnungsvortrag), S. 23-40; in: Kugler (2002: Bd. 1).
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Kurze Paradoxien. Heinz Schlaffers Thesen zu einer Geschichte der deutschen Kanonliteratur, S. 20; in: Frankfurter Rundschau, 12.3.2002b.
- Heusler, Andreas: Von germanischer und deutscher Art. Vortrag, gehalten auf der Philologenversammlung zu Erlangen am 1. Oktober 1925; in: Zeitschrift für Deutschkunde, 39. Jg., 1925.
- von Heydebrand, Renate: Probleme des 'Kanons' – Probleme der Kultur- und Bildungspolitik, S. 3-22 (Plenarvortrag); in: Janota (1993: Bd. 4: Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik).

- Ivo, Hubert: Deutschdidaktik – aus dem nationalen Rahmen gefallen? Die vielen Nationen und der eine Friede, S. 97-115; in: *Wirkendes Wort*, hrsg. v. Rölleke, Heinz, 52. Jg., Heft 1, 2002.
- Jäger, Ludwig: Germanistik in der Informationsgesellschaft. Anmerkungen zum kulturpolitischen Stellenwert einer philologischen Wissenschaft, S. 43-53; in: Janota (1993: Bd. 4: Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik) (sowie Sektionsbericht, S. 25-27).
- Jäger, Ludwig: Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Zur Einleitung, S. 7-12 (Vorwort); in: Jäger (1995).
- Janota, Johannes: Vorwort. Aus der Begrüßungsansprache zur Eröffnung des Germanistentages, S. IX-XIII (Vorwort); in: Janota (1993: Bd. 1: Vielfalt der kulturellen Systeme und Stile).
- Lämmert, Eberhard: Die Geisteswissenschaften in der Hochschulpolitik des letzten Jahrzehnts. Zur Eröffnung des deutschen Germanistentages 1984, S. 1-23 (Eröffnungsvortrag); in: Stötzel (1985: 1. Teil: Germanistische Sprachwissenschaft Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur).
- Lämmert, Eberhard: Geisteswissenschaften in einer industriellen Kultur, S. 127-149; in: *Anspruch und Herausforderung der Geisteswissenschaften*, Westdeutsche Rektoren-Konferenz, Jahresversammlung 1985 in Bamberg, Bonn 1985b (= Dokumente zur Hochschulreform 56/85).
- Lämmert, Eberhard: Vitae discimus. Eröffnung einer Diskussion über Berufsaussichten für Germanisten und neue Studiengänge, S. 165-170; in: Janota (1993: Bd. 4: Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik).
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1999 (= Mitt. des DGV, 3, 1999).
- Oellers, Norbert: Das Elend des Krisengeredes. Die gegenwärtige Kritik an der Germanistik verkennt die Aufgabe der Literaturwissenschaft, S. 31; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4.3.1987.
- Oellers, Norbert: Vorwort. Aus der Begrüßungsansprache bei der Eröffnungsveranstaltung des Germanistentages, S. V-VII (Vorwort); in: Oellers (1988: Bd. 1: Das Selbstverständnis der Germanistik. Aktuelle Diskussionen).
- Schenkl, Heinrich; in: *Verhandlungen Graz 1909*.
- Scherpe, Klaus R.: Ist eine Modernisierung der Germanistik möglich? Gedanken und Vorschläge zur gesellschaftlichen Selbstbeteiligung unter hochtechnischen Bedingungen, S. 1-18 (Eröffnungsvortrag); in: Oellers (1988: Bd. 1: Das Selbstverständnis der Germanistik. Aktuelle Diskussionen).

- Schmidt, Siegfried J.: Literaturwissenschaft als interdisziplinäres Vorhaben, S. 3-19 (Plenarvortrag); in: Janota (1993: Bd. 2: Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel).
- Schmidt, Voigt, H.H.: Die Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Trier; in: Zeitschrift für Deutsche Bildung, 10. Jg., 1934.
- Tutzinger Thesen zur Sprachenpolitik in Europa, S. 431-434; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1999 (= Mitt. des DGV, 3, 1999).
- Tutzinger Thesen zur Sprachenpolitik in Europa, S. 293-296; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000.
- Welsch, Wolfgang: Kultur im Umbruch. Und der Deutschunterricht? Eröffnungsvortrag des Deutschen Germanistentages vom 29.9.1996, S. 21-41 (Eröffnungsvortrag); in: Köhnen (1998).
- Witte, Bernd: Radikale Philologie. Germanistische Literaturwissenschaft im kulturpolitischen Kontext, S. 54-59; in: Janota (1993: Bd. 4: Germanistik, Deutschunterricht und Kulturpolitik).
- Witte, Bernd: „(...) daß gepflegt werde/Der feste Buchstab, und Bestehendes gut/gedeutet“. Über die Aufgaben der Literaturwissenschaft, S. 111-131; in: Jäger/Switalla (1994).

Sekundärliteratur

- Abels, Kurt: Zur Geschichte des Deutschunterrichts im Vormärz. Robert Heinrich Hiecke (1805-1861). Leben, Werk, Wirkung, Köln/Wien 1986.
- Adorno, Theodor W.: Prolog zum Fernsehen sowie ders.: Fernsehen als Ideologie; in: Engler, Jörg (Red.): Rundfunk und Fernsehen 1948-1989. Ausgewählte Beiträge der Medien- und Kommunikationswissenschaft aus 40 Jahrgängen der Zeitschrift „Rundfunk und Fernsehen“, Baden-Baden/Hamburg 1990.
- Ammon, Ulrich: Stellung der deutschen Sprache in Europa und Modelle der Mehrsprachigkeit, S. 145-160; in: Wölfling/Lenhardt (2003).
- Ammon, Ulrich/Mattheier, Klaus J./Nelde, Peter H. (Hrsg.): Einsprachigkeit ist heilbar. Überlegungen zur neuen Mehrsprachigkeit Europas (= Sociolinguistica 11), Tübingen 1997.
- Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M./New York 1996 (ersch. 1983).
- Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin (Hrsg.): Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen, Hamburg 2001.
- Ansprache Seiner Majestät des Kaisers und Königs, S. 70-76; in: Verhandlungen (1891).

- Anz, Thomas: Buhmann der Nation? Eine kleine Verteidigung der Germanistik, S. 35; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.9.2004.
- Apel, Friedmar: Frischluft für eine deutsche Wissenschaft. Bildung bindet: Zum achtzigsten Geburtstag des Germanisten, Lehrers und Hochschulpolitikers Eberhard Lämmert, S. 34; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.9.2004.
- Arntzen, Helmut: Die Sprache der Literaturwissenschaft als Anpassungsversuch, S. 65-79; in: Griesheimer/Prinz (1991).
- Arntzen, Helmut: Unsinn und Sinn der Germanistik, Weinheim 1996.
- Assmann, Aleida: Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee, Frankfurt a.M. 1993.
- Austin, J. L.: Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart 1972 (im Orig.: How to Do Things with Words, Oxford 1963).
- Bachmaier, Helmut/Fischer, Ernst Peter (Hrsg.): Glanz und Elend der zwei Kulturen. Über die Verträglichkeit der Natur- und Geisteswissenschaften, Konstanz 1991.
- Bachmann-Medick, Doris (Hrsg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft, Frankfurt a.M. 1996.
- Bär, Günter: Die nationalen Hochsprachen, z.B. Französisch und Deutsch, als Grundlagen der nationalen Kulturen in der Auseinandersetzung mit der Weltsprache Englisch, S. 64-78; in: Hättich/Pfützner (1989).
- Bahner, Werner/Neumann, Werner (Hrsg.): Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung, Berlin 1985.
- Baßler, Moritz (Hrsg.): New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Mit Beiträgen von Stephen Greenblatt, Louis Montrose u.a., Frankfurt a.M. 1995.
- Behütens, Georg/Wolff, Jürgen (Hrsg.): Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik, Germanistentag '91, Augsburg 6. bis 9. Oktober. Die Beiträge aus den Arbeitskreisen, Stuttgart 1992.
- Bentfeld, Anne/Delabar, Walter (Hrsg.): Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem, Opladen 1997.
- de Berg, Henk/Prangel, Matthias (Hrsg.): Interpretation 2000. Positionen und Kontroversen. Festschrift zum 65. Geburtstag von Horst Steinmetz, Heidelberg, Winter 1999.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1980.
- Bessling, Reiner: Schule der nationalen Ethik. Johann Georg Sprenkel: Die Deutschkundebewegung und der deutsche Germanistenverband, Frankfurt am Main 1997.

- Bildungspolitik – aktuell. Neue Überlegungen zum Germanistikstudium. Aus den „Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Differenzierung des Studienangebots“ (1978), S. 33-45; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 4, 1978.
- Blamberger, Günter/Glaser, Hermann/Glaser, Ulrich (Hrsg.): Berufsbezogen studieren. Neue Studiengänge in den Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften, München 1993.
- Boden, Petra/Dainat, Holger: Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert, Berlin 1997.
- Bodi, Leslie: Österreichische Literatur – Deutsche Literatur. Zur Frage von Literatur und nationaler Identität, S. 486-492; in: Rupp, Heinz/Roloff, Hans-Gert (Hrsg.): Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980, Teil 3, Bern u.a. 1980.
- Böhme, Hartmut: Vorwärts ins 19. Jahrhundert? Die Kulturwissenschaft leistet notwendige Erneuerungen – Eine Entgegnung auf Hans-Harald Müller, S. 7; in: Frankfurter Rundschau, 14.10.1997.
- Böhme, Hartmut/Scherpe, Klaus R. (Hrsg.): Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle, Hamburg 1996.
- Böhme, Hartmut: <http://www.culture.hu-berlin.de/HB/volltexte/texte/kuwilex.html>, ohne Datum.
- Bogdal, Klaus-Michael/Müller, Oliver (Hrsg.): Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965-1980, Heidelberg 2005.
- Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt a.M./Leipzig 1994.
- Bollenbeck, Georg: Das neue Interesse an der Wissenschaftshistoriographie und das Forschungsprojekt „semantischer Umbau der Geisteswissenschaften“, S. 9-40; in: Bollenbeck/Knobloch (2001).
- Bollenbeck, Georg/Knobloch, Clemens (Hrsg.): Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945, Heidelberg 2001.
- Bonfadelli, Heinz/Bucher, Priska (Hrsg.): Lesen in der Mediengesellschaft. Stand und Perspektiven der Forschung, Zürich 2002.
- Borck, Karl Heinz: Bericht, S. 9-12; in: Borck/Henß (1970).
- Borck, Karl Heinz/Henß, Rudolf (Hrsg.): Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte, Heidelberg 1970.
- Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hrsg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main/New York 1999.
- Busse, Dietrich: Historische Semantik, Stuttgart 1987.

- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen 1994.
- Busse, Dietrich: Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens, S. 37-52; in: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 86, 2000.
- Cassens, Johann-Tönjes: Einleitendes Statement zu: Wie unvermeidlich sind die Geisteswissenschaften? Rundgespräch über die wissenschaftstheoretischen und die wissenschaftspolitischen Perspektiven der Geisteswissenschaften, S. 276-281; in: Ermert/Gürtler (1988).
- Christ, Herbert: Die kulturelle und politische Funktion des Deutschen als 'Nationalsprache', S. 25-35; in: Hättich/Pfützner (1989).
- Christ, Herbert/Schröder, K./Weinrich, H./Zapp, Fr.-J. (Hrsg.): Fremdsprachenunterricht in Europa. Homburger Empfehlungen für eine sprachenteilige Gesellschaft, Universität Augsburg 1980.
- de Cillia, Rudolf/Krumm, Hans-Jürgen/Wodak, Ruth (Hrsg.): Die Kosten der Mehrsprachigkeit: Globalisierung und sprachliche Vielfalt. The Cost of Multilingualism: Globalisation and Linguistic Diversity, Wien 2003.
- Conrady, Karl Otto: Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966, S. 126-143; in: Diskussion Deutsch, 100, 1988.
- Cramer, Thomas (Hrsg.): Literatur und Sprache im historischen Prozeß. Vorträge des Deutschen Germanistentages, Aachen 1982, Bd. 1 und 2, Tübingen 1983.
- Dainat, Holger: ...die Dinge selbst in Bewegung setzen. Fachentwicklung und Selbstreflexion in der bundesrepublikanischen Germanistik seit den sechziger Jahren, S. 207-216; in: Janota (1993: Bd. 2: Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel).
- Dainat, Holger: Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1890 bis 1913/14, S. 494-537; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Drews, Jörg: Der erschütterte Sinn und der Tanz der Perspektiven. Zur Lage der Literaturwissenschaft, S. 922-928; in: Merkur, 39, 1985.
- Ehlich, Konrad: Europäische Sprachen im Zeitalter der Postnationalität, S. 186-195; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000.
- Ehlich, Konrad: Postnationale Perspektiven für nationale Sprachen, S. 41-59; in: Kugler (2002: Bd. 1).

- Ehlich, Konrad/Ossner, Jakob/Stammerjohann, Harro (Hrsg.): Hochsprachen in Europa. Entstehung, Geltung, Zukunft, Freiburg i.Br. 2001.
- Entschließung des Rates vom 31. März 1995 betreffend die qualitative Verbesserung und Diversifizierung des Erwerbs von Fremdsprachenkenntnissen und des Fremdsprachenunterrichts in den Bildungssystemen der Europäischen Union, S. 1-5; in: Amtsblatt Nr. C 207 vom 12.8.1995.
- Erhart, Walter (Hrsg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Weimar 2004.
- Ermert, Karl/Gürtler, Sabine (Hrsg.): Was sind und zu welchem Ende brauchen wir Geisteswissenschaften? Geisteswissenschaften zwischen Krise und neuem Selbstbewußtsein, Loccumer Protokolle 18, 1988.
- Estelmann, Frank/Müller, Olaf/Krügel, Pierre (Hrsg.): Traditionen der Entgrenzung. Beiträge zur romanistischen Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt a.M. u.a. 2003.
- Europäische Kommission: Weißbuch zur allgemeinen und beruflichen Bildung. Lehren und Lernen – Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft, Luxemburg 1996.
- Fingerhut, Karl: Die folgenlose Literatur und der pädagogische Wahn. Deutschdidaktik, Literaturunterricht und die Gegenwartsliteratur, S. 3-19; in: Oellers (1988: Bd. 3: Literatur und Literaturunterricht in der Moderne).
- Fink-Eitel, Hinrich: Michel Foucault. Zur Einführung, Hamburg 3. Aufl. 1997.
- Flashar, Hellmut/Lobkowitz, Nikolaus/Pöggeler, Otto: Geisteswissenschaft als Aufgabe. Kulturpolitische Perspektiven und Aspekte, Berlin/New York 1978.
- Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M. 4. Aufl. 1999, 1. Aufl. 1980 (ersch. 1935).
- Förster, Jürgen: Kultureller Wandel und der Bildungsauftrag des Deutschunterrichts, S. 134-144; in: Behütens/Wolff (1992).
- Förster, Jürgen/Neuland, Eva/Rupp, Gerhard: Wozu noch Germanistik? Zur Aktualität einer alten Fragestellung, S. 1-14; in: Förster/Neuland/Rupp (1989).
- Förster, Jürgen/Neuland, Eva/Rupp, Gerhard (Hrsg.): Wozu noch Germanistik? Wissenschaft – Beruf – kulturelle Praxis, Stuttgart 1989.
- Fohrmann, Jürgen: Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich, Stuttgart 1989.

- Fohrmann, Jürgen: Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptuelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, S. 110-125; in: IASL, 16, 1991.
- Fohrmann, Jürgen: Einleitung: Von den deutschen Studien zur Literaturwissenschaft, S. 1-14; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Fohrmann, Jürgen: Geschichte der deutschen Literaturgeschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Kaiserreich, S. 576-604; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Fohrmann, Jürgen/Kasten, Ingrid/Neuland, Eva (Hrsg.): Autorität der/in Sprache, Literatur, Neue Medien. Vorträge des Bonner Germanistentages 1997, Bd. 1 und 2, Bielefeld 1999.
- Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft, Stuttgart 1987 (= Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 61, Sonderheft 1987).
- Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm: Einleitung, S. 7-16; in: Fohrmann/Voßkamp (1991).
- Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, München 1991.
- Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, Weimar 1994.
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M. 1981 (ersch. 1969).
- Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M. 1977 (Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970) (ersch. 1972).
- Fried, Johannes: Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte, S. 291-316; in: HZ, 263, 1996.
- Friedrich, Bodo: Geschichte des Sprachunterrichts im Deutschunterricht, S. 569-588 (2. Teilbd.); in: Bredel, Ursula/Günther, Hartmut/Klotz, Peter/Ossner, Jakob/Siebert-Ott, Gesa: Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch, Bd. 1 und 2, Paderborn 2003.
- Frühwald, Wolfgang: Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung: die Erfahrung des 19. Jahrhunderts, S. 73-111; in: Frühwald u.a. (1991).
- Frühwald, Wolfgang, Jauß, Hans Robert, Kosellek, Reinhart, Mittelstraß, Jürgen, Steinwachs, Burkhardt: Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift, Frankfurt a.M. 1991.
- Fürbeth, Frank: Vorwort, S. XI-XIV; in: Fürbeth u.a. (1999).
- Fürbeth, Frank: Was heißt, wozu dient und wohin führt uns Interdisziplinarität?, S. 7-16; in: Das Mittelalter (1999).

- Fürbeth, Frank/Krügel, Pierre/Metzner, Ernst Erich/Müller, Olaf (Hrsg.): Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996), Tübingen 1999.
- Fuld, Werner: Verführung durch Fakten. 'Die anderen Klassiker' – Gert Uedings literarische Porträts; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.12.1986.
- Gaier, Ulrich: Erweiterung germanistischer Berufsmöglichkeiten durch inhaltliche Studienreform. Bericht über ein Projekt, S. 45-50; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 4, 1978.
- Gaier, Ulrich (Hrsg.): Germanisten ohne Zukunft? Empfehlungen zur Erhöhung der beruflichen Flexibilität germanistischer Studienabsolventen, Kronberg/Ts. 1978.
- Gardner, Howard: Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft, Stuttgart 1989 (ersch. 1985).
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 1983.
- Gerdzen, Rainer/Wolff, Jürgen (Hrsg.): Deutschunterricht im Umfeld seiner Herausforderer: Jugendkultur und Medien, Stuttgarter Germanistentag 1985, Stuttgart 1987.
- Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walter Killy, Karl Otto Conrady und Peter von Polenz, Frankfurt 1967.
- Geschichte der Germanistik. Mitteilungen, hrsg. v. König, Christoph, Doppelheft 25/26, 2004.
- Gey, Thomas (Hrsg.): Die deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, Vortragsmanuskripte, Germanistentag 1992, Berlin vom 30. September bis 3. Oktober, Berlin 1993.
- Goetz, Hans-Werner: Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung, Darmstadt 1999.
- Goetz, Hans-Werner: Interdisziplinarität im Rahmen eines Perspektivenwandels heutiger Geschichtswissenschaft, S. 49-55; in: Das Mittelalter (1999).
- Gogolin, Ingrid: Der monolinguale Habitus in der multilingualen Schule, Münster u.a. 1994.
- Gogolin, Ingrid: Multilingualität und Bildung, S. 135-142; in: Wölfling/Lenhart (2003).
- Gogolin, Ingrid/Krüger-Potratz, Marianne/Neumann, Ursula: Kultur- und Sprachenvielfalt in Europa – Bilder von gestern, Visionen von morgen?, S. 1-19; in: Gogolin u.a. (1991).

- Gogolin, Ingrid/Kroon, Sjaak/Krüger-Potratz, Marianne/Neumann, Ursula/Vallen, Ton (Hrsg.): Kultur- und Sprachvielfalt in Europa, Münster/New York 1991.
- Gogolin, Ingrid/Neumann, Ursula (Hrsg.): Großstadt-Grundschule. Eine Fallstudie über sprachliche und kulturelle Pluralität als Bedingung der Grundschularbeit, Münster u.a. 1997.
- Greenblatt, Stephen: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern, Frankfurt 1995 (ersch. 1990).
- Greß, Franz: Germanistik und Politik. Kritische Beiträge zur Geschichte einer nationalen Wissenschaft, Stuttgart 1971.
- Grewendorf, Günther: Parametrisierung der Syntax. Zur 'kognitiven Revolution' in der Linguistik, Universität Frankfurt a.M. 1991 (= Sprachwissenschaft in Frankfurt, Arbeitspapier Nr. 1).
- Grice, Herbert Paul: Logic and Conversation, p. 41-58; in: Syntax and Semantics, Vol. 3, Speech Acts, ed. by Peter Cole and Jerry L. Morgan, New York 1975.
- Griesheimer, Frank: Unmut nach innen. Ein Abriss über das Enttäuschende an der gegenwärtigen Literaturwissenschaft, S. 11-43; in: Griesheimer/Prinz (1991).
- Griesheimer, Frank/Prinz, Alois (Hrsg.): Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven, Tübingen 1991.
- Grimm, Jakob: Einleitender Vortrag des *V o r s i t z e n d e n* über den Namen der Germanisten, S. 58-62; in: Verhandlungen (1847).
- Grimm, Jakob: Einleitender Vortrag des *V o r s i t z e n d e n* über die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften, S. 11-18; in: Verhandlungen (1847).
- Grimm, Wilhelm: Rede des Herrn *W i l h e l m G r i m m* aus Berlin über das deutsche Wörterbuch, S. 114-124; in: Verhandlungen (1847).
- Grimm, Jacob: Rede auf Lachmann, S. 145-162; in: Grimm, Jacob: Kleinere Schriften, Bd. 1, Reden und Abhandlungen, Berlin 1864.
- Groeben, Norbert/Hurrelmann, Bettina (Hrsg.): Lesesozialisation in der Mediengesellschaft, Weinheim/München 2004.
- Günther, Hartmut: Erziehung zur Schriftlichkeit, S. 85-96; in: Eisenberg, Peter/Klotz, Peter (Hrsg.): Sprache gebrauchen – Sprachwissen erwerben, Stuttgart 1993.
- Habermas, Jürgen: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt 1988.

- Habermas, Jürgen: Was ist ein Volk? Bemerkungen zum politischen Selbstverständnis der Geisteswissenschaften im Vormärz, am Beispiel der Frankfurter Germanistenversammlung von 1846, S. 23-39; in: Fürbeth u.a. (1999).
- Hacking, Ian: Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt a.M. 1999.
- Haefner, Klaus: Die neue Bildungskrise. Herausforderung der Informationstechnik an Bildung und Ausbildung, Basel/Boston/Stuttgart 1982.
- Haefner, Klaus: Mensch und Computer im Jahre 2000. Ökonomie und Politik für eine human computerisierte Gesellschaft, Basel/Boston/Stuttgart 1984.
- Hättich, Manfred/Pfützner, Paul Dietmar: Nationalsprachen und die Europäische Gemeinschaft. Probleme am Beispiel der deutschen, französischen und englischen Sprache, München 1989.
- Haß, Ulrike/König, Christoph (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute, Göttingen 2003.
- Henß, Rudolf/Moser, Hugo (Hrsg.): Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21.-25. Oktober 1964, Berlin 1965.
- Hermant, Jost: Geschichte der Germanistik, Hamburg 1994.
- Herzog, Roman: Rede zur Eröffnung des Kongresses „150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main“ am 24. September 1996 in der Paulskirche zu Frankfurt, S. 1-5; in: Fürbeth u.a. (1999).
- Hildebrand, Rudolf: Das Deutsche in der Schule der Zukunft, S. 1-6; in: ZfDU 5, 1891.
- Hirseland, Andreas/Schneider, Werner: Wahrheit, Ideologie und Diskurse. Zum Verhältnis von Diskursanalyse und Ideologiekritik, S. 373-402; in: Keller/Hirseland/Schneider/Viehöver (2001: Bd. 1).
- Höhne, Thomas/Kunz, Thomas/Radtke, Frank-Olaf: Bilder von Fremden. Formen der Migrantendarstellung als der „anderen Kultur“ in deutschen Schulbüchern von 1981-1997. Zwischenbericht, Frankfurt a.M. 1999.
- Homburger Empfehlungen zur Förderung der europäischen Hochsprachen, S. 387-389; in: Ehlich/Ossner/Stammerjohann (2001).
- Hoppe, Almut/Wolff, Jürgen (Hrsg.): Deutschunterricht und Lebenswelt: Vortragsmanuskripte und Materialien, Germanistentag 1989, Stuttgart 1990.
- Humboldts, Wilhelm von Werke, hrsg. v. Leitzmann, Albert, Berlin 1920 (Nachdruck Berlin 1968).
- Humboldt, Wilhelm von: Werke in fünf Bänden, hrsg. v. Flitner, Andreas/Giel, Klaus, Darmstadt 4. Aufl. 1986.

- Hunger, Ulrich: Romantische Germanistik und Textphilologie: Konzepte zur Erforschung mittelalterlicher Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts, S. 42-68; in: Fohrmann/Voßkamp (1987).
- Hunger, Ulrich: Die altdeutsche Literatur und das Verlangen nach Wissenschaft: Schöpfungsakt und Fortschrittsglaube in der Frühgermanistik, S. 236-263; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Ivo, Hubert: Muttersprache – Identität – Nation. Sprachliche Bildung im Spannungsfeld zwischen einheimisch und fremd, Opladen 1994.
- Ivo, Hubert: Deutschdidaktik: Die Sprachlichkeit des Menschen als Bildungsaufgabe in der Zeit, Baltmannsweiler 1999.
- Jäger, Ludwig: Die Linguistik des Innern. Historische Anmerkungen zu den zeichen- und erkenntnistheoretischen Grundlagen der kognitivistischen Sprachwissenschaft, S. 291-326; in: Jäger/Switalla (1994).
- Jäger, Ludwig (Hrsg.): Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994, Weinheim 1995.
- Jäger, Ludwig/Switalla, Bernd: Sprache und Literatur im Wandel ihrer medialen Bedingungen: Perspektiven der Germanistik, S. 7-23; in: Jäger/Switalla (1994).
- Jäger, Ludwig/Switalla, Bernd (Hrsg.): Germanistik in der Mediengesellschaft, München 1994.
- Jäger, Siegfried: Kritische Diskursanalyse, Duisburg 1993.
- Jäger, Siegfried: Einen Königsweg gibt es nicht. Bemerkungen zur Durchführung von Diskursanalysen, S. 136-147; in: Bublitz/Bührmann/Hanke/Seier (1999).
- Janota, Johannes (Hrsg.): Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810-1870, Tübingen 1980 (= Texte zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik III).
- Janota, Johannes (Hrsg.): Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991, Bd. 1-4., Tübingen 1993.
- Jauß, Hans Robert: Die Paradigmatik der Geisteswissenschaften im Dialog der Disziplinen, S. 45-72; in: Frühwald u.a. (1991).
- Judet de La Combe, Pierre/Wismann, Heinz: Einleitung, S. 5-9; in: L'avenir des langues. Repenser les Humanités, im Ersch, übers. v. Wyss, Ulrich u. M. v. Marie-Claire Perroudon; in: Geschichte der Germanistik (2004).
- Kämmerlings, Richard: Kredit zu verspielen. Dienstleistungsunwillig: Der Germanistentag in München, S. 39; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.9.04.

- Kailuweit, Rolf: Der gespaltene Monolinguisimus, S. 113-120; in: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin (Hrsg.): PostModerne Diskurse zwischen Sprache und Macht, Hamburg/Berlin 1999.
- Kambas, Chryssoula: Germanistik: Eine Disziplin oder eine Gruppe von Disziplinen? Gemeinsamkeiten und Tendenzen zur Verselbständigung, S. 56-68; in: Jäger (1995).
- Kant, Immanuel: Der Streit der Fakultäten; in: Werke, hrsg. v. Cassirer, Ernst, Berlin 1922 ff., Bd. VII.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1: Theorien und Methoden und Bd. 2: Empirie und Befunde, Opladen 2001.
- Kienpointner, Manfred: Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern, Stuttgart-Bad Cannstatt 1992.
- Kienpointner, Manfred: Vernünftig argumentieren. Regeln und Techniken der Diskussion, Reinbek 1996.
- Klein, Horst G./Stegmann, Tilbert D.: EuroComRom – Die sieben Siebe: Romanische Sprachen sofort lesen können, Aachen 2000.
- Klein, Wolfgang: Argumentation und Argument, S. 9-57; in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi), 38/39, 1980.
- Knobloch, Clemens: Überlegungen zur Theorie der Begriffsgeschichte aus sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Sicht; in: Archiv für Begriffsgeschichte, begr. v. Rothacker, Erich, Bd. XXXV, Bonn 1992.
- Knobloch, Clemens: Über die Schulung des fachgeschichtlichen Blickes: Methodenprobleme bei der Analyse des „semantischen Umbaus“ in Sprach- und Literaturwissenschaft, S. 203-235; in: Bollenbeck/Knobloch (2001).
- Koch, Peter/Österreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, S. 15-43; in: Romanisches Jahrbuch, 36, 1986.
- Köhnen, Ralph (Hrsg.): Wege zur Kultur. Perspektiven für einen integrativen Deutschunterricht/Germanistentag der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer in Bochum vom 29.9. bis 2.10.1996, Frankfurt a.M. u.a. 1998.
- Kolbe, Jürgen (Hrsg.): Ansichten einer künftigen Germanistik, Frankfurt 1969.
- Kolbe, Jürgen (Hrsg.): Neue Ansichten einer künftigen Germanistik, München 1973.
- Kolk, Rainer: Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert, S. 50-73; in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 14, 1989.

- Kolk, Rainer: Berlin oder Leipzig. Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im „Nibelungenstreit“, Tübingen 1990.
- Kolk, Rainer: Fachgeschichtsforschung als historische Selbstreflexion in der Germanistik, S. 217-226; in: Janota (1993: Bd. 2: Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel).
- Kolk, Rainer: Liebhaber, Gelehrte, Experten. Das Sozialsystem der Germanistik bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, S. 48-114; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Kopp, Detlev: (Deutsche) Philologie und Erziehungssystem, S. 669-741; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Kopperschmidt, Josef: Methodik der Argumentationsanalyse, Stuttgart-Bad Cannstatt 1989.
- Kopperschmidt, Josef: Argumentationstheorie zur Einführung, Hamburg 2000.
- Koselleck, Reinhart: Einführung, S. 1-6; in: White (1986).
- Koselleck, Reinhart: Wie sozial ist der Geist der Wissenschaften?, S. 112-141; in: Frühwald u.a. (1991).
- Krauß, Henning/Späth, Lothar/Zimmerli, Walther Ch.: Der Ruf nach den Geisteswissenschaften, Tutzing Materialien Nr. 40, Tutzing 1987.
- Krohn, Rüdiger: „...*daß Alles Allen verständlich sey...*“ Die Altgermanistik des 19. Jahrhunderts und ihre Wege in die Öffentlichkeit, S. 264-333; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Kugler, Hartmut/Redder Angelika: Euro-Deutsch. Kontroversen um die Deutschsprachigkeit im europäischen Mehrsprachenraum. Vorwort zur Dokumentation der Tutzinger Tagung 1999, S. 127-130; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000.
- Kugler, Hartmut (Hrsg.) i. Zus. m. Boden, Petra u.a.: www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentags 2001, Bd. 1 und 2, Bielefeld 2002.
- Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt 2. Aufl. 1976 (ersch. 1962).
- Kursbuch 91: Wozu Geisteswissenschaften?, Berlin 1988.
- Lämmert, Eberhard: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft (Plenarvortrag), S. 15-36; in: von Wiese/Henß (1967).
- Lämmert, Eberhard: Eröffnungsansprache, S. 1-7; in: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes, 2, 1976.
- Lämmert, Eberhard: Die Geisteswissenschaften im Industriezeitalter. Festvortrag anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Fachbereichs Erziehungs- und Sozialwissenschaften, Hagen 1986 (= Hagener Universitätsreden 9).

- Lämmert, Eberhard: Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, S. 175-188; in: Prinz/Weingart (1990).
- Lämmert, Eberhard: Die Herausforderung der Geisteswissenschaften in einer Industriegesellschaft, S. 37-55; in: Rupp, Gerhard (Hrsg.): Was leisten die Geisteswissenschaften für die Zukunft? Beiträge zum Modellversuch Geisteswissenschaftliches Studium fundamentale an der Ruhr-Universität Bochum, Bochum 1992 (= Schriftenreihe der Ruhr-Universität und der Stadt Bochum).
- Lämmert, Eberhard: Zurück zu den Anfängen? Die kulturwissenschaftliche Weite der Germanistik von 1846, S. 7-22; in: Fürbeth u.a. (1999).
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve: Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts, Princeton 1986 (ersch. 1979).
- Leonhardt, Rudolf Walter: Trübes Bild in schönem Rahmen. Vielleicht kann eine Schwerpunktverlagerung nach Ostasien die Germanistik retten – 7. Internationaler Germanistenkongreß in Göttingen; in: Die ZEIT, 6.9.1985.
- Link, Jürgen/Link-Heer, Ursula: Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse, S. 88-99; in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi), 77, 1990.
- Lodovico, Ludi (Pseudonym für Rudolf Walter): Wem das Posthorn bläst – zur Konstruktion und Konjunktur des Nationalen, S. 189-206; in: Prokla, Nr. 87, 22. Jg., 1992.
- Lohmann, Ingrid: Bildung und Gesellschaft. Die Entstehung ihrer Beziehung am Beginn der Moderne, überarbeitetes Vorlesungsmanuskript, Universität Hamburg, FB Erziehungswissenschaft 2002 (unveröffentlicht).
- van der Loo, Hans/van Reijen, Willem: Modernisierung. Projekt und Paradox, München 1992.
- Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1984.
- Maas, Utz: „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“. Sprache im Nationalsozialismus. Versuch einer historischen Argumentationsanalyse, Opladen 1984.
- Maier, Hans: Das Problem der Mehrsprachigkeit in einem politisch zusammenwachsenden Europa, S. 79-89; in: Hättich/Pfützner (1989).
- Mannheim, Karl: Das Problem einer Soziologie des Wissens, S. 308-387; in: Mannheim, Karl: Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk, eingel. u. hrsg. v. Wolff, Kurt H., Berlin und Neuwied 1964, Soziologische Texte: Bd. 28 (Aufsatz ersch. 1925).

- Mannheim-Florentiner Empfehlungen zur Förderung der europäischen Hochsprachen, S. 230-232; in: Stickel (2002).
- Marquard, Odo: Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften, S. 98-116; in: Marquard, Odo: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien, Stuttgart 1986.
- Marquard, Odo: Verspätete Moralistik. Bemerkungen zur Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften, S. 13-22; in: Kursbuch (1988).
- Meves, Uwe: Zur Einrichtung der ersten Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Berliner Universität (1810), S. 161-184; in: Zeitschrift für deutsche Philologie 104, 1985.
- Meves, Uwe: Die Gründung germanistischer Seminare an den preußischen Universitäten (1875-1895), S. 69-122; in: Fohrmann/Voßkamp (1987).
- Meves, Uwe: Zum Institutionalisierungsprozeß der Deutschen Philologie: Die Periode der Lehrstuhllerrichtung, S. 115-203; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Meves, Uwe: Zur Namensgebung „Germanist“, S. 25-47; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes, 2, 1976.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 1, 1978.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 4, 1978.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1994.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 1, 1999.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1999 (= Mitt. des DGV, 3, 1999).
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 4, 1999.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000.
- Das Mittelalter, hrsg. v. Fürbeth, Frank, Bd. 4, H. 1 (1999): Interdisziplinarität.
- Das Mittelalter, hrsg. v. Fürbeth, Frank, Bd. 5, H. 1 (2000): Mediävistik als Kulturwissenschaft?
- Mittelstraß, Jürgen: Die Geisteswissenschaften im System der Wissenschaften, S. 15-44; in: Frühwald u.a. (1991).
- Montrose, Louis: Die Renaissance behaupten. Poetik und Politik der Kultur, S. 60-93; in: Baßler (1995).
- Müllenhoff, Karl: Die deutsche Philologie und die höhere Schulbildung; in: Deutsche Vierteljahrs Schrift 4, 1851.
- Müller, Hans-Harald: „Aus den fremdartigsten Säften zusammengebraut“. Die verlorene Einheit der Philologie und ihre Restitution im Medium der Kulturwissenschaft – Zwei Legenden, S. 12; in: Frankfurter Rundschau, 2.9.1997.

- Müller, Jörg Jochen: Germanistik – eine Form bürgerlicher Opposition, S. 5-112; in: Müller (2000).
- Müller, Jörg Jochen: Die ersten Germanistentage, S. 297-318; in: Müller (2000).
- Müller, Jörg Jochen (Hrsg.): Germanistik und deutsche Nation 1806-1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewusstseins, Stuttgart 2000 (ersch. 1974).
- Müller-Michaels, Harro: Didaktik in postmodernen Zeiten, S. 42-56; in: Jahrbuch der Deutschdidaktik 1989/90, hrsg. v. Rupp, Gerhard/Müller-Michaels, Harro, Tübingen 1991.
- Müller-Seidel, Walter: Zur Einführung, S. 5-11; in: Müller-Seidel, Walter u.a. (1974).
- Müller-Seidel, Walter i. V. m. Fromm, Hans u. Richter, Karl (Hrsg.): Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, München 1974.
- Müller-Seidel, Walter: Die Erforschung der deutschen Literatur. Zur Situation in einem sogenannten Massenfach, S. 137-152; in: Flaschar/Lobkowitz/Pöggeler (1978).
- Nelde, Peter Hans: Deutsch im Kontext europäischer Mehrsprachigkeit, S. 132-141; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000.
- Nemec, Friedrich/Siegert, Wolf/Solms, Wilhelm: Pluralismus der Alternativen oder Alternative zum Pluralismus?: Bernhard Vogels Eröffnungsrede 'Deutschunterricht, ein Politikum?' und der Germanistentag 1973 in Trier, Gießen 1974.
- Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, S. 875-890; in: Nietzsche, Friedrich: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, Bd. 1, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München, Berlin, New York 1980.
- Oellers, Norbert (Hrsg.): Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung. Vorträge des Germanistentages Berlin 1987, Bd. 1-4, Tübingen 1988.
- Oexle, Otto Gerhard: Kultur, Kulturwissenschaft, Historische Kulturwissenschaft. Überlegungen zur kulturwissenschaftlichen Wende, S. 13-33; in: Das Mittelalter (2000).
- Ong, Walter J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes, Op-laden 1987.
- Ossner, Jakob: Argumentation und Argumentieren, unveröff. Manusk., Frankfurt a.M. 1999.
- Ottmers; Clemens: Rhetorik, Stuttgart/Weimar 1996.

- Parr, Rolf: Textsorten und literarische Gattungen. Einige Topoi der Berichterstattung über Germanistentage, S. 30-36; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1994.
- Pedersen, Inge Lise: European Standard Languages and Multilingual Europe – The Nordic Language Council, S. 73-83; in: Stickel (2002).
- Pehlke, Michael: Aufstieg und Fall der Germanistik – von der Agonie einer bürgerlichen Wissenschaft, S. 18-44; in: Kolbe (1969).
- Pinker, Steven: Der Sprachinstinkt: wie der Geist die Sprache bildet, München 1996 (ersch. 1994).
- Pinker, Steven: Wie das Denken im Kopf entsteht, München 1998 (ersch. 1997).
- Podak, Klaus: Der Dame kann geholfen werden... Gestern wurde in Augsburg der Germanistentag `91 eröffnet, S. 24; in: Süddeutsche Zeitung, 7.10.1991.
- Pöggeler, Otto: Einleitung, S. 1-19; in: Flashar/Lobkowicz/Pöggeler (1978).
- Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter: Innenansichten geisteswissenschaftlicher Forschung: Einleitende Bemerkungen, S. 9-23; in: Prinz/Weingart (1990).
- Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter (Hrsg.): Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, Frankfurt a.M. 1990.
- Quetz, Jürgen u.a. (Übers.): Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen. Übersetzung des Common European Framework of Reference for Languages des Europarats, Berlin 2001.
- Raasch, Albert: `Hoch-Sprache` und europäische Sprachförderprogramme, S. 365-376; in: Ehlich/Ossner/Stammerjohann (2001).
- Röther, Klaus: Die Germanistenverbände und ihre Tagungen, Köln 1980.
- Rosebrock, Cornelia (Hrsg.): Lesen im Medienzeitalter. Biographische und historische Aspekte literarischer Sozialisation, Weinheim/München 1995.
- Rosenberg, Rainer: Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichte, Berlin 1981.
- Rosenberg, Rainer: Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe, Berlin 1987.
- Rothacker, Erich: Logik und Systematik der Geisteswissenschaften, Reihe: Handbuch der Philosophie, München und Berlin 1926.
- Rupp, Gerhard: „Kanon tut not“ – Weiterarbeit am Kanon, S. 81-85; in: Welbers/Preuss (2000).
- Sabatini, Francesco: Mehrsprachigkeit und historisches Bewusstsein in der Schule, S. 377-386; in: Ehlich/Ossner/Stammerjohann (2001).
- Schaefer, Eduard: Einführung, S. VII-VIII; in: Schaefer (1981).
- Schaefer, Eduard (Hrsg.): Medien und Deutschunterricht. Vorträge des Germanistentags Saarbrücken 1980, Tübingen 1981.

- Schallenberg, Stefan: *Moralisierung im Kriegsdiskurs. Eine Analyse von Printmedienbeiträgen zum Golfkrieg und zum Vietnamkrieg*, Frankfurt a.M. 1999.
- Scheffer, Bernd: *Am Rande der buchstäblichen Zeichen. Zur Lesbarkeit/Unlesbarkeit der (Medien-)Welt*, S. 485-502; in: Kugler (2002: Bd. 1).
- Schlosser, Horst Dieter/Metzner, Ernst Erich: „Das haben die Brüder Grimm nicht ahnen können“. *Germanisten im Gespräch: Nachdenken über Aktualitäten angesichts einer Jubiläumsveranstaltung*, S. 54-61; in: *Forschung Frankfurt*, 3, 1996.
- Schnädelbach, Herbert: *Kritik der Kompensation*, S. 35-45; in: *Kursbuch* (1988).
- Schneider, Wolfgang: *Man spricht nicht deutsch. Die Angst vor Prestigeverlust geht um: Der Germanistentag in Erlangen*; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 6.10.2001.
- Schnell, Ralf: *Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will*, Reinbek bei Hamburg 2000.
- Scholtz, Gunter: *Epochen und Ziele der Geisteswissenschaften. Ein historischer Überblick in aktueller Absicht*, S. 47-77; in: *Ermert/Gürtler* (1988).
- Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt 1992.
- Schulze, Hagen: *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*, München 1994.
- Searle, J. R.: *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt a.M. 1971 (im Orig.: *Speech acts. An essay in the philosophy of language*, Cambridge 1969).
- Snow, Charles Percy: *The Two Cultures and a Second Look. An Expanded Version of the Two Cultures and the Scientific Revolution*, Cambridge 1964. (Dt.: *Ders.: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, Stuttgart 1967.)
- Späth, Lothar: *Das Kabel – Anschluß an die Zukunft. Stellungnahme zu geplanten Kommunikationsmedien*, Stuttgart 1981.
- Späth, Lothar: *Wende in die Zukunft. Die Bundesrepublik auf dem Weg in die Informationsgesellschaft*, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Spinner, Kaspar H.: *Bildung im Literaturstudium? Für eine hochschuldidaktische Neubestimmung*, S. 180-197; in: *Griesheimer/Prinz* (1991).
- Sprachen und Kulturen – Wege zur europäischen Identität. Kongress des Deutschen Philologenverbandes (in Kooperation mit den Fachverbänden Deutscher Altphilologenverband, Deutscher Germanistenverband, Deutscher*

- Romanistenverband, Fachverband Moderne Fremdsprachen, Bundesverband der Lehrkräfte und Freunde der russischen Sprache), am 15./16. März 2001 in Berlin, Kongressbericht, Schriftenreihe des Deutschen Philologenverbandes, Bd. 2.
- Stammerjohann, Harro: Einleitung, S. 9-17; in: Ehlich/Ossner/Stammerjohann (2001).
- Steinwachs, Burkhard: Geisteswissenschaften und Medien, S. 142-159; in: Frühwald u.a. (1991).
- Stichweh, Rudolf: Migration, nationale Wohlfahrtsstaaten und die Entstehung der Weltgesellschaft, S. 49-61; in: Bommers, Michael/Halfmann, Jost (Hrsg.): Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten. Theoretische und vergleichende Untersuchungen, Osnabrück 1998 (= IMIS-Schriften, Bd. 6).
- Stichweh, Rudolf: Globalisierung von Wirtschaft und Wissenschaft: Produktion und Transfer wissenschaftlichen Wissens in zwei Funktionssystemen der modernen Gesellschaft (ohne Seitenang.); in: Soziale Systeme 5, 1, 1999.
- Stichweh, Rudolf: Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft, S. 1-18; in: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/iw/papers.htm> (working paper), Juni 2002.
- Stichweh, Rudolf: Genese des globalen Wissenschaftssystems, S. 1-28; in: <http://www.uni-bielefeld.de/soz/iw/pdf/Stichweh-Genese.pdf>, 2004.
- Stickel, Gerhard: Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen: Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage, S. 16-44; in: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit (= Jahrbuch 1998 des Instituts für deutsche Sprache), Berlin/New York 1999.
- Stickel, Gerhard: Einstellungen der Deutschen zum Deutschen und seinem Verhältnis zu anderen Sprachen, S. 27-49; in: Wilss, Wolfram (Hrsg.): Weltgesellschaft, Weltverkehrssprache, Weltkultur. Globalisierung versus Fragmentierung, Tübingen 2000a.
- Stickel, Gerhard: Repräsentativerhebung zur 'Sprachbefindlichkeit' in Deutschland, S. 196-213; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2-3, 2000b.
- Stickel, Gerhard: Grußwort, S. 15-17; in: Stickel (2002).
- Stickel, Gerhard: Hochsprachen und Europäische Mehrsprachigkeit aus der Sicht des Instituts für Deutsche Sprache (IDS), S. 29-39; in: Stickel (2002).
- Stickel, Gerhard (Hrsg.): Europäische Hochsprachen und mehrsprachiges Europa, Mannheim 2002.

- Stötzel, Georg (Hrsg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984, 1. und 2. Teil, Berlin/New York 1985.
- Switalla, Bernd: Die gegenwärtige germanistische Linguistik. Eindrücke und Mutmaßungen, S. 222-239; in: Prinz/Weingart (1990).
- Thum, Bernd: Germanistik als angewandte Kulturwissenschaft, S. 256-277; in: Oellers (1988: Bd. 1: Das Selbstverständnis der Germanistik. Aktuelle Diskussionen).
- Titscher, Stefan u.a.: Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick, Opladen 1998.
- Toulmin, Stephen: Der Gebrauch von Argumenten, Kronberg/Ts. 1975.
- Vachek, Josef: Zum Problem der geschriebenen Sprache, S. 229-239; in: Scharnhorst, Jürgen/Ising, Erika (Hrsg.): Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege, Teil 1, Reihe: Sprache und Gesellschaft, Berlin 1976 (Aufs. ersch. 1939).
- Varwig, Freyr R.: Der Gebrauch von Toulmins Argumentationsschema zum Erweis des 'lógon didónai' bei der Hermeneutik literarischer Gespräche, S. 168-179; in: Barthel, Henner (Hrsg.): lógon didónai. Gespräch und Verantwortung. Festschrift für Hellmut Geißner, München 1996.
- Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am Main am 24., 25. und 26. September 1846, Frankfurt am Main 1847.
- Verhandlungen der Germanisten zu Lübeck am 27., 28. und 30. September 1847, Lübeck 1848, Verlag von Carl Boldemann.
- Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin 4.-17. Dezember 1890, Berlin 1891.
- Vietta, Silvio/Kemper, Dirk (Hrsg.): Germanistik der 70er Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie, München 2000.
- Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten (Hrsg.): Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, Berlin 1983.
- Voßkamp, Wilhelm: Für eine systematische Erforschung der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, S. 1-6; in: Fohrmann/Voßkamp (1987).
- Voßkamp, Wilhelm: Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, S. 240-247; in: Prinz/Weingart (1990).
- Voßkamp, Wilhelm: Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik, S. 17-28; in: Fohrmann/Voßkamp (1991).

- Voßkamp, Wilhelm: Einleitung: 'Bildung' als Synthese, S. 15-24; in: Fohrmann/Voßkamp (1994).
- Walser, Martin: Über ein Geschichtsgefühl; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.5.2002 (Rede vom 8. Mai 2002 im Berliner Willy-Brandt-Haus).
- Weimar, Klaus: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, München 1989.
- Weimar, Klaus: Über das derzeitige Verhältnis der deutschen Literaturwissenschaft zu ihrer Geschichte, S. 149-156; in: IASL, 16, 1991.
- Weingart, Peter/Prinz, Wolfgang/Kastner, Maria/Maasen, Sabine/Walter, Wolfgang: Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954-1987, Frankfurt a.M. 1991.
- Welbers, Ulrich: Germanistik: Die Zukunft der Bildung gestalten, S. 245-289; in: Welbers/Preuss (2000).
- Welbers, Ulrich/Preuss, Michael (Hrsg.): Die Reformierte Germanistik. Dokumentation zur Düsseldorfer Studienreform, Düsseldorf 2000.
- Welsch, Wolfgang: Transkulturalität – Lebensformen nach der Auflösung der Kulturen, S. 5-20; in: Information Philosophie, 2, 1992.
- Wengeler, Martin: Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985), Tübingen 2003.
- Werner, Michael: Nationalphilologie und Komparatistik. Historisch-methodische Überlegungen zum Problem des Vergleichs in der Literaturwissenschaft, S. 61-77; in: Kugler (2002: Bd. 1).
- Werthen, Wolfgang: Ansprache zur Eröffnung der Tagung, S. 1-3; in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 1, 1978.
- White, Hayden: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses, Stuttgart 1986.
- Wiener Manifest; in: de Cillia, Rudolf/Krumm, Hans-Jürgen/Wodak, Ruth (2003).
- Wierlacher, Alois/Stötzel, Georg (Hrsg.): Blickwinkel. Kulturelle Optik und interkulturelle Gegenstandskonstitution. Akten des III. Internationalen Kongresses der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik, Düsseldorf 1994.
- von Wiese, Benno: Begrüßungsrede in München am 18. Oktober 1966, S. 9-14; in: von Wiese/Henß (1967).
- von Wiese, Benno/Henß, Rudolf (Hrsg.): Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17.-22. Oktober 1966, Berlin 1967.

- Witte, Hansjörg (Hrsg.): Deutschunterricht zwischen Kompetenzerwerb und Persönlichkeitsbildung. Germanistentag des Fachverbandes Deutsch im Deutschen Germanistenverband e.V., 26. bis 29. September 1999 in Lüneburg, Baltmannsweiler 2000.
- Wyss, Ulrich: Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus, München 1979.
- Wyss, Ulrich: Deutsches oder europäisches Mittelalter?, S. 322-338; in: Jäger (1995).
- Wyss, Ulrich: Deutsches Altertum, Europa der Zukunft... Über die ältere Literatur in einer modernen Germanistik, S. 833-845; in: Fürbeth u.a. (1999).
- Wyss, Ulrich: Abgrenzungen. Die Germanistik um 1900 und die Tradition des Faches; in: Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900; hrsg. v. König, Christoph und Lämmert, Eberhard, Frankfurt am Main 1999.
- Wölfling, Willi/Lenhardt, Volker (Hrsg.): Globalisierung und Bildung. 4. Heidelberger Dienstagsseminar, Berlin 2003.
- Zymek, Bernd: Wissenschaft, Universitätsstruktur und Lehramt. Das deutsche Muster, seine Krisen, seine Zukunft, S. 245-256; in: Estelmann/Müller/Krügel (2003).

6. Anhang

Liste „Germanistentage“

(2004 München)⁴⁴⁵

2001 Erlangen (hrsg. v. Kugler: 2002)

1999 Lüneburg (DL)⁴⁴⁶ (hrsg. v. Witte: 2000)

1997 Bonn (hrsg. v. Fohrmann/Kasten/Neuland: 1999)

1996 Bochum (DL) (hrsg. v. Köhnen: 1998)

1994 Aachen (hrsg. v. Jäger: 1995)

1992 Berlin (DL) (hrsg. v. Gey: 1993)

1991 Augsburg (hrsg. v. Janota: 1993; hrsg. v. Behütuns/Wolff: 1992)

1989 Kiel (DL) (hrsg. v. Hoppe/Wolff: 1990)

1987 Berlin (hrsg. v. Oellers: 1988)

1985 Stuttgart (DL) (hrsg. v. Gerdzen/Wolff: 1987)

1984 Passau (hrsg. v. Stötzel: 1985)

1982 Aachen (hrsg. v. Cramer: 1983)

1980 Saarbrücken (DL) (hrsg. v. Schaefer: 1981)

1979 Hamburg (hrsg. v. Vorstand d. Vereinig. d.
dt. Hochschulgermanisten: Berlin 1983)

1977 Regensburg⁴⁴⁷ (DL)

1976 Köln

1973 Trier

1972 Stuttgart (hrsg. v. Müller-Seidel u.a.: 1974)

1968 Berlin (hrsg. v. Borck/Henß: 1970)

1967 Bochum

1966 München (hrsg. v. von Wiese/Henß: 1967)

1964 Essen (hrsg. v. Henß/Moser: 1965)

(1963 Bonn)

(1962 Mannheim)

(1956 Frankfurt am Main)

(1954 Nürnberg)

⁴⁴⁵ Die mit Klammern gekennzeichneten Germanistentage wurden nicht gesichtet und werden hier nur der Vollständigkeit halber aufgeführt.

⁴⁴⁶ Die mit DL gekennzeichneten Germanistentage wurden ausschließlich von den DeutschlehrerInnen ausgerichtet. Die anderen entweder von den HochschulgermanistInnen oder von beiden Fachgruppen.

⁴⁴⁷ Die „Dokumentationen“ zu den Germanistentagen 1967, 1973, 1976 und 1977 waren der Verfasserin nicht zugänglich.

„Dokumentationen“ – Übersicht über die Themenentwicklung

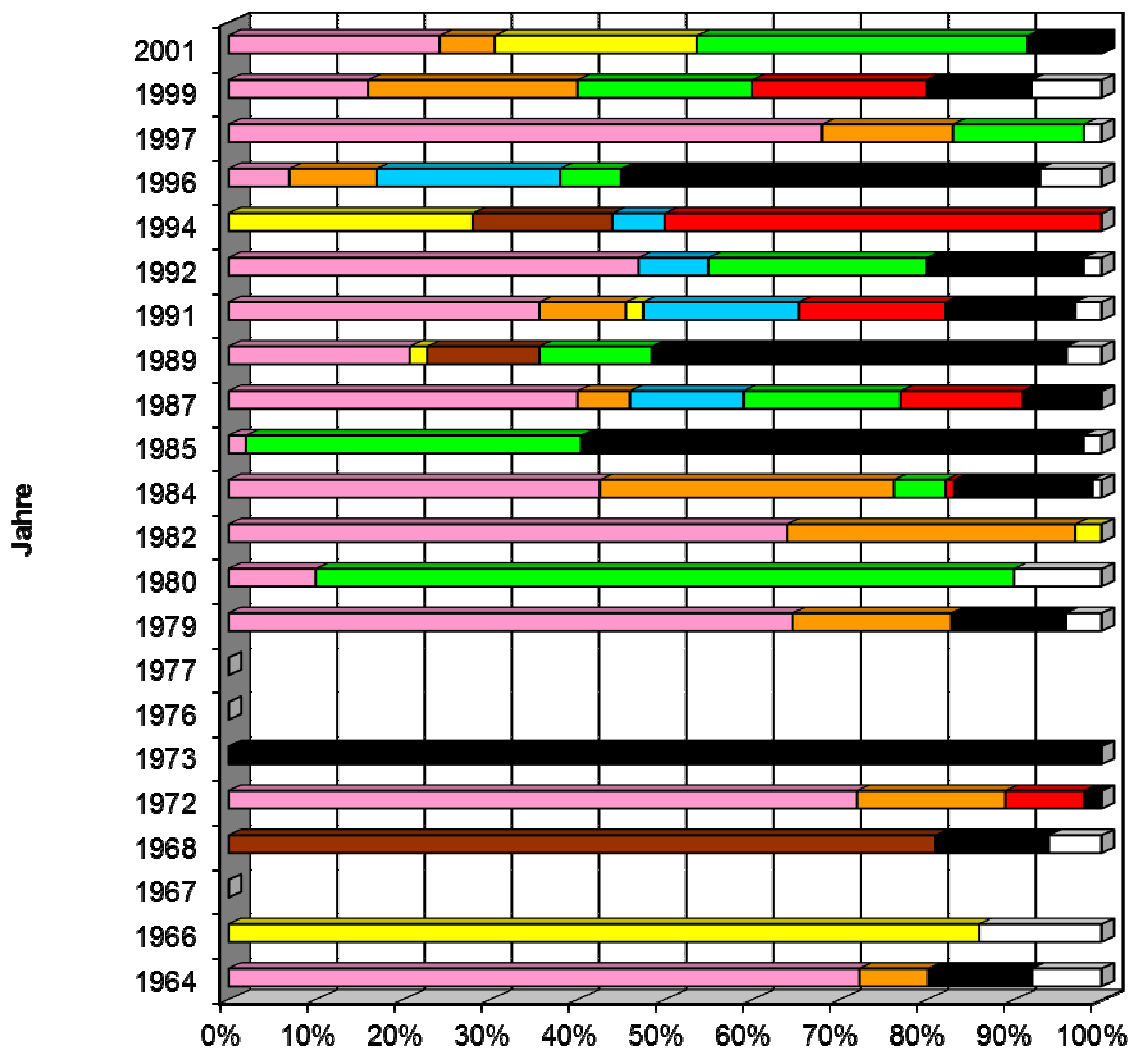
Erläuterungen zur Tabelle

Die Themen-Übersicht veranschaulicht, mit welchen Begriffen die Germanistik auf den Germanistentagen zwischen 1964 und 2001 belegt wurde – der Germanistentag 1964 wurde hinzugenommen, da er noch die „klassische“ Themenverteilung aufweist. Bemerkenswert erscheinen die folgenden Beobachtungen: Die 1964 präsenten – traditionellen – Gegenstände *Literaturwissenschaft*, *Sprachwissenschaft* und *Didaktik und Deutschunterricht* konkurrieren in den 80er und 90er Jahren mit neuen Konzeptualisierungen, und zwar ab 1980 mit dem Konzept Germanistik als *Medienwissenschaft* und ab 1987 mit dem Konzept Germanistik als *Kulturwissenschaft*. Weiterhin kehren ab 1968 *interdisziplinäre* Orientierungen regelmäßig wieder. 1972 setzt eine Fachreflexion ein, die in den 80er und 90er Jahren mit *bildungspolitischen* Themen noch verstärkt wird. Das 1966 problematisierte und in den 70er und 80er Jahren marginalisierte „*nationale*“ Fachverständnis wird 1982 noch einmal kurz und dann ab 1989 („deutsche Wiedervereinigung“) wieder regelmäßig und stärker thematisiert.⁴⁴⁸

Für die (quantitative) Aufschlüsselung der Themenentwicklung wurden neben den Fachvorträgen auch die Plenarvorträge und Sektionsberichte einbezogen. Vorwörter, Eröffnungsvorträge, Dankesworte, Berichte, Sonderveranstaltungen u.ä. wurden unter der Rubrik „Sonstiges“ gefaßt. Die in der Graphik verwendeten Kategorien (Legende) schließen an in den „Dokumentationen“ verwendete Begriffe an.

⁴⁴⁸ Unter dem Balken 1973 wurde ein Band ausgewertet, der den entsprechenden Germanistentag zum Thema hatte (vgl. Nemeč/Siegert/Solms: 1974).

Dokumentationen der Germanistentage (1964-2001) - Themenentwicklung



- Literaturwissenschaft/KJL (Geschichte; Methodendiskussion)
- Sprachwissenschaft (Geschichte)
- Nationalität/Postnationalität
- Interdisziplinarität
- Kulturwissenschaft (a) Interkulturalität/Kulturpolitik/Auslandsgermanistik/Vereintes Deutschland/Vereintes Europa/Friedenserziehung (b) Methodendiskussion
- Medienwissenschaft/Technik (Mediendidaktik)
- Bildungspolitik (Kulturpolitik/Kompetenzerwerb/Kanon/Stellenkrise)
- Didaktik und Deutschunterricht
- Sonstiges

Diskurse auf den Germanistentagen – Was von den Hochschulgermanisten thematisiert wird und warum „Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule“ Nebendiskurse bleiben

Ulrike Sell

0. Vorbemerkungen

Röther 1980, dessen Geschichte der Germanistenverbände und ihrer Tagungen mit dem Regensburger Germanistentag 1977 endet, bemerkt zum Berliner Germanistentag 1968, dass „opponierende Studenten den desolaten Zustand der deutschen Germanistik und ihres Verbandes und die starken Differenzen im Verhältnis zwischen Schul- und Hochschulgermanistik innerhalb des DGV bloßlegten“ (1980, S. 344). Welche Differenzen Röther hier meint, bleibt allerdings offen. In diesem Beitrag soll daher untersucht werden, wie sich das Verhältnis der beiden Teilverbände des DGV im Spiegel der Germanistentage gestaltet. Dazu werden diejenigen Diskurse rekonstruiert, die in den vorliegenden *Dokumentationen* zu den vom DGV veranstalteten Germanistentagen vorzufinden sind.¹

Hinsichtlich der beiden Teilverbände des DGV stellt sich zunächst die Frage, von wem hier die Rede ist. Röther spricht von der Schul- und der Hochschulgermanistik, während sich der – 1952 neugegründete – DGV in die Teilverbände *Fachverband Deutsch* und *Gesellschaft für Hochschulgermanistik* differenziert und in die Gruppe der „Deutschdozenten an den Pädagogischen Akademien“ (vgl. M-DGV 12/1954, S. 4). In der „Gesellschaft für Hochschulgermanistik“ sind die an der Universität tätigen Germanisten² organisiert, die für die fachwissenschaftlichen Teilfächer der Germanistik (Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft, Mediävistik) zuständig sind, im „Fachverband Deutsch“ sind die an der Schule tätigen Deutschlehrer organisiert. Sie sind für die Praxis des Deutschunterrichts verantwortlich. Die Vertreter der „Deutschdidaktik“ bzw. der fachdidaktischen Teilfächer der Germanistik (und anderer Disziplinen, die auf die Ausbildung der Studierenden für das Lehramt Deutsch an Grund-, Haupt-, Realschule, Gymnasium oder Förderschule zielen) scheinen nicht eindeutig bei einem der beiden Teilverbände verortet zu sein, wobei zu bemerken ist, dass Sprachdidaktik und Literaturdidaktik lange keine selbständigen universitären Disziplinen waren. Zu den Deutschlehrern gehören sie nicht, gehören sie also zu den Hochschulgermanisten? Dass sich zahlreiche Deutschdidaktiker in

¹ An dieser Stelle möchte ich Jakob Ossner und Jörg Kilian für ihre wertvollen Hinweise zu diesem Beitrag danken.

² Der Einfachheit halber wird hier und im Folgenden immer die männliche Form verwendet.

den 1970er und 1980er Jahren nicht ohne weiteres im Germanistenverband beheimatet fühlten, zeigt die Gründung des „Symposium Deutschdidaktik“ 1989 als Vereinigung wissenschaftlich arbeitender Deutschdidaktiker, insbesondere derjenigen, deren Forschung und Lehre sich auf den Deutschunterricht an Grund-Haupt- und Realschulen konzentrierte. Ähnliches gilt für die Sprachwissenschaftler, die zu großen Teilen (auch) in der 1978 gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft“ organisiert sind. Von den Professionen her und disziplinär gedacht und wenn man das Verhältnis der beiden Teilverbände fokussiert, geht es um das Verhältnis zwischen den Professionen der Hochschulgermanisten, der Deutschdidaktiker an Hochschulen und der Deutschlehrer an Gymnasien.

Die Geschichte des DGV nach 1954 zu betrachten, bedeutet hier also, das Verhältnis der beiden Teilverbände zueinander zu betrachten, und zwar indem untersucht wird, worüber auf den verbandlich organisierten Treffen eigentlich geredet wird, um schließlich zu sehen, worüber nicht geredet wird. Welche Professionen reden über was? Wird die eigene Domäne verlassen, um bspw. über die der anderen Professionen und damit mit dem anderen Teilverband zu kommunizieren? Welche – nicht zuletzt von den jeweiligen Vorsitzenden des DGV angestoßenen – Diskurse dominieren die (gemeinsamen) Tagungen? Gibt es eine Kommunikation zwischen den beiden Teilverbänden überhaupt und wie gestaltet sie sich typischerweise? Um diese Fragen zu beantworten, werde ich im Folgenden auf den Germanistentagen geführte Diskurse beschreiben und wissenschaftssoziologisch deuten. Dafür werde ich im ersten Teil institutionelle Daten und Fakten zusammentragen, im zweiten Teil anhand der Tagungsdokumentationen – quasi textempirisch – zeigen, was immer wieder thematisiert wird bzw. was eher unthematisiert bleibt. Im dritten Teil werde ich nacheinander zwei wissenschaftssoziologische Theorien (Luhmann; Foucault) zur Erklärung der ermittelten Diskurspraxis heranziehen. Schließlich werde ich daraus Folgen für das Bildungssystem ableiten.

1. Skizzierung institutioneller Daten und Fakten

Nach Röther, der, wie bereits erwähnt, die Organisationsgeschichte der Germanistik anhand ihrer Verbände und Tagungen nachgezeichnet hat, folgten auf die „Deutschen Gesellschaften“ und die „Deutschen Gelehrtenvereine“ die von der „ersten Germanistenvereinigung“ veranstalteten ersten beiden Germanistentage zu Frankfurt am Main im Jahre 1846 und zu Lübeck im Jahre 1847. Danach trafen sich die Germanisten in der „Pädagogischen Sektion“, schließlich in der „Germanistischen Sektion“ (1861-1934) der 1837 von den klassischen Philolo-

gen gegründeten „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“. Die Deutschlehrer zogen sich ab 1920 wieder in die „Pädagogische Sektion“ zurück.³ 1912 wurde der „Deutsche Germanistenverband“ gegründet, der im Jahre 1920 in die „Gesellschaft für deutsche Bildung“, die 1933 in den „NS-Lehrerbund“ überging⁴, überführt und 1949 wiedergegründet wurde. 1950 berief der „Deutsche Germanistenverband e.V.“ in München eine erste Tagung ein, die zugleich die letzte sein sollte. 1952 konstituierte sich zu Münster ein „Deutscher Germanistenverband“, der, einerseits, an die 1912er-Tradition der Verbindung von Hochschule und Schule anschließt und, andererseits, einen Neuanfang wagt und bis heute besteht.⁵ Seitdem finden im weitgehend regelmäßigen Turnus Germanistentagungen statt. Meist wechseln sich dabei die Teilverbände ab, unterbrochen von gemeinsamen Tagungen.⁶ Die folgende Auflistung verzeichnet sämtliche Tagungen sowie Angaben⁷ über die dazu herausgegebenen Tagungsdokumentationen⁸:

1954 Nürnberg⁹; 1956 Frankfurt am Main¹⁰; 1958 Hamburg¹¹; 1962 Mannheim¹²; 1963 Bonn¹³; 1964 Essen¹⁴; 1966 München¹⁵; 1967 Bochum¹⁶; 1968

³ Vgl. Röther 1980, S. 95.

⁴ Vgl. Müller 2000 [1974].

⁵ Die „Internationale Vereinigung für Germanische Sprach- und Literaturwissenschaft“ (IVG) wurde 1951 in Florenz gegründet. Vgl. Röther 1980, S. 349.

⁶ Zum 150. Jahrestag des ersten Germanistentages tagte man 1996 zudem „außerordentlich“ in Frankfurt am Main. Vgl. Fürbeth/Krügel/Metzner/Müller 1999.

⁷ Die mit DL gekennzeichneten Germanistentage wurden ausschließlich vom Fachverband Deutsch ausgerichtet, die anderen entweder von der Gesellschaft für Hochschulgermanistik oder – seltener – von beiden Teilverbänden.

⁸ Neben diesem publizierten Textmaterial findet sich unpubliziertes Material des DGV, darunter die „Vorstandsprotokolle“, im Deutschen Literaturarchiv Marbach bei der Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik.

⁹ Zu diesem Germanistentag (1954) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

¹⁰ Zu diesem Germanistentag (1956) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

¹¹ Zu diesem Germanistentag (1958) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

¹² Zu diesem Germanistentag (1962) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

¹³ Zu diesem Germanistentag (1963) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

¹⁴ Henß, Rudolf/Moser, Hugo (Hrsg.): Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge und Diskussionen des Germanistentages in Essen, 21. bis 25. Oktober 1964, Berlin 1965. (*Gesamttagung*)

¹⁵ von Wiese, Benno/Henß, Rudolf (Hrsg.): Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17. bis 22. Oktober 1966, Berlin 1967.

Berlin¹⁷; **1972 Stuttgart**¹⁸; **1973 Trier (DL)**¹⁹; **1976 Düsseldorf**²⁰; **1977 Regensburg (DL)**²¹; **1979 Hamburg**²²; **1980 Saarbrücken (DL)**²³; **1982 Aachen**²⁴; **1984 Passau**²⁵; **1985 Stuttgart (DL)**²⁶; **1987 Berlin**²⁷; **1989 Kiel (DL)**²⁸; **1991 Augsburg**^{29,30}; **1992 Berlin (DL)**³¹; **1994 Aachen**³²; **1996 Bochum**

¹⁶ Zu diesem Germanistentag (1967) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

¹⁷ Borck, Karl Heinz/Henß, Rudolf (Hrsg.): Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte, Heidelberg 1970.

¹⁸ Müller-Seidel, Walter i. V. m. Fromm, Hans u. Richter, Karl (Hrsg.): Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, München 1974.

¹⁹ Zu diesem Germanistentag (1973) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“. Vgl. aber: Mitt. des DGV, 1972, 1 und 4 sowie 1973, 1 und 2. Dieser Germanistentag gilt als erster von Lehrern für Lehrer veranstaltete Germanistentag. Vgl. Nemeč, Friedrich/Siegert, Wolf/Solms, Wilhelm: Pluralismus der Alternativen oder Alternative zum Pluralismus? Bernhard Vogels Eröffnungsrede 'Deutschunterricht, ein Politikum?' und der Germanistentag 1973 in Trier, Gießen 1974, S. 7.

²⁰ Zu diesem Germanistentag (1976) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

²¹ Zu diesem Germanistentag (1977) existiert m.W. keine vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentation“.

²² Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten (Hrsg.): Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, Berlin 1983.

²³ Schaefer, Eduard (Hrsg.): Medien und Deutschunterricht. Vorträge des Germanistentags Saarbrücken 1980, Tübingen 1981.

²⁴ Cramer, Thomas (Hrsg.): Literatur und Sprache im historischen Prozeß. Vorträge des Deutschen Germanistentages Aachen 1982, Bd. 1 und 2, Tübingen 1983.

²⁵ Stötzel, Georg (Hrsg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984, 1. Teil: Germanistische Sprachwissenschaft Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur, 2. Teil: Ältere Deutsche Literatur Neuere Deutsche Literatur, Berlin/New York 1985.

²⁶ Gerdzen, Rainer/Wolff, Jürgen (Hrsg.): Deutschunterricht im Umfeld seiner Herausforderer: Jugendkultur und Medien, Stuttgarter Germanistentag 1985, DGV Fachgruppe der Deutschlehrer, Stuttgart 1987.

²⁷ Oellers, Norbert (Hrsg.): Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung. Vorträge des Germanistentages Berlin 1987, Bd. 1-4, Tübingen 1988.

²⁸ Hoppe, Almut/Wolff, Jürgen (Hrsg.): Germanistentag 1989. Deutschunterricht und Lebenswelt. Vortragsmanuskripte und Materialien, im Auftrag des Deutschen Germanistenverbandes, Fachgruppe der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer, Stuttgart 1990.

²⁹ Janota, Johannes (Hrsg.): Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991, Bd. 1-4., Tübingen 1993.

³⁰ Behütuns, Georg/Wolff, Jürgen (Hrsg.): Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Germanistentag '91, Augsburg 6. bis 9. Oktober. Die Beiträge aus den Arbeitskreisen, im Auftrag des Deutschen Germanistenverbandes, Fachgruppe der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer, Stuttgart 1992.

(DL)³³; **1997 Bonn**³⁴; **1999 Lüneburg (DL)**³⁵; **2001 Erlangen**³⁶; **2004 München**³⁷; **2007 Marburg**³⁸; **2010 Freiburg/Br.**³⁹; **Vorausschau: 2013 Kiel**

³¹ Gey, Thomas (Hrsg.): Die deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, Vortragsmanuskripte, Germanistentag **1992**, Berlin, vom 30. September bis 3. Oktober, im Auftrag des DGV Fachgruppe der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer, Berlin 1993.

³² Jäger, Ludwig (Hrsg.): Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages **1994**, Weinheim 1995.

³³ Köhnen, Ralph (Hrsg.): Wege zur Kultur. Perspektiven für einen integrativen Deutschunterricht. Germanistentag der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer in Bochum vom 29. September bis 2. Oktober **1996**, Frankfurt a.M. u.a. 1998.

³⁴ Fohrmann, Jürgen/Kasten, Ingrid/Neuland, Eva (Hrsg.): Autorität der/in Sprache, Literatur, Neue Medien. Vorträge des Bonner Germanistentages **1997**, Bd. 1 und 2, Bielefeld 1999.

³⁵ Witte, Hansjörg u.a. (Hrsg.): Deutschunterricht zwischen Kompetenzerwerb und Persönlichkeitsbildung. Germanistentag des Fachverbandes Deutsch im Deutschen Germanistenverband e.V. in Zus. mit der Universität Lüneburg vom 26. bis 29. September **1999** in Lüneburg, Baltmannsweiler 2000.

³⁶ Kugler, Hartmut (Hrsg.) i. Zus. m. Boden, Petra u.a.: www.germanistk2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentages **2001**, Bd. 1 und 2, Bielefeld 2002.

³⁷ Ehlich, Konrad (Hrsg.): Germanistik (in/und/für) Europa. Faszination – Wissen. Texte des Münchener Germanistentages **2004**. Im Auftrag des Vorstands des Deutschen Germanistenverbands, Bielefeld 2006.

³⁸ Zu diesem Germanistentag (**2007**), der unter dem Titel stand: „Natur – Kultur. Universalität und Vielfalt in Sprache, Literatur und Bildung“, erschienen m.W. fünf Bücher unterschiedlicher Herausgeberschaft: Anz, Thomas (Hrsg.): Natur – Kultur. Zur Anthropologie von Sprache und Literatur, Paderborn 2009. Anz, Thomas/Kaulen, Heinrich (Hrsg.): Literatur als Spiel. Evolutionsbiologische, ästhetische und pädagogische Konzepte, Berlin 2009. Huber, Martin/Winko, Simone (Hrsg.): Literatur und Kognition. Bestandsaufnahmen und Perspektiven eines Arbeitsfeldes, Paderborn 2008. Klinger, Judith/Wolf, Gerhard (Hrsg.): Gedächtnis und kultureller Wandel. Erinnerndes Schreiben – Perspektiven und Kontroversen, Berlin 2009. Tangermann, Fritz/Thielmann, Winfried/Paul, Ingwer (Hrsg.): Standard: Bildung. Blinde Flecken der deutschen Bildungsdiskussion, Göttingen 2008.

³⁹ Karg, Ina (Hrsg.): Europäisches Erbe des Mittelalters. Kulturelle Integration und Sinnvermittlung einst und jetzt. Ausgewählte Beiträge der Sektion II 'Europäisches Erbe' des Deutschen Germanistentages **2010** in Freiburg/Br., Göttingen 2011. Weitere vom DGV hrsg. selbständige „Dokumentationen“ zu anderen Sektionen sind in Vorbereitung (vgl. z.B. den im DGV-Newsletter 1/2012 angekündigten Titel Kämper/Kilian 2012), aber noch nicht erschienen. Für diesen Beitrag wurde daher auf das Tagungsprogramm zurückgegriffen.

2. Diskurse auf den Germanistentagen

2.1 Was von den Hochschulgermanisten thematisiert wird

Die Sichtung der Dokumentationen macht deutlich, worüber auf den Germanistentagen geredet wird. Exemplarisch skizziere ich im Folgenden vier Diskurse⁴⁰, die aufgrund ihrer wiederkehrenden Thematisierung auf den Germanistentagen – insbesondere für die Hochschulgermanisten – bedeutsam sind.⁴¹ Der erste betrifft die *Methodologien*, der zweite die *gesellschaftliche Relevanz*, der dritte die Frage nach der Germanistik als *Nationalphilologie* und der vierte die *Humboldt'sche Universität bzw. philosophische Fakultät* als (Aus-)Bildungsstätte der Hochschulgermanistik. Interessant ist dabei zu sehen, ob und wie die Deutschlehrer an diesen Diskursen partizipieren.

Methodologien (Wissenschaftsbegriff/Theorieentwicklung)

Im Diskurs *Methodologien* geht es um den Wissenschaftsbegriff und die Theorieentwicklung der Hochschulgermanistik in den jeweiligen Teildisziplinen des Faches.

Zunächst kann festgestellt werden, dass sich in den Dokumentationen der Germanistentage die – bereits vielerorts beschriebene (vgl. z.B. Bogdal/Müller 2005) – Theoriengeschichte des Faches seit 1954 widerspiegelt. Nachdem zunächst die „Wahrhaftigkeit“ des Forschers für die „Wahrheit“ der Forschungsergebnisse entscheidend war (vgl. Fohrmann 1994), wurde im Verlauf des 19. Jhs. im Wissenschaftssystem die Gegenstandsadäquatheit der wissenschaftlichen Methode ausschlaggebend für die Wissenschaftlichkeit, über die in der Folge im methodologischen Diskurs verhandelt wurde. Unterschiedliche Methodologien lösen seitdem einander ab, wofür neben wissenschaftsinternen auch -externe Ursachen ausgemacht werden können.

Naturgemäß ist die Methodologie für die Hochschulgermanisten, die sich zuallererst als (Fach-)Wissenschaftler verstehen, von besonderer Bedeutung. Theorieentwicklung und Wissenschaftsbegriff werden jedoch nicht immer explizit verhandelt. So werden häufig Annahmen und Voraussetzungen getroffen und als selbstverständlich vorgegeben. Der Wissenschaftsbegriff wird dann implizit – bspw. durch eine spezifische Interpretations- oder Analysepraxis – entschieden. Diese Interpretations- oder Analysepraxis und deren explizite Reflexion macht im wesentlichen die wissenschaftliche Tätigkeit der Hochschulgermanis-

⁴⁰ Zum Diskursbegriff vgl. Foucault 1977a [1972]; Jäger 1993.

⁴¹ Vgl. Sell 2006, S. 237, wo sich auch eine quantitative Auswertung der Themenentwicklung von 1964-2001 findet.

ten aus. Die folgende Rekonstruktion rekurriert auf implizite und explizite Thematisierungen des Wissenschaftsbegriffes:

Der Wissenschaftsbegriff in der germanistischen Literaturwissenschaft vor 1966/68 – der weithin unter dem Begriff „Werkimmanenz“ gefasst wurde – wird nicht explizit thematisiert, vielmehr implizit „vollzogen“. So praktizieren die Hochschulgermanisten 1964 ihre Methodologie, wenn sie versuchen, die „Deutsche Klassik“ für die Gegenwart zu erschließen – übrigens weitgehend ohne Thematisierung der nationalistischen Vergangenheit des Faches. Demgegenüber werden theoretische Neuerungen 1968 von expliziten Thematisierungen begleitet. So suchen die Hochschulgermanisten zunächst – unterbrochen von Protesten „oppositioneller Studenten“ (Borck, 1970 [vgl. Anm. 17], S. 9) – explizit nach neuen Impulsen aus anderen Disziplinen (Naturwissenschaft, Mathematik, Romanistik, Musikwissenschaft, Philosophie, Soziologie und Politologie), um „eine der gegenwärtig vorrangigen Aufgaben aller Philologien, nicht zuletzt auch der deutschen“ – die „Methodenkritik“ (Borck, 1970 [vgl. Anm. 17], S. 12) nämlich – zu erfüllen, während sie 1972 allem voran explizit nach dem „Leser“, 1979 nach dem „Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis“ (Vorstand 1983 [vgl. Anm. 22], S. VII) zum Thema Gattungen/Textsorten, 1982 zur Literatur- und Sprachgeschichtsschreibung sowie 1984 zu „Forschungsstand und Perspektiven“ der Teildisziplinen des Faches fragen.

Theoretische Neuerungen lassen auch die DISZIPLINÄRE IDENTITÄT des Faches nicht unberührt. So weist Lämmert⁴² bereits 1984 auf einen „Riß“ (1985 [vgl. Anm. 25], S. 5) hin, der durch die Germanistik gehe: „Auch der Germanistenverband hat zu spüren bekommen, welche Mühe es kostete, die neue, erfolgreiche, und schnell gefestigte Zunft der Linguisten der herkömmlichen Sprach- und Literaturhistorie verbunden zu halten.“ (1985 [vgl. Anm. 25], S. 12) In der Folge gibt es Versuche, die Germanistik als Philologie, als Medienwissenschaft oder als Kulturwissenschaft zu etablieren. Wie existentiell diese Versuche offenbar sind, zeigt der auffallend polemische Gestus, der die explizite Thematisierung des Wissenschaftsbegriffes Ende der 1980er Jahre/Anfang der 1990er Jahre auszeichnet. ZU PHILOLOGIE UND MEDIENWISSENSCHAFT: Zunächst erklärt 1987 der damalige Vorsitzende Oellers⁴³ einen möglichst weiten – alle in Frage kom-

⁴² Lämmert, Eberhard: Die Geisteswissenschaften in der Hochschulpolitik des letzten Jahrzehnts. Zur Eröffnung des deutschen Germanistentages 1984 (Eröffnungsvortrag). In: Stötzel 1985 [vgl. Anm. 25], 1. Teil, S. 1-23.

⁴³ Oellers, Norbert: Das Elend des Krisengeredes. Die gegenwärtige Kritik an der Germanistik verkennt die Aufgabe der Literaturwissenschaft. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.3.1987, S. 31.

mende Theorien und Methoden integrierenden – Wissenschaftsbegriff für legitim: „Kann der Germanistik ernsthaft vorgeworfen werden, daß sie auf vielen Wegen nach Rom kommen will? Was spricht gegen die Gleichzeitigkeit von Strukturalismus und Wissenschaftsgeschichte, Hermeneutik, Semiotik und Textlinguistik, Rezeptionsästhetik und Literaturpsychologie? Warum soll sich die Germanistik nicht mit Trivalliteratur, mit Literatur im Fernsehen, mit der Sprache der Werbung beschäftigen? Das alexandrinische Zeitalter steht doch in schönster Blüte.“ (1987, S. 31) Dagegen wenden sich – auf unterschiedliche Weise – Dyck⁴⁴ und Schmidt⁴⁵.

So verteidigt Dyck 1987 die Germanistik als Philologie, die nicht mit fachfremden Theorien und Methoden oder auf fremdem Terrain dilettieren sollte: „Die freie Methodenwirtschaft ist nur der Ausdruck für eine Verkümmernung des Erkenntnisanspruchs der Germanistik und für ihre fortschreitende Enthistorisierung. Gegen die Gleichzeitigkeit von Strukturalismus und Wissenschaftsgeschichte, von Hermeneutik, Semiotik, Rezeptionsästhetik und Literaturpsychologie spricht nichts weiter, als daß keine dieser sogenannten Methoden ihr Erkenntnisinteresse formuliert, und daß diese Methoden als schöpferische Prozesse angehimmelt werden, obwohl es sich doch nur um Kuppelgeschäfte handelt, die über mangelnde Sinngebung hinwegtäuschen sollen. Die Literaturwissenschaft wird auf diese Weise zu einer Applikationswissenschaft, die bestimmte Ideen, soweit sie gerade in Ansehen stehen, auf ihre Texte appliziert, ob es die armen Texte vertragen oder nicht, und solange die Kollegen damit einverstanden sind.“ (1988 [vgl. Anm. 27], S. 6) Dyck kennzeichnet demnach diesen weiten Wissenschaftsbegriff als nicht gegenstandsadäquat bzw. unwissenschaftlich, wenn nicht sogar als ideologisch: „Wenn Begriffe wie ‘Textbegehren’ oder ‘Theater-Semiotik’, ‘Triebebene’ oder ‘Textresonanz’ das geschichtslose Bewußtsein beherrschen (...), dann weiß man, daß sich das Fach bei Verpackungskünstlern und Designern zu Hause fühlt und einer Begrifflichkeit Vorschub leistet, die nur die sinnentleerte Sprache moderner Textilwerbung zurückspiegelt. Das, was 1968 noch Analysegegenstand unserer Wissenschaft war, ist heute ihr Ausdrucksmittel.“ (1988 [vgl. Anm. 27], S. 6/7). Ähnlich sprechen sich 1991 Witte⁴⁶ und

⁴⁴ Dyck, Joachim: Zwischen Methodenrausch und Buchbindersynthese. Zur Lage der Germanistik im Jahre 2000 (Plenarvortrag). In: Oellers 1988 [vgl. Anm. 27], Bd. 2, S. 3-15.

⁴⁵ Schmidt, Siegfried J.: Literaturwissenschaft als interdisziplinäres Vorhaben (Plenarvortrag). In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 2, S. 3-19.

⁴⁶ Witte, Bernd: Radikale Philologie. Germanistische Literaturwissenschaft im kulturpolitischen Kontext. In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 4, S. 54-59.

Böhme⁴⁷ und 1994 Jäger⁴⁸ und Böhme⁴⁹ gegen das postmoderne „anything goes“ aus. Stellvertretend sei hier Böhme angeführt: „Auf Anhieb fallen jedem Beispiele dafür ein, daß Germanisten sich als die besseren Medienwissenschaftler anbieten, als Interkulturalitäts-Sachverständige auftreten, an soziologischen Theorien basteln, oder die community mit der Einsicht überraschen, daß alles Text sei und alle Texte Medien.“ (1995 [vgl. Anm. 32], S. 52/53) Darüber hinaus wird eine Szientifizierung der Germanistik in Anlehnung an die sog. objektiven Wissenschaften („hard sciences“) kritisiert. Diese gehe mit der Vernachlässigung der eigenen Domäne („soft sciences“) einher. Stattdessen empfiehlt Böhme das selbstbewusste Festhalten der Germanistik – meist ist hier die Literaturwissenschaft gemeint – an ihren Traditionen, d.h. an Hermeneutik, Ästhetik und Sprachphilosophie. Gerade das (vermeintlich) Objektive wird von dieser Position als gegenstands inadäquat bzw. unwissenschaftlich, Subjektivität dagegen als gegenstands angemessen gewertet. So sollte laut Böhme niemand Germanist werden, „der nicht Liebhaber der Literatur und der Sprache ist“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 33).

Demgegenüber plädiert Schmidt auf dem Germanistentag 1991 – inspiriert von Luhmann – für den Anschluss an fachfremde Theorien und Methoden und für eine Germanistik, die in „empirischer literaturwissenschaftlicher Medienforschung“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 16) aufgeht. Ausschließlich in dieser Form, sei die (Hochschul-)Germanistik überlebensfähig. So sei „die Literaturwissenschaft erst als spezielle Medienwissenschaft in der Lage, die *Spezifik* ihres Gegenstandes in Differenz zu anderen Medien klarer zu erfassen, statt – textontologisierend – diese Spezifik in den isolierten Text zu verlegen“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 10). Der Einbezug ihrer medialen „Umwelt“ wird also von dieser Position als Voraussetzung für Gegenstands adäquatheit und damit Wissenschaftlichkeit gesehen. Auch sei ein subjektiver Wissenschaftsbegriff nicht gegenstands adäquat bzw. unwissenschaftlich, wenn nicht sogar „bildungsbürgerliche Ideologie“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 9). Dabei markiert Schmidt insbesondere „Berichte über persönliche Ergriffenheiten oder schöngeistige Phantasien“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 13) und „persönliche Erfahrungen, Intuitionen oder Werteinstellungen“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 14) als wissenschaftlich unbrauchbar bzw. leserseitig unerwünscht. Die Opposition „subjektiv – objektiv“ kulmi-

⁴⁷ Böhme, Hartmut: Germanistik in der Herausforderung durch den technischen und ökologischen Wandel. In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 4, S. 28-39.

⁴⁸ Jäger, Ludwig: Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Zur Einleitung (Vorwort). In: Jäger 1995 [vgl. Anm. 32], S. 7-12.

⁴⁹ Böhme, Hartmut: Die umstrittene Position der Germanistik im System der Wissenschaften. In: Jäger 1995 [vgl. Anm. 32], S. 46-55.

niert schließlich in der Opposition „Auslegungsweisen heiliger Texte“ – „positivistische Faktenwissenschaft“, die die äußersten Pole benennt. Schmidt resümiert: „Abschied ist schließlich auch zu empfehlen vom bürgerlichen Literaturbegriff [...]. Wenn Bernd Witte⁵⁰ der Literaturwissenschaft noch im Frühjahr 1991 ernsthaft empfiehlt, sich ‚[...] nicht an den positivistischen Faktenwissenschaften‘ (übrigens ein typisch geisteswissenschaftlicher Killerterm) zu orientieren, sondern rät, ‚[...] sie sollte in ihrer methodischen Ausrichtung eher auf die Auslegungsweisen heiliger Texte zurückgreifen, wie sie in der jüdischen Thora-Kommentierung und der christlichen Bibelexegese gepflegt wurden, aus denen sie historisch hervorgegangen ist‘ (1991, S. 2), dann melde ich ‚Einspruch, Euer Ehren!‘ an. Herkunft verpflichtet, aber nicht zu allem. Nicht etwa auch zur Selbstenthauptung.“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 15) Als Selbstenthauptung, d.h. als Entwissenschaftlichung, fasst Schmidt den Wissenschaftsbegriff Böhmes auf, da im Kosmos der Systemtheorie das „Heilige“ nicht repräsentiert ist. Aus Schmidts Position folgen neue (inter-)disziplinäre Allianzen – mithin die (institutionelle) Überführung der Hochschulgermanistik in einen letztlich sozialwissenschaftlichen „Verband“ sowie die Überführung der Germanistik in medien- oder sozialwissenschaftliche Studiengänge.

EXKURS ZUM GEGENSTAND MEDIEN: Das Thema „Medien“ wurde als erstes von den Deutschlehrern in den DGV eingebracht. 1980 spricht Schaefer⁵¹ von Medien als „ernstzunehmendem Bildungstoff unserer Zeit“ (1981 [vgl. Anm. 23], S. VIII). 1984 versucht Lämmert, die Hochschulgermanisten für das „Geschenk“ (1985 [vgl. Anm. 25], S. 18) der neuen Medien zu begeistern. Oellers⁵² folgt ihm 1987 und versichert, dass sich im „Zeitalter der Technologie“ die Germanistik auch „mit anderen Medien menschlicher Kommunikation, als sie in gedruckten Büchern – dem bisherigen ‚Basismaterial‘ für Germanistik und Deutschunterricht – vorliegen“ befasse (1988 [vgl. Anm. 27], S. V/VI). 1994 plädiert Jäger (1995 [vgl. Anm. 32], S. 9/10) dafür, die Medien – zusätzlich zu ihren herkömmlichen Gegenständen – durchaus kritisch zu analysieren. Das für diese (und andere) Zwecke geplante außeruniversitäre „Zentrale Germanistische Forschungsinstitut“ kam – nebenbei bemerkt – nie zustande.⁵³ 1996 versucht

⁵⁰ Schmidt bezieht sich hier auf Witte, Bernd: „(...) daß gepflegt werde/Der feste Buchstab, und Bestehendes gut/gedeutet“. Über die Aufgaben der Literaturwissenschaft. In: Jäger/Switalla 1994, S. 111-131, hier S. 112. Vgl. auch Witte 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 4, S. 58/59.

⁵¹ Schaefer, Eduard: Einführung. In: Schaefer 1981 [vgl. Anm. 23], S. VII-VIII.

⁵² Oellers, Norbert: Vorwort. Aus der Begrüßungsansprache bei der Eröffnungsveranstaltung des Germanistentages (Vorwort). In: Oellers 1988 [vgl. Anm. 27], Bd. 1, S. V-VII. Die Rede von Oellers wurde aus nicht näher bezeichneten Gründen nicht vollständig dokumentiert.

⁵³ Vgl. Jäger/Switalla 1994.

Welsch⁵⁴, den Deutschlehrern die letzten – kulturkritischen – Bedenken vor einer Gegenstandserweiterung zu nehmen: „Die Doppelfigur von Mediatisierung auf der einen Seite und Revalidierung nichtelektronischer Erfahrungsweisen auf der anderen Seite wird für das Fortleben der Literatur und des Interesses an ihr sorgen. Und auch für das Fortleben des Buches. Die vielfachen Prognosen vom Ende der Buchkultur – die uns die Elektronik-Freaks paradoxerweise immer in Büchern vortragen – sind längst widerlegt.“ (1998 [vgl. Anm. 33], S. 38) Eine völlige Abwendung von den traditionellen Gegenständen empfiehlt 2001 Scheffer⁵⁵, wenn er – wie Schneider⁵⁶ es formuliert – die Hochschulgermanisten „zu einer fünfjährigen Germanistik-Abstinenz [aufruft; U.S.]. In dieser Zeit sollten sie sich, wie er selbst, die nachmittäglichen MTV-Videoclips erarbeiten.“

Unter dem Einfluss von Europäisierung und Globalisierung verteidigt 2001 Gumbrecht⁵⁷ einen Wissenschaftsbegriff, der wieder an Dycks Definition anzuschließen scheint. So habe „sich in den bedeutendsten Werken der Germanistik oft eine harte philologische Kompetenz mit einem genuinen Talent zur philosophischen Reflexion vereint“ (2001, S. 51). Diesem „Denkstil“ verdanke die Germanistik ihre weltweite Wertschätzung (vgl. dazu weiter unten). Medientechnisch kann auch er die kulturkritischen Stimmen beschwichtigen: „Und selbst Silicon Valley hat längst mit Erleichterung registriert, daß die natürlichen Sprachen und ihre klassischen Diskurse – allen voran die Diskurse der Literatur – die heißen Jugendjahre der neuen Medien ganz robust überlebt haben.“ (2001, S. 51) Oellers folgend rät er jedoch letztlich dazu, methodologisch undefiniert zu bleiben: „Man sollte also keinesfalls die Germanistik mit Haut und Haaren in eine neue Medienwissenschaft verwandeln oder auch nur die Kulturwissenschaft (im Singular) zum verbindlichen Modell machen.“ (2001, S. 51) Ging es Oellers um die Koexistenz der unterschiedlichsten Schulen, spricht Gumbrecht für die (Laien-)Leser, die sich „keinesfalls vorschreiben lassen wollen, wie sie Goethe,

⁵⁴ Welsch, Wolfgang: Kultur im Umbruch. Und der Deutschunterricht? Eröffnungsvortrag des Deutschen Germanistentages vom 29.9.1996 (Eröffnungsvortrag). In: Köhnen 1998 [vgl. Anm. 33], S. 21-41.

⁵⁵ Scheffer, Bernd: Am Rande der buchstäblichen Zeichen. Zur Lesbarkeit/Unlesbarkeit der (Medien-)Welt. In: Kugler 2002 [vgl. Anm. 36], S. 485-502.

⁵⁶ Schneider, Wolfgang: Man spricht nicht deutsch. Die Angst vor Prestigeverlust geht um: Der Germanistentag in Erlangen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.10.2001.

⁵⁷ Gumbrecht, Hans Ulrich: Warum die Germanistik in den Elfenbeinturm zurückkehren sollte. Innovation, riskantes Denken und Selbstbewußtsein: Drei Rezepte für eine Disziplin, die nach Wegen aus der Depression sucht (gekürzte Fassung des Eröffnungsvortrages). In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.10.2001, S. 51. Es handelt sich jedoch um zwei eigenständige Texte.

Fontane oder Celan zu verstehen haben“ (2001, S. 51). Alte Besitzstände – wie das Auslegungsmonopol – werden so an den Leser abgetreten.

ZUR KULTURWISSENSCHAFT: 1991, 1994, 2007 und 2010 erscheint der Kulturbegriff explizit im Tagungstitel der Hochschulgermanisten. Explizites Thema ist die „Kultur“ zudem 1987. Darüber hinaus wird der Kulturbegriff immer wieder thematisiert. Referiert wird hier jedoch auf ganz Unterschiedliches. So versucht Gumbrecht für die Hochschulgermanisten (und Deutschlehrer) 2001 eine richtungsweisende Bewertung vorzunehmen, indem er die – die Technik miteinbeziehende – Kulturwissenschaft oder die in der Tradition der „Cultural Studies“ (2002 [vgl. Anm. 36], S. 28) bzw. der „Cultural Poetics“ stehende Kulturwissenschaft als wissenschaftlich interessante theoretisch-methodische Innovation wertet, andere Formen jedoch als wissenschaftlich indiskutabel: „Sie [die Germanisten; U.S.] nennen sich heute gerne „Kulturwissenschaftler“ und schreiben nun nicht mehr ausschließlich über literarische Texte, sondern auch über Weinbau, Sport und Erotik, über Traditionen des Feierns, Mode oder Filme. Vor allem sprechen sie, wie man sieht, über solche Gegenstände, die von keinem der etablierten Fächer der Geisteswissenschaften in Anspruch genommen werden – und leider sprechen die dilettierenden germanistischen Kulturwissenschaftler dabei fast immer so, als nähmen sie weiterhin ausschließlich Texte unter die Lupe.“ (2001 [vgl. Anm. 57], S. 51) Auch hier steht offensichtlich wieder die Verhandlung des der Germanistik und ihren Gegenständen adäquaten Wissenschaftsbegriffes im Fokus der Hochschulgermanisten.

Zusammenfassend kann man den Diskurs so charakterisieren, dass – auch nach 2001 (insbesondere 2007), was hier nicht mehr dargestellt wurde – innerhalb der Hochschulgermanistik der Wissenschaftsbegriff (der Literaturwissenschaft) immer wieder neu verhandelt wird. Diese Verhandlung auf den Germanistentagen scheint um so expliziter zu werden, je größer die internen Differenzen sind bzw. je mehr diese Differenzen wissenschaftsextern wahrgenommen werden sollen, während umgekehrt die Methodologie um so weniger thematisiert wird, je geringer die internen Differenzen sind bzw. je mehr man unter sich bleiben möchte. Dass sich der Diskurs zur Methodologie auf den Germanistentagen Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre zuspitzt, mag wissenschaftsinternen und -externen Auslösern geschuldet sein, die hier offen bleiben. Es fällt auf, dass zur gleichen Zeit eine Reihe geisteswissenschaftlicher Lageberichte produziert wird⁵⁸, in denen auch das Auseinanderfallen der Hochschulgermanistik an der

⁵⁸ Vgl. Prinz/Weingart 1990 und Weingart/Prinz/Kastner/Maasen/Walter 1991. Die „Innenansichten“ (Bielefeld) und die „Außenansichten“ stellen den vom Bundesminister für Forschung und Technologie geförderten Versuch dar, den „Status der Geisteswissenschaften“ zu ermit-

Grenze von Sprach- und Literaturwissenschaft sowie innerhalb der Sprachwissenschaft beschrieben wird.⁵⁹ Als Konsequenz fordern bspw. Frühwald u.a. (1991, S. 13; 86) eine Orientierung der Geisteswissenschaften an der Methodologie der sog. *hard sciences* sowie deren Modernisierung als (interdisziplinäre) *Kultur- und Medienwissenschaften* – an Vorbildern also, die von den Hochschulgermanisten schließlich auch aufgenommen wurden. Auf den Germanistentagen wird so die explizite Thematisierung einer internen Differenzierung innerhalb der Hochschulgermanisten sichtbar. Pointiert formuliert versucht die eine Teilgruppe alles zu sein, nur keine Germanisten im herkömmlichen Sinne, die andere Teilgruppe hält dagegen an den Herkunftsmethodologien des Faches fest („soft sciences“). Eine weitere „Instanz“ versucht – postmodern –, beiden Teilgruppen Legitimität zu erteilen.⁶⁰

Gesellschaftliche Relevanz („Elfenbeinturm“)

Im Diskurs *gesellschaftliche Relevanz* verständigen sich die Hochschulgermanisten darüber, welchen Beitrag ihr Fach außerhalb des sog. Elfenbeinturms leisten sollte bzw. wie gesellschaftliche Bedeutung (wieder-)erlangt werden könnte – etwa durch die Lösung fachexterner gesellschaftlicher Probleme bzw. den Entwurf gesellschaftlicher Utopien. Dafür wird die Germanistik politisch oder unpolitisch konzipiert.

Zunächst kann festgestellt werden, dass die Entstehungsgeschichte der Germanistik – unabhängig davon, dass diese ihre politische Rolle teils emphatisch angenommen („Göttinger Sieben“; „1968“), teils ebenso emphatisch abgelehnt hat („Lachmann-Schule“; „Werkimmanenz“) – von der Wissenschaftsgeschichte als politisch oder als unpolitisch beschrieben wurde. So liegen zur Geschichte der Germanistik neben den früheren ideologiekritischen Untersuchungen – etwa von Müller 1974, Röther 1980 oder Janota 1980 –, die ihrerseits eine heroisierende Wissenschaftsgeschichtsschreibung ablösten⁶¹, mittlerweile umfangreiche und detaillierte jüngere Studien vor, die unter systemtheoretischer

teln. Beide Projekte stehen wiederum in Zusammenhang mit dem Konstanzer Projekt von Frühwald/Jauß/Kosellek/Mittelstraß/Steinwachs 1991. Zur Germanistik vgl. insbesondere die Beiträge von Stempel; Lämmert; Barner; Switalla und Voßkamp in Prinz/Weingart 1990 und die Ergebnisse zu Differenzierung und Spezialisierung in der „Facheinheit: Germanistik/Germanistische Fächer“ in Weingart u.a. 1991.

⁵⁹ Vgl. Switalla, Bernd: Die gegenwärtige germanistische Linguistik. Eindrücke und Mutmaßungen. In: Prinz/Weingart 1990, S. 222-239.

⁶⁰ Vgl. Sell 2006.

⁶¹ Vgl. Kolk, Rainer: Fachgeschichtsforschung als historische Selbstreflexion in der Germanistik. In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 2, S. 217-226, hier S. 221.

Perspektive⁶² verschiedene Aspekte der Fachentstehung und -entwicklung beleuchten.⁶³ Dabei zeigen die Arbeiten von Fohrmann/Voßkamp u.a. 1994 eine zumeist unpolitische Universitätsgermanistik des 19. Jhs., die sich vornehmlich in ihrem eigenen esoterischen Zirkel bewegt und ihren wissenschaftlichen Professionalisierungsansprüchen zu genügen trachtet, während in den ideologiekritischen Arbeiten für das 19. Jh. eine politische Germanistik Profil gewann, die auch Legitimationsansprüchen seitens exoterischer Kreise nachzukommen versuchte. So hatten gerade auf den ersten beiden Germanistentagen 1846 und 1847 politische Themen auf der Tagesordnung gestanden („Schleswig-Holstein-Konflikt“; „Deutscher Zollverein“). Deutlich wird so bei der Sichtung der Fachgeschichtsforschung, dass die Fach- bzw. Wissenschaftsgeschichtsschreibung immer wieder neue Akzente setzt, die selber interpretationsbedürftig sind.

Gerade auf den Germanistentagen taucht der Diskurs zur gesellschaftlichen Bedeutung der Hochschulgermanistik immer wieder auf, wie im Folgenden rekonstruiert wird:

Nach längerer politischer Pause wird 1968 erstmals eine gesellschaftliche Relevanz der Germanistik eingefordert. Exemplarisch sei dafür die Formulierung von Müller-Seidel⁶⁴ 1972 angeführt: „Erkenntnisinteresse, Analyse, Relevanz, Rezeption, Modell, Ideologiekritik, Synchronie oder Kommunikation sind solche Begriffe, um nur einige zu nennen. Sie sind neu, obwohl sich die meisten von ihnen auch in älteren Wörterbüchern finden. Aber neu vor allem ist die Schlüsselfunktion, die sie ausüben. Wo `linguistisch` oder `soziologisch` gedacht wird, sind diese `Schlüsselwörter` mit Sicherheit vorhanden. Auch in Referaten, die mit ihren Themen im Raum der Tradition verbleiben, fehlen sie nicht ganz.“ (1974 [vgl. Anm. 18], S. 7) Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre wird diese Forderung noch einmal deutlich erhoben. Strittig ist dabei, ob die Germanistik den Elfenbeinturm verlassen oder in diesen zurückgehen soll. Bereits 1984 hatte Lämmert gemahnt, den Elfenbeinturm zu verlassen, wenn er die Bedeutung der Germanistik für die „kulturelle Bildung“ und den „kulturellen Transfer“ (1985 [vgl. Anm. 25], S. 14) hervorhebt. Ihm schwebt dabei nach dem Vorbild Japans die Verbindung der Sprach- und Kulturwissenschaften mit den Technik- und Wirtschaftswissenschaften vor. Allerdings sieht er die Realisierung skeptisch: „Ich fürchte, es gibt, auch unter uns, noch allzu viele, die schon dies eher als einen Verrat an ihrer wissenschaftlichen Sendung als eine Chance zu

⁶² Vgl. Fohrmann/Voßkamp 1994; Fohrmann/Voßkamp 1991.

⁶³ Vgl. zur Geschichte der Germanistik auch: Hermand 1994; Rosenberg 1987; Bahner/Neumann 1985; Wyss 1979.

⁶⁴ Müller-Seidel, Walter: Zur Einführung. In: Müller-Seidel u.a. 1974 [vgl. Anm. 18], S. 5-11.

neuen Verstreungen ihrer Wissenschaft mit anderen Disziplinen und deren praktischen Erfordernissen begreifen würden.“ (1985 [vgl. Anm. 25], S. 14) Auch Lämmerts Vorschlag würde eine Neuverortung der Hochschulgermanistik bedeuten, die institutionell näher an die „hard sciences“ rücken müsste. Gesellschaftliche Relevanz entstünde dadurch, dass eine „soft science“ den ohnehin gesellschaftlich stark nachgefragten Wissenschaften zusätzlichen „Input“ gibt. Nach dem Vorbild der „alten Artisten-Fakultät“ (1985 [vgl. Anm. 25], S. 22) wären auch die Studiengänge entsprechend zu gestalten. Ebenfalls den Elfenbeinturm verlassen und als politische Wissenschaft agieren, sollte die Germanistik laut Scherpe⁶⁵, der sich 1987 „ein Dutzend Germanisten wünscht, die unsere verschiedenen, zum Teil außerordentlich aufregenden Produkte und Projekte vor den Mikrofonen und Kameras darstellen könnten“ (1988 [vgl. Anm. 27], S. 17). Um die gesellschaftliche Relevanz zu erhöhen, fordert 1991 auch Böhme politische Einmischung mit „Blick auf die abzusehenden sozialen, ökologischen und technologischen Problemfelder des 21. Jahrhunderts“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 29), also das Aufgreifen „grüner“ Themen.

Demgegenüber schickt 1987 Dyck eine Germanistik in den Elfenbeinturm zurück, die um gesellschaftliche Relevanz „buhlt“, indem sie für Unterhaltung sorgt oder sich gar prostituiert: „Wer das Röckchen für die Gesellschaft so hoch hebt, wird natürlich auch gut bezahlt, wer Musik macht, die zum Tanze aufspielt, braucht sich um den finanziellen Segen nicht zu sorgen.“ (1988 [vgl. Anm. 27], S. 13) Gemeint war Schmidt, der 1991 antwortet: „Wer solche Überlegungen wie Joachim Dyck (1988, S. 12), als ‚Anpassungswillen, der vor nichts zurückschreckt‘ einstuft und mir – mit Namens- und Institutsnennung – unterstellt: ‚Wer das Röckchen für die Gesellschaft so hoch hebt, wird natürlich auch gut bezahlt [...]‘, der wird mit solchen Beobachtungskriterien wenig von dem bemerken, was sich in der Wissenschaftslandschaft wie in den Mediensystemen ereignet.“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 10) Dyck wendet sich zudem gegen ein 1982 von Cramer⁶⁶ vorgebrachtes Postulat: „Thomas Cramer sagte bei der Eröffnung des Germanistentages in Aachen 1982: ‚Nur wenn die Germanistik plausibel machen kann, welchen gesellschaftlichen Nutzen sie über die Produktion augenblicklich nicht benötigter Deutschlehrer hinaus stiftet, wird sie die kommenden Jahre überstehen‘. Völlig falsch. [...]“ (1988 [vgl. Anm. 27], S. 12) Nach Dyck könne die Germanistik überhaupt nur im Elfenbeinturm, d.h. als Wissenschaft, gesellschaftskritisch agieren. Auch in ihren Studiengängen müsse die Germanis-

⁶⁵ Scherpe, Klaus R.: Ist eine Modernisierung der Germanistik möglich? Gedanken und Vorschläge zur gesellschaftlichen Selbstbeteiligung unter hochtechnischen Bedingungen (Eröffnungsvortrag). In: Oellers 1988 [vgl. Anm. 27], Bd. 1, S. 1-18.

⁶⁶ Diese Eröffnungsrede Cramers ist m.W. nicht dokumentiert.

tik wissenschaftlich autonom bleiben und ihre „Aufgaben und Funktionen innerhalb der alten philologischen Fakultäten bestimmen“ (1988 [vgl. Anm. 27], S. 15), statt sich gesellschaftlich funktionalisieren zu lassen. Darüber hinaus wendet Dyck sich gegen die „Germanistik von Oellers“, die angeblich zeige, „wie deutsche Sprache und Literatur in ihren schönsten Äußerungen dazu drängen, Bestehendes (immer wieder) zu verändern“ [Oellers 1987 [vgl. Anm. 43], S. 31; U.S.]. Solche Aphorismen sind nichts weiter als schieres Pathos, das sich der Wirklichkeit überstülpt. Denn daß die Literatur Bestehendes verändere, glauben nicht einmal mehr die Dichter [...].“ (1988 [vgl. Anm. 27], S. 7) Dass Literatur Gesellschaft verändere, hält Dyck also für genauso realitätsfern, wie die Annahme, die Germanistik könne dies tun.

Demgegenüber hält 1991 Schmidt gerade eine Literaturwissenschaft für einflussreich, die der Gesellschaft ihre Lesegewohnheiten spiegelt. Damit seien nicht nur die Lesegewohnheiten des sog. bildungsbürgerlichen Lesepublikums gemeint, sondern die aller „Bürger“. Entsprechend seien deren Lesegewohnheiten zunächst einmal wertfrei zu erforschen – anders als dies die „deutsche Kulturkritik“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 3) gewohnt sei: „Die Gesellschaft erwartet von der Literaturwissenschaft nicht nur neue Varianten der Hölderlin- oder Kafka-Exegese, sondern auch Aufklärung darüber, wie Leser und Leserinnen ‚tatsächlich‘ im Medienzeitalter mit literarischen Texten umgehen. Und vielleicht würde ja mancher auch mehr und lustbetonter Literatur lesen, säße ihm nicht die ‚Diskurspolizei‘ der Meisterinterpreten im Nacken.“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 14) Auch Schmidt sieht sich mit seiner Gegenstandsdefinition außerhalb des Elfenbeinturms, da die angestellten Beobachtungen über das Medienverhalten der Gesellschaft immer auch – dann offenbar doch kulturkritisch – in Gesellschaftskritik münden könnten – ein Vorhaben, dessen Wahrscheinlichkeit zu gelingen in dem Maße sinken mag, in dem das Wissenschaftssystem sich aus der Beurteilung gut/schlecht (Moral) zurückzieht bzw. das ökonomische System als neue maßstabsetzende Instanz das Wissenschaftssystem dominiert. Ähnlich – jedoch weniger ausschließlich – argumentiert 1991 von Heydebrand⁶⁷, wenn sie eine Öffnung der Hochschulgermanistik für mehr als nur – den Massengeschmack kulturkritisch abwertende – bildungsbürgerliche Interessen fordert. Das (neuerliche) Verlassen des Elfenbeinturms würde auch wieder mehr gesellschaftliche Relevanz erbringen, aber auch Einfluss, statt lediglich – unbeteiligte – empirische Kanonforschung zu betreiben: „Wenn unser Fach in der Universität fortfährt, so esoterisch zu bleiben wie bisher weithin, wird es der Öffentlichkeit sei-

⁶⁷ von Heydebrand, Renate: Probleme des ‚Kanons‘ – Probleme der Kultur- und Bildungspolitik (Plenarvortrag). In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 4, S. 3-22.

ne Notwendigkeit kaum plausibel machen können. Ein erweiterter Kanon, der die Bedürfnisse vieler Bevölkerungsgruppen aufnehme, und eine vielfältige, aber urbane Deutungspraxis wären in meiner Sicht ein Weg zu neuer, größerer Anerkennung.“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 22)

1997 werden Sprache, Literatur und neue Medien nach ihrer Autorität befragt und damit wieder die Frage ihrer gesellschaftlichen Relevanz aufgegriffen.

Zusammenfassend kann man den Diskurs so charakterisieren, dass es innerhalb der Hochschulgermanistik immer wieder darum geht, die eigene (gesellschafts-)politische Rolle (der Literaturwissenschaft) auszuloten. Nach einer längeren unpolitischen Phase („Werkimmanenz“) werden ab 1966/68 kontinuierlich unterschiedlichste Leistungsangebote formuliert, die gesellschaftliche Relevanz verschaffen sollen, für die die Kompetenz faktisch aber häufig fehlen mag. Auf den Germanistentagen spitzt sich auch dieser Diskurs Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre zu. Wieder fallen die parallel stattfindenden Legitimationsversuche der Geisteswissenschaften auf – etwa die Kompensationsthese Marquards 1986 –, nachdem diese längst ihre Bedeutung an die Natur- und Technikwissenschaften abgetreten haben („Zwei-Kulturen-These“). Beide Diskurse scheinen eine Reaktion auf äußeren Druck angesichts eines geisteswissenschaftlichen „Überschusses“ darzustellen.

Bemerkenswerterweise bleibt die Lehrerbildung als naheliegendes Bedürfnis des Fachverbandes Deutsch von beiden Teilverbänden weitgehend unthematisiert oder wird – wie bei Cramer – als notwendiges Übel markiert, über dem hinaus die eigentliche Legitimation erst beginnen könne. Gerade auf diesem Gebiet – so könnte man meinen – wäre für die Hochschulgermanistik nachhaltig gesellschaftliche Relevanz zu gewinnen, zumal die Lehrerbildung eine „Leistungsanfrage“ an die Hochschulgermanistik darstellt, die an der Universität selber institutionalisiert ist. Gesellschaftliche Relevanz könnte die Hochschulgermanistik m.E. zudem gewinnen, wenn sie die „deutschen“ Diskurse beobachten und reflektieren würde – sei es auf den Germanistentagen oder in einem eigens dafür gegründeten Institut. Soziolinguistik und (auf Sprache bezogene) Diskursanalyse prädestinieren sie dafür.

Nationalphilologie: deutsche Klassiker – deutsche Sprache – deutsche Identität – Transnationalität

Dieser Diskurs thematisiert die Rolle der Hochschulgermanistik als *Nationalphilologie*.

Zunächst kann mit Anderson 1996 und Hacking 1999 festgestellt werden, dass es sich bei dem Begriff der „Nation“ um eine – historisch begründete – Erfindung bzw. Konstruktion handelt, die sich selber (diskursiv) reproduziert.⁶⁸ So führen nach Hacking „Loopingeffekte“ (1999, S. 95) dazu, dass Gegebenheiten *real geworden* sind: Sie beginnen zu existieren, weil wir sie benennen. Entsprechend ist von einer sozialen Seite der Wissensproduktion auszugehen, wie Fleck 1999 oder Latour/Woolgar 1986 konstatieren: „Das ‘Dort-draußen-Sein’ [ist] nicht die Ursache, sondern die Konsequenz der wissenschaftlichen Arbeit“ (1986, S. 180). Auch die Herausbildung der Germanistik als Nationalphilologie im 19. Jahrhundert kann als soziale Konstruktion aufgefasst werden. So sollte die Germanistik durch die Konstruktion einer „Nationalsprache“ („Muttersprache“) und einer „Nationalliteratur“ („nationale Klassiker“) zur Konstruktion einer „deutschen Nation“ beitragen, die die Legitimation für einen – automatisch Ein- und Ausschlüsse generierenden – „deutschen Nationalstaat“ bereiten sollte. Damit wurde ein „kollektives Gedächtnis“ (re-)konstruiert, das die Zusammengehörigkeit der Deutschen historisch beweisen und in den Bildungsinstitutionen („Schule“) vermittelt werden sollte. Der Nationalismus deformierte schließlich die patriotische Idee der „Sprachnation“.

Der Diskurs zur Germanistik als Nationalphilologie taucht ab 1966 – vorher nicht – bei den Hochschulgermanisten konstant auf, wie die folgende Rekonstruktion zeigt:

1966 bringt von Wiese⁶⁹ noch die folgende „unzeitgemäße Bemerkung“ (1967 [vgl. Anm. 15], S. 11) zum Ausdruck: „Ich glaube jedoch nicht, daß der Einzelmensch ohne geschichtliches Bewußtsein existieren kann, ganz sicher ist es für eine Nation unmöglich.“ (1967 [vgl. Anm. 15], S. 12) Vielmehr rät von Wiese: „Es dürfte schwer sein, zu einem neuen deutschen Selbstverständnis zu gelangen, das maßvoll und realistisch bleibt. Aber gerade dazu könnte eine Wissenschaft wie die Germanistik beitragen [...]“ (1967 [vgl. Anm. 15], S. 12) Auf dem selben Germanistentag stößt Lämmert⁷⁰ endlich – nach langem Schweigen der Hochschulgermanisten – eine kritische Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Geschichte des Faches an, die zu „Krisen, ja einer gewissen Ratlosigkeit selbst unter reformbereiten Fachvertretern“ (1967 [vgl. Anm. 15], S.

⁶⁸ Auch „Europa“ wird derzeit neu erfunden bzw. konstruiert.

⁶⁹ von Wiese, Benno: Begrüßungsrede in München am 18. Oktober 1966. In: von Wiese/Henß 1967 [vgl. Anm. 15], S. 9-14.

⁷⁰ Lämmert, Eberhard: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft (Plenarvortrag). In: von Wiese/Henß 1967 [vgl. Anm. 15], S. 15-36.

34) führte. 1976 sieht Lämmert⁷¹ denn auch die Zukunft der Germanistik im Studium mehrerer Sprachen und Literaturen: „Wer den praktischen Wert richtig einschätzt, den eine Vermittlung zwischen mehreren Sprachen heute und in Zukunft für jeden Mitteleuropäer hat, der wird den teilweisen Ersatz des alten Deutschunterrichts durch einen Sprach- und Literaturunterricht, der auf der Basis der Landessprache in mehrere Sprachen und Literaturen einführt, für mehr halten als für eine antinationalistische Büßergeste nach dem Sündenfall oder als eine bloß modische Marotte.“ (1976, S. 3) 1987 sieht sich der Vorsitzende Oellers veranlasst, die Literaturwissenschaft gegen Erwartungen, zur deutschen Identitätsbildung beizutragen, abzugrenzen. 1991 nimmt der Vorsitzende Janota⁷² die sog. Wiedervereinigung sowie die Europäisierung zum Anlass, die Germanistik im Anschluss an Grimm als „nationale Einigungswissenschaft“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. X) zu rehabilitieren. Dabei habe man sich von einem früheren „ideologietiefenden Pathos“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. IX) zu distanzieren und „strengste Nüchternheit“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. IX) zu bewahren. Auf dem gleichen Germanistentag plädiert von Heydebrand für die Neuetablierung eines deutschsprachigen literarischen Kanon als „Grundlage für den Beitrag zur Weltliteratur“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 13). 1994 konstatiert der Vorsitzende Jäger mit einer gewissen Erleichterung, dass sich Janotas Aufruf nicht durchsetzen konnte: „Kurz: die `gewaltige Herausforderung an die heutige Germanistik`, die Johannes Janota 1991 in der `Niederlegung der unsichtbaren, aber durchaus realen Mauern` zwischen zwei sich fremden deutschen Teilkulturen sah, hat sich – wie ich meine glücklicherweise – doch nicht als so bestimmend für das Selbstverständnis des Faches erwiesen, daß von hier her – im Namen Jacob Grimms – eine Wiederbelebung der Idee einer Germanistik als *National-Philologie* in Kauf genommen werden müßte.“ (1995 [vgl. Anm. 32], S. 7) 2001 schließlich ermuntert Gumbrecht⁷³ – als in den USA Vergleichende Literaturwissenschaft Lehrender und damit quasi externer Beobachter – die Hochschulgermanisten zur Beschäftigung mit den deutschen Klassikern. Stellvertretend für die heranwachsende Generation berichtet er von seiner Tochter, die sich in Spanien im Spanischunterricht zwar mit den spanischen Klassikern, im Deutschunterricht aber nur mit Trivilliteratur und Werbung beschäftigen „durfte“: „Deswegen musste ich Sara am Tag des Abiturs versprechen, dass ich jedes Mal, wenn ich in ein

⁷¹ Lämmert, Eberhard: Eröffnungsansprache. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 2, 1976, S. 1-7.

⁷² Janota, Johannes: Vorwort. Aus der Begrüßungsansprache zur Eröffnung des Germanistentages (Vorwort). In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 1, S. IX-XIII.

⁷³ Gumbrecht, Hans Ulrich: Wie deutsch kann die Germanistik sein? (Eröffnungsvortrag). In: Kugler 2002 [vgl. Anm. 36], Bd. 1, S. 23-40.

deutschsprachiges Land komme, ihr einen deutschen Klassiker mitbringe, und ich hoffe sehr, dass Sie, die Germanisten, mich alle bei dieser Auswahl der deutschen Klassiker für meine Tochter selbstbewusst beraten werden.“ (2002 [vgl. Anm. 36], S. 37/38) Diese Klassiker seien laut Gumbrecht auch international äußerst begehrt: „Keine Klassiker der Philosophie und der Literatur stehen bei den akademischen Meinungsführern von Tokio über Kapstadt bis San Francisco höher im Kurs als etwa die deutschen Idealisten oder die Romantiker.“ (2001 [vgl. Anm. 57], S. 51) Ein gewisses Selbstbewusstsein sei also durchaus angebracht. Demgegenüber muss Anz⁷⁴ 2004 feststellen, dass „die Kulturschule der Nation im Feuilleton freilich zum Buhmann der Nation geworden ist“. 2010 hat es sich nach Karg⁷⁵ die Sektion II 'Europäisches Erbe' wie der gesamte Germanistentag zur Aufgabe gemacht, einen „Beitrag zu einer [...] europäischen Identität“ (2011 [vgl. Anm. 39], S. 8) zu leisten. Auf die (Mit-)Konstruktion der Nationalstaaten folgt nunmehr die (Mit-)Konstruktion Europas.

Ging es bisher v.a. um Literaturwissenschaft, sei im Folgenden die Sprachwissenschaft fokussiert. So verortet 1991 Grewendorf⁷⁶ die germanistische Linguistik methodologisch in einem neuen disziplinären bzw. interdisziplinären Kontext. Die Annahme einer Universalgrammatik lasse die Beschäftigung mit Einzelphilologien – und damit auch mit der einzelnen „Nationalphilologie“ Germanistik – obsolet werden. Damit wird auch das Forum der Gesellschaft für Hochschulgermanistik, das der DGV bietet, für manche Linguisten uninteressant. Grewendorf begründet diese Konsequenz wie folgt: „In einem Resümee zu dem Aachener Symposium 'Germanistik – Forschungsperspektiven 2000', das sich die Konturierung eines zentralen germanistischen Forschungsinstituts 'Philologie in der Informationsgesellschaft' zum Ziel gesetzt hatte, zitiert Ludwig Jäger die folgende Bemerkung Eberhard Lämmerts zum Thema Germanistik und Interesse: *'Unser Interesse ist inzwischen nicht mehr eines, das sich durch die Grenzen der Nationalsprache begrenzen ließe, weder der Sprach- noch der Literaturwissenschaft.'* (Jäger 1991, S. 5)⁷⁷ Angesichts der Herausforderungen durch eine Informationsgesellschaft mag diese Bemerkung von dem wissenschaftspolitischen Gesichtspunkt der Abwendung eines philologischen Provinzialismus ge-

⁷⁴ Anz, Thomas: Buhmann der Nation? Eine kleine Verteidigung der Germanistik. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.9.2004, S. 35.

⁷⁵ Karg, Ina: „Europa eine Seele geben ...“. Kulturelles Erbe und seine Bedeutung. In: Karg 2011 [vgl. Anm. 39], S. 7-12.

⁷⁶ Grewendorf, Günther: Die 'kognitive Revolution' in der Sprachwissenschaft und ihr Einfluß auf die germanistische Linguistik. In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 2, S. 77-91.

⁷⁷ Grewendorf bezieht sich hier auf Jäger, Ludwig: Zentrales Germanistisches Forschungsinstitut 'Philologie in der Informationsgesellschaft'. Einige Überlegungen aus Anlaß des Aachener Symposiums 'Germanistik: Forschungsperspektiven 2000', RWTH Aachen, 1991.

tragen sein; sie mag sich angesichts weltweiter Nationalisierungstendenzen auch einem Impetus philologischer Aufklärung verdanken; ihr entscheidendes Desiderat besteht jedoch darin, daß ihr eine Begründung abgeht, die auf den Wandel der theoretischen Grundlagen und Methoden germanistischer Wissenschaft bezogen ist. Inwiefern nun zumindest für die germanistische Sprachwissenschaft aus den theoretischen Grundlagen des kognitiven Paradigmas eine solche in der Sache dieser Wissenschaft liegende Begründung folgt, möchte ich im folgenden an einem Beispiel illustrieren. [...]“ (1993 [vgl. Anm. 29], S. 81) Notwendig wäre demnach die institutionelle Verbindung der Einzelphilologien unter Einbezug weiterer Kognitionswissenschaften – mithin die Neusituierung der Hochschulgermanistik in einem übergeordneten Verbund. Auch für die Studiengänge hätte dies Folgen. Demgegenüber plädiert Ehlich⁷⁸ auf dem Germanistentag 2001 in Bezug auf „nationale Sprachen“ für „Postnationalität“ bzw. „*Transnationalität*“ (2002 [vgl. Anm. 36], S. 58), also dafür, sich zu „öffnen“, ohne gleich institutionelle Konsequenzen daraus abzuleiten. 2004 schließlich konstatiert Ehlich⁷⁹ auf dem Germanistentag, bei dem Europa im Mittelpunkt steht, für das Deutsche einen „*Mangel an Sprachloyalität* seiner Repräsentanten“ (2006 [vgl. Anm. 37], S. 18).

Zusammenfassend kann man den Diskurs so charakterisieren, dass man sich innerhalb der Hochschulgermanistik – teils über den „Umweg“ Externer – vorsichtig darüber verständigt, durchaus wieder eine selbstbewusstere Behandlung deutschsprachiger Literatur zu praktizieren, während die (selbst „nüchterne“) Beteiligung an der deutschen Identitätsbildung letztlich als indiskutabel gewertet wird. Auf die Sprache bezogen geht der Konsens eher in Richtung Auflösung der „Nationalphilologien“/„Postnationalität“ – teils mit, teils ohne institutionelle Konsequenzen, während die literaturwissenschaftliche Mediävistik (aber nicht nur sie) sich auf die Konstruktion „Europas“ konzentriert.

Sprachenpolitische Diskurse – etwa zur Wissenschaftssprache Deutsch oder zur Schulsprache Deutsch im Kontext von Mehrsprachigkeit – finden eher am Rande der Germanistentage bzw. anderswo statt.⁸⁰ Da in der Bundesrepublik Deutschland auch nach Europäisierung und Globalisierung – trotz Zunahme des

⁷⁸ Ehlich, Konrad: Postnationale Perspektiven für nationale Sprachen. In: Kugler 2002 [vgl. Anm. 36], Bd. 1, S. 41-59.

⁷⁹ Ehlich, Konrad: Zur Tagung und zum Tagungsband. In: Ehlich 2006 [vgl. Anm. 37], S. 15-24.

⁸⁰ Vgl. Tutzingen Thesen zur Sprachenpolitik in Europa 1999; Homburger Empfehlungen zur Förderung der europäischen Hochsprachen 2001; Mannheim-Florentiner Empfehlungen zur Förderung der europäischen Hochsprachen 2002. Vgl. außerdem die Förderlinie der Volkswagenstiftung „Deutsch plus – Wissenschaft ist mehrsprachig“.

Anteils an DaZlern – immer noch deutsch die Sprache in der staatlichen Bildungsinstitution Schule ist, wird die „Nationalphilologie“ jedoch nach wie vor gebraucht. Wenn einerseits von einer universellen (impliziten) Grammatik auszugehen ist, die unbewusst erworben wird, wenn es andererseits aber auch so ist, „dass der Unterricht in der Muttersprache die eigentliche Aufgabe des Schulsystems geworden ist“⁸¹, ist eine m.E. vielversprechende Frage, ob explizites grammatisches Wissen, etwa in Form bewusster *Sprachbetrachtung*, die Sprachkompetenz (der Schüler) verbessert. Die kognitiven Fähigkeiten, die eigene Sprache zu beobachten und bewusst zu kontrollieren, werden schließlich überwiegend nicht automatisch erworben.

Humboldt'sche Universität/philosophische Fakultät

In diesem Diskurs geht es um die staatlich organisierte Lehr- und Forschungsinstitution der Hochschulgermanistik.

Zunächst kann festgestellt werden, dass diese Institution auf die – die sog. Artistenfakultät ablösende – *Humboldt'sche Universität* zurückgeht, deren Charakteristikum (neben einer spezifischen Geschichte) die Einheit von Forschung und Lehre bzw. die Vermittlung *wissenschaftlicher* (statt berufspraktischer) *Bildung* darstellt, unter anderem, um eine „gebildete“, an der Vernunft geschulte Beamenschaft (bzw. Staatsbürgerschaft) hervorgehen zu lassen, die von Berufswegen die Funktion des mit Gemeingeist ausgestatteten „citoyen“ im Gegensatz zum „bourgeois“ übernehmen sollte⁸²: „Dieser Beamte aber war das vornehmste ‚Produkt‘ der Bildungsuniversität Humboldts“ (Frühwald 1991, S. 104). Derzeit wird die Einheit von Forschung und Lehre durch die Schaffung eines europäischen Hochschulraumes („Bologna“) tendenziell aufgelöst. So ist einerseits eine Vereinheitlichung der Bildungssysteme, andererseits eine Entkoppelung von Forschung und Lehre – bspw. durch konsekutive Studiengänge bzw. lehrintensive Mitarbeiterstellen – zu beobachten. Historisch betrachtet stieg im 19. Jh. zunächst die sich mit den alten Sprachen (griechisch etc.) beschäftigende klassische Philologie durch ihre Leistungsbeziehung für das Bildungssystem zur Leitwissenschaft der – die Fakultäten anführenden – *philosophischen Fakultät* an der reformierten Universität auf (vgl. Voßkamp 1994). Auch die deutsche Philologie orientierte sich an ihr. Deutschlehrer für das Gymnasium wurden also

⁸¹ Zitiert aus der Vorbemerkung von Ulrich Wyss zur Übersetzung der Einleitung zu: Judet de La Combe, Pierre/Wismann, Heinz: *L'avenir des langues. Repenser les Humanités*, im Ersch., übers. v. Wyss, Ulrich u. M. v. Marie-Claire Perroudon. In: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen*, hrsg. v. König, Christoph, Doppelheft 25/26, 2004, S. 5-9, hier S. 6.

⁸² Vgl. Lohmann 2002, S. 5 ff. und S. 12 ff.

von – an der klassischen Philologie geschulten – deutschen Philologen an der philosophischen Fakultät ausgebildet. Eine größere Rolle spielte die Deutschlehrerausbildung als Leistungsangebot der Hochschulgermanistik erst in den 90er Jahren des 19. Jhs.⁸³ Auch der Deutschunterricht wurde erst mit der „Deutschkundebewegung“ ebenfalls erst in den 90er Jahren des 19. Jhs. bildungspolitisch und auf problematische Weise relevant.⁸⁴ Auch wenn so von einer „späten“ Rolle der Deutschlehrerausbildung und des Deutschunterrichts für die Hochschulgermanistik ausgegangen werden kann, existiert nach Zymek⁸⁵ eine historisch gewachsene – die Verbindung von geistlichem Amt und höherem Lehramt ablösende – „Verkopplung von philosophischer Fakultät und höherem Lehramt“ (2003, S. 247) und damit von Hochschulgermanistik und Deutschlehrerausbildung.

Im Folgenden sollen zwei m.E. typische Äußerungen dafür angeführt werden, wie die Hochschulgermanisten a) die Humboldt'sche Universität/philosophische Fakultät sowie b) Hochschulgermanistik und Deutschlehrerausbildung thematisieren:

Zu a) Humboldt'sche Universität/philosophische Fakultät: 2001 zeichnet Gumbrecht eine deutsche Hochschultradition, die weltweit einmalig ist: „Selbst wenn das Niveau der ausländischen Kollegen so überlegen wäre, wie man in der Germanistik oft zu befürchten scheint, ließe sich eine Neuorientierung aus dem Blick über die Grenzen der deutschen Universitätstradition kaum gewinnen. Das liegt vor allem daran, daß die Germanistik eingebunden ist in den Fächerverbund der 'Geisteswissenschaften', für den es außerhalb der deutschen Tradition kein Pendant gibt.“ (2001 [vgl. Anm. 57], S. 51) Demnach können die „anglo-amerikanischen 'Humanities'“ (2001 [vgl. Anm. 57], S. 51) nicht einfach auf deutsche Verhältnisse übertragen werden. Gumbrecht plädiert daher – statt für die Vereinheitlichung der Bildungssysteme – für die Verteidigung der eigenen Universitätstradition.

Zu b) Hochschulgermanistik und Deutschlehrerausbildung: 1994 sucht der Vorsitzende Jäger eine neue „disziplinäre Identität“ (1995 [vgl. Anm. 32], S. 8) des Faches. Wie bereits beschrieben, wendet sich Jäger dabei auch gegen die „Nationalitätsidee“ (1995 [vgl. Anm. 32], S. 8) als Grundlage für die „Einheit als Dis-

⁸³ Vgl. Meves 1994 und 1987.

⁸⁴ Vgl. Kopp 1994.

⁸⁵ Auch Weingart u.a. 1991, S. 146 kommen zu dem Schluss, dass das Wachstum der geisteswissenschaftlichen Fächer auf die wachsende Bedeutung der lehrerbildenden Fächer und damit auf die Bildungspolitik zurückzuführen ist.

ziplin“ (1995 [vgl. Anm. 32], S. 8). Auch die Verbindung, die zwischen der Sprach- und der Literaturwissenschaft über die von außen an das Fach herangetrugene Deutschlehrerausbildung entstehe, sei nicht ausreichend: „Dabei unterstelle ich – so wesentlich dieser Aspekt auch ist –, daß sie [die Germanistik; U.S.] sich nicht damit begnügen möchte, ihren Zusammenhalt aus der gemeinsamen ausbildungspraktischen Ausrichtung ihrer Teildisziplinen auf das Schulfach *Deutsch* herzuleiten. Natürlich wird es die Germanistik auch weiterhin mit [...] Lehrerausbildung zu tun haben. Gleichwohl läßt sich aus diesem Gegenstandsbezug allein keine wissenschaftliche Disziplin fundieren.“ (1995 [vgl. Anm. 32], S. 8/9) Damit erachtet Jäger diese als wenig bedeutsam für die Hochschulgermanistik. Letztlich sucht er nach einer methodologischen Fundierung, die er schließlich im Medienbegriff entdeckt.

Bezogen auf die Institution der Universität scheint die Wahrung der Humboldt'schen Universität das zentrale Thema der Hochschulgermanisten zu sein. Einig scheint man sich zudem darüber zu sein, dass die Lehrerbildung als von untergeordnetem Interesse anzusehen ist. Hochschulgermanisten und Deutschlehrer mögen diese Feststellungen anhand ihrer Erfahrungen in der Praxis überprüfen.

2.2 Was von den Hochschulgermanisten nicht thematisiert wird

Bisher wurde dargestellt, was die Hochschulgermanisten in ihren Diskursen thematisieren. Im Folgenden möchte ich zeigen, wie der Diskurs „Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule“ auf den Germanistentagen – betrachtet man die Dokumentationen der Tagungen – thematisiert bzw. nicht thematisiert wird.

Tagungen der Hochschulgermanisten:

1a) Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule als Nebendiskurs: Es fällt auf, dass die Themen Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule – sofern sie nicht ohnedies explizit als nebensächlich eingestuft werden – auf den von den Hochschulgermanisten veranstalteten Tagungen häufig allenfalls einen (quantitativ schwankenden) Nebendiskurs füllen, der als zusätzlich an die eigentlichen Diskurse (örtlich meist am Ende des Inhaltsverzeichnisses bzw. am Ende von „Sektionen“) angeheftet erscheint. Belege dafür sind die Germanistentage 1964 (Essen), 1966 (München), 1968 (Berlin), 1972 (Stuttgart), 1982 (Aachen), 1997 (Bonn) und 2004 (München).

1b) Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule beanspruchen „ihre“ Sektion:

Parallel zu der eben beschriebenen Praxis scheint sich bei den von den Hochschulgermanisten veranstalteten Tagungen ab 1979 (Hamburg) ein Raum für die Themen Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule zu öffnen. So wird erstmals – am Ende des Tagungsbandes – eine größere Sektion sichtbar, die sich „Textsorten und Gattungen unter didaktischem Aspekt“ (1983 [vgl. Anm. 22]) widmet. Waren bislang die besagten Themen an die Hauptdiskurse „angehängt“, bilden sie nunmehr auch eigene Sektionen aus. Diese Entwicklung setzt sich 1984 (Passau) fort mit einer – zu guter Letzt unter „D“ angeführten – eigenen großen Sektion zur „Didaktik der deutschen Sprache und Literatur“ (1985 [vgl. Anm. 25]). 1987 (Berlin) finden sich die Themen „Deutschunterricht“ etc. teils wieder an die Diskurse der Hochschulgermanisten angehängt, teils in „gemischten“ und teils in eigenen Sektionen (Bde. 1-3). Auch ein Plenarvortrag (Bd. 3) findet sich. Allerdings enthält Band 4, der den Deutschunterricht im Titel trägt, keinen Vortrag zum Thema (1988 [vgl. Anm. 27]). 1991 (Augsburg) lässt sich hier ebenfalls einreihen (1993 [vgl. Anm. 29]), wenn neben den vier Bänden zu den Vorträgen der „Hochschulgermanisten“, die auch vier eigene Sektionen zu Deutschunterricht sowie Sprach- und Literaturdidaktik ausweisen, auch ein eigener Band für die Vorträge aus den „Pädagogischen Arbeitskreisen“ (1992 [vgl. Anm. 30], S. 2) herausgegeben wird, der – wie Wolff in seinem „Vorwort“ verrät – den Versuch dokumentiert, „Fachwissenschaft und Fachdidaktik stärker aneinander zu binden, dies im Hinblick auf einen fach- und praxisorientierten Deutschunterricht“ (1992 [vgl. Anm. 30], S. 2) – allerdings geht es hier um die (eigentlich recht einseitige) Frage, wie „fachwissenschaftliche Positionen in den Deutschunterricht umgesetzt werden könnten“ (1992 [vgl. Anm. 30], S. 2). 1994 (Aachen) sammeln sich die genannten Themen ebenfalls weitgehend in einer Sektion, die allerdings den Titel: „Germanistische Bildung – berufliche Qualifikation“ trägt (1995 [vgl. Anm. 32]). 2001 (Erlangen) findet sich lediglich eine von sieben Sektionen („Prozess- versus Produktorientierung“), in der sich sechs von neun Aufsätzen mit schulischen Themen beschäftigen (2002 [vgl. Anm. 36]). 2007 (Marburg) erobern die Themen „Bildung und Wissen“ die letzte sechste Sektion, während die Themen Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule in den vorangehenden fünf Sektionen praktisch nicht vorkommen (2009 [vgl. Anm. 38]). Diesem Muster folgt auch der Germanistentag 2010 (Freiburg), wo eine auf den „Deutschunterricht“ bezogene siebte Sektion aufwartet und die anderen sechs Sektionen „ihre“ Themen verhandeln (2011 [vgl. Anm. 39]).

Tagungen der Deutschlehrer:

2a) Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule als Nebendiskurs: Hier fällt auf, dass die Themen Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule auch bei den von den Deutschlehrern veranstalteten Tagungen traditionellerweise nicht den Hauptdiskurs ausmachen. So fokussieren noch 1980 (Saarbrücken) beinahe alle dokumentierten Aufsätze fachwissenschaftliche Themen, aber didaktische und unterrichtspraktische Fragen nur am Rande oder gar nicht. Gleichwohl spricht Schaefer in seiner „Einführung“ von einer „Zwischenbilanz zwischen Programmgestaltern, Fachwissenschaft, Didaktik und Unterrichtspraxis“ (1981 [vgl. Anm. 51], S. VII). Zum Germanistentag 1992 (Berlin) lesen sich Titel und Inhaltsverzeichnis wie eine Fortbildungsveranstaltung in Literaturwissenschaft für Deutschlehrer. So bedankt sich Gey denn auch in seinem „Vorwort“ für die Bereitschaft der „Literaturwissenschaftler der Berliner Universitäten [...] ihre Forschungsergebnisse [...] vorzutragen“ (1993 [vgl. Anm. 31], S. I-II).

2b) Lehrerbildung, Fachdidaktik und Schule beanspruchen „ihre“ Sektion: Demgegenüber scheint sich 1985 (Stuttgart) und 1989 (Kiel) die Fachdidaktik auf den Germanistentagen selbst zu entdecken. Nicht mehr nur die Gegenstände der Sprach- und Literaturwissenschaft, sondern Jugendkultur bzw. der Schüler und seine Lebenswelt interessieren. Kurz gesagt: Die Programme lesen sich wie Tagungen des *Symposion Deutschdidaktik*, das 1989 denn auch seine offizielle Vereinsgründung erfuhr. 1985 werden auch erstmals „Pädagogen, Psychologen, Jugendforscher“ (Wolff, 1987 [vgl. Anm. 26], S. 4) konsultiert und damit neue interdisziplinäre Anschlüsse angebahnt. In diesem Sinne wird 1996 (Bochum) sowie 1999 (Lüneburg) die eigene (fachdidaktische) Theoriebildung forciert bzw. werden die eigenen (Praxis-)Bedürfnisse (Schule etc.) thematisiert.

3) Duplizieren der Diskurse der Hochschulgermanisten: Es fällt jedoch auch auf, dass die Deutschlehrer – auch noch nach 1985 – auf ihren eigenen Tagungen die Diskurse der Hochschulgermanisten *duplizieren*. Diese Beobachtung soll an folgendem Beispiel belegt werden: Vor dem Hintergrund zunehmender sog. Fremdenfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland in den 1990er Jahren wählt der Fachverband Deutsch 1996 (Bochum) einen Eröffnungsredner, der geeignet ist, den Deutschlehrern zu empfehlen, der nachwachsenden Generation kulturell eine „Spritze in Internationalität“ zu verabreichen. So rät der Philosoph Welsch den Deutschlehrern zwar zunächst zur Vermittlung eines – die deutsche Literatur miteinschließenden – transnationalen Weltliteratur-Kanons: „Die Schule jedenfalls sollte diesem Vorbild der Goethe-Institute nicht nacheifern. In der

Schule sollte die Gefahr, auf Goethe zu stoßen – die an den Goethe-Instituten bekanntlich äußerst gering ist – beträchtlich sein.“ (1998 [vgl. Anm. 33], S. 29) Anschließend rät er aber zur Ablösung des Deutschunterrichts durch ein Fach ‘Globalität’, das in letzter Konsequenz auch die Existenz eines Fachverbandes Deutsch fragwürdig werden lassen würde, der dann ebenfalls „global“ zu organisieren wäre: „Im Zeichen einer nicht mehr nur kulturellen, sondern zunehmend auch politischen Transnationalität muß die Einbeziehung fremdsprachlicher Literatur noch selbstverständlicher sein als zuvor. Und wo, wenn nicht im Deutschunterricht sollte sie erfolgen? Ein Fach ‘Interkulturalität’ oder ‘Transkulturalität’ oder ‘Globalität’ – oder wie immer es heißen könnte – besitzen wir nicht. Daher muß der Deutschunterricht diese generalistische Aufgabe wahrnehmen, darf sich nicht provinzialisieren.“ (1998 [vgl. Anm. 33], S. 34) Ist der Diskurs „Nationalphilologie“ für die Hochschulgermanisten bedeutsam, partizipieren die Deutschlehrer offensichtlich an ihm, indem sie ihn für sich adaptieren.

Resümierend sei hier festgestellt, dass die eingangs von Röther so genannten „starken Differenzen im Verhältnis zwischen Schul- und Hochschulgermanistik innerhalb des DGV“ bis heute weitgehend unthematized bleiben. Worüber könnte sich hier verständigt werden? Nun: Die Theorie könnte sich an der Praxis orientieren, die Praxis an der Theorie – in der Tradition des sog. Humboldt’schen Bildungsideals. Die Hochschulgermanisten könnten also *die Praxis der Deutschlehrer fokussieren* – dies scheint kaum der Fall zu sein: Wie bisher gezeigt, reden die Hochschulgermanisten über *ihre* Themen. Die Deutschlehrer wiederum könnten *ihre Praxis „theoriefähig“, d.h. der Theorie zugänglich machen*. Wie bisher gezeigt, fokussieren die Deutschlehrer auf ihren Tagungen seit Mitte der 1980er Jahre des letzten Jahrhunderts zunehmend eigene Themen oder schließen an die Diskurse der Hochschulgermanisten an. Eine Kommunikation zwischen den beiden Teilverbänden lässt sich jedoch nur schwer erkennen.⁸⁶

⁸⁶ Die beiden einzigen Ausnahmen, die ich gefunden habe: Für den Germanistentag 2001 war ein Podium „Disputation Schule-Hochschule: „Wir haben uns viel zu sagen!“ mit Almut Hoppe (Fachverband Deutsch im DGV) und Klaus-Michael Bogdal (Gesellschaft für Hochschulgermanistik im DGV) angekündigt (vgl. unter <http://www.germanistik2001.de/Podien.html>). Gesprochen werden sollte u.a. über „die Relevanz der Hochschulforschung für die schulische Arbeit, die Innovationskraft der Forschung für die Schule [...] Notwendigkeit der Unterrichtsforschung in der Hochschule“. Für den Germanistentag 1999 gab es die „Sektionenübergreifende Arbeitsgruppe: Deutschunterricht und Germanistikstudium: Schnittstellen und Möglichkeiten der Kooperation (Anne Berkemeier, Wuppertal/Andreas Borrmann, Rendsburg)“ (vgl. Inhaltsverzeichnis [vgl. Anm. 35]).

3. Erklärungen/Deutungen der Diskurspraxis

Scheinen also – betrachtet man die Dokumentationen der Germanistentage – die (Mitglieder der) beiden Teilverbände auf den vom DGV veranstalteten Tagungen gar nicht miteinander zu kommunizieren bzw. die Diskurse einander in einer bestimmten Weise zu dominieren, so stellt sich die Frage nach den Ursachen. Zwei wissenschaftssoziologische Perspektiven sollen die Diskurspraxis erhellen.

3.1 Reputation und Ressourcen

Aus der Sicht der soziologischen Systemtheorie hat sich in der modernen Gesellschaft das Funktionssystem Wissenschaft gegenüber anderen gesellschaftlichen Teilsystemen – der nicht-wissenschaftlichen Umwelt – ausdifferenziert (vgl. Luhmann 1990). Darüber hinaus erfolgt eine stetige Ausdifferenzierung innerhalb des Wissenschaftssystems („Innendifferenzierung“). Auf die „gelehrte Gemeinschaft“ (vgl. Fohrmann 1994) folgt so die disziplinäre, die zunächst in ihren *nationalen* Grenzen, später *global* kommuniziert, d.h. sich einerseits von ihren „nationalen“ Adressaten (und Absendern) und andererseits von den „Nationalsprachen“ löst. Dazu Stichweh: „Nur eine Wissenschaft, die jedes ihrer Spezialgebiete als weltuniversell denkt und entsprechende strukturelle Vernetzungen realisiert und nutzt, kann die unvorstellbare Komplexität erreichen, die das herausragende Charakteristikum der Wissenschaft der modernen Gesellschaft ist“. (2004, S. 23) Das Wissenschaftssystem zielt zudem mit der Leitunterscheidung „wahr/unwahr“ auf Wahrheit bzw. Erkenntnis. So unterscheidet Dainat „Erkenntnisgewinn als die *Funktion* des Wissenschaftssystems für die Gesellschaft, auf der seine Autonomie beruht, und [...] *Leistungsbeziehungen* als die konkreten Nützlichkeits-erwartungen einzelner sozialer Teilsysteme“ (1994, S. 513). Erkenntnis – anders ausgedrückt: Forschung – ist also die primäre Domäne der (Fach-)Wissenschaft, hinter der alle anderen „Erwartungen“ zurückstehen. In wissenschaftlichen Publikationen zitierbare Erkenntnisse als der Kommunikationsform des Wissenschaftssystems (vgl. Stichweh 2006) und nicht etwa „alternative Qualifikationsmerkmale (pädagogisch/didaktisch usw.)“⁸⁷ verschaffen denn auch (einem Autor) Reputation⁸⁸ und Reputation wiederum verschafft (ökonomische) Ressourcen. Reputation zu erlangen, ist demnach das (wissenschafts-)systembedingte Ziel der Hochschulgermanisten – ein Ziel, das nicht durch die Kommunikation mit den Deutschlehrern erlangt wird, sondern durch besagtes Publizieren von Ergebnissen der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit.

⁸⁷ Vgl. Stichweh 1982, S. 110.

⁸⁸ Vgl. Stichweh 1982, S. 179.

Um seine Funktion zu effektivieren, kommt es im Wissenschaftssystem zu Spezialisierungs- und Ausdifferenzierungsprozessen sowie zu Entkoppelungsprozessen, die global auf Standardisierung bzw. Vereinheitlichung systemspezifischer Besonderheiten drängen.⁸⁹ Spezialisierung und Ausdifferenzierung lassen die Forschungsgegenstände immer präziser, aber auch isolierter werden – isolierter, da nahezu jede (wesentliche) inhaltliche Unterscheidung mit einer institutionellen bzw. personellen „Unterscheidung“ einhergeht. Die Entkoppelung löst das Wissenschaftssystem von anderen sozialen Systemen und damit auch von möglichen Leistungsbezügen bspw. für das Bildungssystem. So besteht das primäre Ziel nicht in der Ausbildung von Lehrern, sondern in der Generierung des eigenen Nachwuchses zum Erhalt des Wissenschaftssystems. Demgegenüber beschreibt Entdifferenzierung den Prozess, die modernen Differenzierungsprozesse – inhaltlich („Deutschkundebewegung“⁹⁰) oder formal („Interdisziplinarität“) motiviert – wieder rückgängig zu machen, so dass man von einer Konkurrenz zwischen Differenzierungs- und Entdifferenzierungsprozessen sprechen kann.

Spezialisierung und Ausdifferenzierung im Wissenschaftssystem führen innerhalb der Fachwissenschaft („Hochschulgermanistik“) zur Präferierung *reputationsträchtiger Bezirke*. Dazu gehört erkenntnisbildende Forschung zu den eigenen wissenschaftlichen Gegenständen („Sprache“; „Literatur“), die ihrerseits bestimmten Trends unterliegt, deren Einfluss sich der einzelne kaum entziehen kann. Dazu gehören nicht die schulische Praxis sowie die universitäre Lehre („Lehrerbildung“). Insofern wird klar, warum für die Mitglieder der „Gesellschaft für Hochschulgermanistik“ die Kommunikation mit den Mitgliedern des „Fachverbandes Deutsch“ sekundär ist.

Die Entkoppelung des Wissenschaftssystems vom Bildungs- und anderen Systemen führt innerhalb der Fachwissenschaft zur Kommunikation über ihre *internen Differenzen*, also darüber, worin man sich innerhalb des Wissenschaftssystems voneinander unterscheidet.⁹¹ Diese internen Differenzen infolge von Spezialisierung und subdisziplinärer Ausdifferenzierung⁹² im Wissenschaftssystem betreffen v.a. Theorien und Methoden⁹³ („Methodologien“), aber auch unterschiedliche Sichtweisen auf diese Entkoppelung („gesellschaftliche Relevanz“; „Nationalphilologie“) sowie unterschiedliche Sichtweisen auf historisch

⁸⁹ Vgl. Stichweh 2004.

⁹⁰ Vgl. Fohrmann 1994, S. 12 und Fohrmann 1994, S. 603.

⁹¹ Vgl. Stichweh 1982, S. 10 und S. 173. Zu diesen internen Differenzen und deren Status im Diskurs vgl. Sell 2006.

⁹² Vgl. Stichweh 2004.

⁹³ Vgl. Stichweh 2006.

bedingte – durch die zunehmende Standardisierung innerhalb des globalen Wissenschaftssystems verschwindende – Besonderheiten („Humboldt’sche Universität/philosophische Fakultät“). Diese internen Differenzen erklären also die von den Hochschulgermanisten bevorzugten Themen.

Differenzierung bzw. Entkoppelung führen auch dazu, dass Ambitionen, steuernd in diese Modernisierungsprozesse einzugreifen, aufgegeben werden, da sie der eigenen Rolle im Wissenschaftssystem widersprechen. Vielmehr entkoppelt sich das Wissenschaftssystem *quasi-natürlich* bspw. von bildungspolitischen Leistungserwartungen. So wertet Dainat⁹⁴ die Differenzierung von Wissenschaft und Politik als „Errungenschaft“, da man Ideologiefreiheit erwartet. Zudem funktioniert die Bildungsinstitution Schule, die als Teil des Bildungssystems außerhalb des Wissenschaftssystems anzusiedeln ist, nach anderen Leitunterscheidungen und mittels anderer spezifischer (nichtwissenschaftlicher) Kommunikationsformen. Entsprechend tun sich die beiden – unterschiedlichen Sozialsystemen angehörenden – Teilverbände schwer, *miteinander* zu kommunizieren. Die von ihrem Gegenstand her auf Schule bezogene Fachdidaktik hat sich ihrerseits ausdifferenziert und sich teils in der Gesellschaft für Hochschulgermanistik des DGV, teils im *Symposion Deutschdidaktik* organisiert – mithin als institutionelle Ausformung einer internen Differenz. Interessant ist die Frage, warum sich diese Teilgruppe nicht insgesamt innerhalb des DGV ansiedeln konnte.

3.2 Macht der Diskurse

Aus der Sicht der soziologischen Diskurstheorie entsteht Wissen nicht in einem „herrschaftsfreien“ Raum (vgl. Habermas 1995). Vielmehr bestimmt die Macht der Diskurse (in Absetzung zu physischer Macht), worüber geredet/geforscht wird und worüber nicht. Macht geht bei Foucault über eine „Zweiteilung, die Beherrscher und Beherrschte einander entgegensetzt“ (vgl. Foucault 1977b, S. 115) und eine Reduktion auf die Ökonomie hinaus. Macht verteilt sich auf alle Individuen und alle gesellschaftlichen Bereiche und meint ein „Kräfteverhältnis“. In dessen Folge setzen sich bestimmte Diskurse durch, andere bleiben am Rande. Die herrschenden Diskurse konstruieren und reproduzieren die Wirklichkeit.

Auch die Wissenschaft produziert nach Foucault Diskurse („diskursive Formationen“). In diesen Diskursen wird die Wirklichkeit – entsprechend den Kräfteverhältnissen – geformt. Als Voraussetzungen und Prämissen von Wissen-

⁹⁴ Dainat, Holger: ...die Dinge selbst in Bewegung setzen. Fachentwicklung und Selbstreflexion in der bundesrepublikanischen Germanistik seit den sechziger Jahren. In: Janota 1993 [vgl. Anm. 29], Bd. 2, S. 207-216, hier S. 209.

schaft bzw. als Wirklichkeitsgerüst für wissenschaftliche Wahrnehmung bleiben sie meist unhinterfragt. Foucaults Rede vom „Tod des Autors“ meint letztlich, dass der moderne Mensch (auch: Wissenschaftler) in der Regel mehr von diesen (impliziten) Voraussetzungen und Prämissen geleitet wird, als von postulierten individuellen Kalkülen bzw. bewussten Willensakten.

Anders ausgedrückt: In Bezug auf einen thematischen Diskurs kann theoretisch von einer unendlichen Zahl möglicher Aussagen ausgegangen werden, praktisch jedoch wird diese Zahl zeitlich, räumlich, sozial etc. eingeschränkt auf eine kleinere Zahl, von denen ein Teil wiederum als typisch angesehen werden kann, da er mehr ist als kontingent. Innerhalb dieser typischen Aussagen können In- bzw. Exklusionslinien ausgemacht werden, die Aussagen ein- bzw. ausschließen. In diesem Aufsatz wurden die Dokumentationen der Germanistentage danach befragt, worüber geredet wird. Dadurch wurde ablesbar, worüber nicht geredet wird bzw. was sich an den „Rändern“ befindet bzw. ausgeschlossen wird. Es wird die Konstruktion und Reproduktion einer Wirklichkeit sichtbar, in der die Hochschulgermanistik und deren Erkenntnisinteressen gut plaziert sind, die Deutschlehrer und deren spezifische Bedürfnisse jedoch als untergeordnet erscheinen. So erklärt sich auch das Übernehmen der Diskurse der Hochschulgermanisten. Dass dies nicht die Folge „individueller“ oder „bewusster“ Entscheidungen ist, sondern – gewohnter bzw. als selbstverständlich erachteter – Diskurse, entlastet die Individuen, stellt aber die Frage, nach den diese Diskurse unterstützenden Kräften. Offensichtlich bewertet unsere Gesellschaft die Wissenschaft höher als die Bildungsinstitution Schule, oder anders formuliert: In unserer Gesellschaft sind – aus zu eruierenden Gründen – die Wissenschaftler „mächtiger“ als die Lehrer bzw. ersteren wird seitens der Gesellschaft mehr Macht bzw. Autorität zugewiesen (übrigens auch von den Lehrern selbst). Sie verfügen über eine höhere gesellschaftliche Legitimität bzw. größere diskursive Definitionsmacht. Damit ist die beschriebene Wirklichkeit, wie sie sich in den Dokumentationen der Germanistentage findet, ein Spiegel unserer Glaubensvorstellungen.

4. Ausblick

Für das Bildungssystem ist die geschilderte Diskurspraxis zwischen den beiden Teilverbänden suboptimal. Wie sollen die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Hochschulgermanisten adäquat in die Lehrerbildung überführt werden? Umgekehrt: Wie sollen die Hochschulgermanisten von der schulischen Praxis etwas verstehen? Auf den Germanistentagen könnte darüber kommuniziert werden. Dass dies nicht geschieht, lässt sich – wie hier versucht – erklären. Die Frage ist

schließlich, wie bzw. unter welchen Bedingungen man in einen Dialog treten könnte, wenn man dies will.

5. Literatur

(Quellen, insbesondere die Dokumentationen zu den Germanistentagen, sind mit vollem Titel an Ort und Stelle angeführt.)

Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M./New York 1996 [zuerst 1983].

Bahner, Werner/Neumann, Werner (Hrsg.): Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung, Berlin 1985.

Bogdal, Klaus-Michael/Müller, Oliver (Hrsg.): Innovation und Modernisierung: Germanistik von 1965 bis 1980, Heidelberg 2005.

Dainat, Holger: Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1890 bis 1913/14. In: Fohrmann/Voßkamp 1994, S. 494-537.

Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M. 1999, 1. Aufl. 1980 [zuerst 1935].

Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, München 1991.

Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, Weimar 1994.

Fohrmann, Jürgen: Einleitung: Von den deutschen Studien zur Literaturwissenschaft. In: Fohrmann/Voßkamp 1994, S. 1-14.

Fohrmann, Jürgen: Geschichte der deutschen Literaturgeschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Kaiserreich. In: Fohrmann/Voßkamp 1994, S. 576-604.

Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M. 1977a [zuerst 1972].

Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen, Frankfurt a.M. 1977b [zuerst 1976].

Frühwald, Wolfgang/Jauß, Hans Robert/Kosellek, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhard: Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift, Frankfurt a.M. 1991.

Fürbeth, Frank/Krügel, Pierre/Metzner, Ernst Erich/Müller, Olaf (Hrsg.): Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846-1996), Tübingen 1999.

- Habermas, Jürgen: Wahrheitstheorien. In: Jürgen Habermas: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt am Main 1995, S. 127-186.
- Hacking, Ian: Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt a.M. 1999.
- Herman, Jost: Geschichte der Germanistik, Reinbek 1994.
- Homburger Empfehlungen zur Förderung der europäischen Hochsprachen. In: Konrad Ehlich/Jakob Ossner/Harro Stammerjohann (Hrsg.): Hochsprachen in Europa. Entstehung, Geltung, Zukunft, Freiburg i.Br. 2001, S. 387-389.
- Jäger, Ludwig/Switalla, Bernd (Hrsg.): Germanistik in der Mediengesellschaft, München 1994.
- Jäger, Siegfried: Kritische Diskursanalyse, Duisburg 1993.
- Janota, Johannes (Hrsg.): Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810-1870, Tübingen 1980.
- Kämper, Heidrun/Kilian, Jörg (Hrsg.): Wort – Begriff – Diskurs. Deutscher Wortschatz und Semantik in europäischen Bezügen. Beiträge der Sektion 1 des Deutschen Germanistentages 2010 in Freiburg, Bremen 2012.
- Kopp, Detlev: (Deutsche) Philologie und Erziehungssystem. In: Fohrmann/Voßkamp 1994, S. 669-741.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve: Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts, Princeton 1986 [zuerst 1979].
- Lohmann, Ingrid: Bildung und Gesellschaft. Die Entstehung ihrer Beziehung am Beginn der Moderne, überarbeitetes Vorlesungsmanuskript, Universität Hamburg, FB Erziehungswissenschaft 2002 (unveröffentlicht).
- Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1990.
- Mannheim-Florentiner Empfehlungen zur Förderung der europäischen Hochsprachen. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Europäische Hochsprachen und mehrsprachiges Europa, Mannheim 2002, S. 230-232.
- Marquard, Odo: Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften. In: Odo Marquard: Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien, Stuttgart 1986, S. 98-116.
- Meves, Uwe: Die Gründung germanistischer Seminare an den preußischen Universitäten (1875-1895). In: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft, Stuttgart 1987, S. 69-122.
- Meves, Uwe: Zum Institutionalisierungsprozeß der Deutschen Philologie: Die Periode der Lehrstuhllerrichtung. In: Fohrmann/Voßkamp 1994, S. 115-203.

- Müller, Jörg Jochen: Die ersten Germanistentage. In: Jörg Jochen Müller (Hrsg.): Germanistik und deutsche Nation 1806-1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewusstseins, Stuttgart 2000 [zuerst 1974], S. 297-318.
- Prinz, Wolfgang/Weingart, Peter (Hrsg.): Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, Frankfurt a.M. 1990.
- Röther, Klaus: Die Germanistenverbände und ihre Tagungen, Köln 1980.
- Rosenberg, Rainer: Literaturwissenschaftliche Germanistik. Zur Geschichte ihrer Probleme und Begriffe, Berlin 1987.
- Sell, Ulrike: Germanistik nach 1966/68: Reflexionen über ein Fach zwischen Selbstauflösung und neuer Identität. Ausgewählte Positionen und Strategien aus dem Elfenbeinturm, Frankfurt a.M. 2006 (Diss./Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg/CD-ROM).
- Stichweh, Rudolf: Ausdifferenzierung der Wissenschaft – Eine Analyse am deutschen Beispiel, Bielefeld 1982.
- Stichweh, Rudolf: Genese des globalen Wissenschaftssystems. In: <http://www.unibielefeld.de/soz/iw/pdf/Stichweh-Genese.pdf>, 2004, S. 1-28.
- Stichweh, Rudolf: Einheit und Differenz im Wissenschaftssystem der Moderne, 2006 (online-Publikation).
- Tutzinger Thesen zur Sprachenpolitik in Europa. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 3, 1999, S. 431-434.
- Voßkamp, Wilhelm: Einleitung: `Bildung` als Synthese. In: Fohrmann/Voßkamp 1994, S. 15-24.
- Weingart, Peter/Prinz, Wolfgang/Kastner, Maria/Maasen, Sabine/Walter, Wolfgang: Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954-1987, Frankfurt a.M. 1991.
- Wyss, Ulrich: Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus, München 1979.
- Zymek, Bernd: Wissenschaft, Universitätsstruktur und Lehramt. Das deutsche Muster, seine Krisen, seine Zukunft. In: Frank Estelmann/Olaf Müller/Pierre Krügel (Hrsg.): Traditionen der Entgrenzung. Beiträge zur romanistischen Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt a.M. u.a. 2003, S. 245-256.

Muttersprache – Identität – Nation? Zur Konstruktion der Germanistik als Nationalphilologie

Ulrike Sell

1. Vorbemerkungen

Mit der ersten Hälfte des Titels habe ich einen bekannten Buchtitel von Hubert Ivo¹ variiert, indem ich ein Fragezeichen hinter die Trias „*Muttersprache – Identität – Nation*“ gesetzt habe. Mit diesem Fragezeichen möchte ich die Legitimität des Nationenbegriffs hinterfragen. Die zweite Hälfte meines Titels „*Zur Konstruktion der Germanistik als Nationalphilologie*“ beinhaltet die These, dass die Bildung einer „nationalen Identität“ auf dem Weg über die „Muttersprache“ sozial konstruiert ist bzw. die Herausbildung der Germanistik als Nationalphilologie im 19. Jahrhundert als soziale Konstruktion aufgefasst werden kann.

Dreh- und Angelpunkt aller Modelle zu einer „nationalen Identität“ ist die Annahme einer Einheit von Sprache und Sprachgemeinschaft. Von einer solchen Einheit kann aber bei Betrachtung der Wirklichkeit kaum gesprochen werden. Vielmehr muß von einer zunehmenden Differenz ausgegangen werden, die dazu führt, dass sich Identitäten ausbilden, die sich aus mehreren kulturellen Zusammenhängen speisen. So ist die deutsche Sprache für viele Sprecher Zweitsprache oder Fremdsprache. Diese Zweit- oder Fremdsprachler verwenden die deutsche Sprache ohne sich deren „Nation“ bzw. Sprachgemeinschaft unbedingt zuzurechnen, an deren Kultur sie lediglich teilhaben. Auf diese Weise bilden sich über „Mehrsprachigkeiten“ „multikulturelle“ Identitäten aus, die Modelle „nationaler Identität“ sprengen.

Die Idee einer Einheit von Sprache und Sprachgemeinschaft, also die Idee der Sprachnation, wird auch von der These getragen, das Individuum habe *eine*, letztlich *angeborene* „Muttersprache“. Davon ist aber nach Chomsky² nicht auszugehen. Vielmehr ist der Spracherwerb abhängig vom sprachlichen Input. Welche Sprache Erst-, Zweit- oder Fremdsprache wird, entscheidet sich am sozio-kulturellen Umfeld, nicht an den Anlagen. Erstsprache und Mehrsprachigkeit können damit als kulturelle Erscheinungen gefaßt werden, wie auch über die Sprachen vermittelte Identitäten als kulturell konstruierte Identitäten erscheinen.

Entstanden waren diese Modelle der „nationalen Identität“ im Zuge der Nationalstaatsbildung. Diese zu unterstützen, formierte sich die Germanistik,

¹ Ivo, Hubert: *Muttersprache, Identität, Nation. Sprachliche Bildung im Spannungsfeld zwischen einheimisch und fremd*, Wiesbaden 1994.

² Vgl. z.B. Chomsky, Noam: *Regeln und Repräsentationen*, Frankfurt a.M. 1981.

deren Aufgabe im 19. Jahrhundert in der Konstruktion der „Nationalsprache“ und der „Nationalliteratur“ bestand. Heute scheint der Prozeß der Europäisierung nach anderen Identitäten zu verlangen. Diese anderen Identitäten oder Selbstbilder können ihrerseits als soziale Konstruktionen beschrieben werden.

2. Nation – soziale Konstruktion oder natürliche Kategorie?

Handelt es sich bei der Erscheinung „Nation“ um eine soziale Konstruktion oder um eine natürliche Kategorie? Zunächst möchte ich den Nationenbegriff auf seine Geltung befragen. Der amerikanische Philosoph Ian Hacking analysiert in seinem 1999 erschienen Buch *„Was heißt 'soziale Konstruktion'? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften“* konstruktionistische Argumentationsmuster. Diese Argumentationsmuster gehen – nach Hacking – so vor, dass sie im ersten Schritt die sog. Unvermeidlichkeitsthese in Zweifel ziehen. So sei z.B. die Behauptung, es gebe so etwas wie eine Geschlechterdifferenz, oder die Behauptung, es gebe so etwas wie die Nationalität des Menschen, „nicht unvermeidbar“ gewesen. Im zweiten Schritt kommt die Haltung des Konstruktionisten zur jeweiligen Unvermeidlichkeitsthese zum Tragen. Diese Haltung kann nach Hacking folgendermaßen aufgefähert werden: So kann ein Begriff, eine Idee oder ein Ereignis als historisch-kontingent – also als prinzipiell vermeidbar – lediglich konstatiert werden, die Idee kann aber auch in weiteren graduellen Abstufungen ironisiert oder mit einem reformistischen, rebellischen oder gar revolutionären Ansatz angegriffen werden. So wird die vermeintliche Tatsache – Geschlechterdifferenz oder Nationalität – als etwas Konstruiertes entlarvt und ihre Existenz und Stabilität mit wissenschaftsexternen Funktionen erklärt. Solche Funktionen dienen dann offensichtlich anderen Zwecken, als die vermeintliche Realität zu beschreiben, etwa der Ein- bzw. Ausgrenzung.

Für Hacking steht hinter dem Konstruktionismus die³ Überzeugung, dass Dinge nicht deshalb real sind, weil wir sie benennen können. Überzeugender erscheint vielmehr, dass diese Dinge durch ihre sprachliche Konstruktion *real geworden*⁴ sind. Damit bestreitet der Konstruktionist so etwas wie eine entdeckbare „*innere Struktur*“⁵ der Welt. Vielmehr werden „*Strukturen*“ immer wieder neu geschaffen. Und dieses Schaffen von Strukturen vollzieht sich über Aussagen – Aussagen über die Welt, die nachvollzogen werden oder nicht nachvollzo-

³ nominalistische

⁴ Vgl. weiter unten zum „Loopingeffekt“.

⁵ Hacking, Ian: Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt a.M. 1999, S. 133.

gen werden. Nach Hacking wirkt Ludwik Fleck⁶ „wie der erste Autor mit durch und durch ‚konstruktionistischer‘ Einstellung zu wissenschaftlichen Fakten, obwohl er die Metapher des Konstruierens glücklicherweise gar nicht benutzte“⁷. Fleck sei gegen den „Realismus“ aufgetreten und habe sich gegen das „metaphysische Bild“⁸ gewendet, dass die Welt mit einer von vornherein gegebenen Struktur versehen sei. Insofern wendet sich der Konstruktionismus gegen ein Wissenschaftsverständnis, das die soziale Seite der Wissensproduktion völlig ignoriert.⁹ Entsprechend streiten Konstruktionisten wie Latour/Woolgar Wirklichkeit nicht ab, sondern wollen zeigen, „daß das ‚Dort-draußen-Sein‘ nicht die Ursache, sondern die Konsequenz der wissenschaftlichen Arbeit ist“¹⁰.

Nach der Analyse des Konstruktionismus entwickelt Hacking seine eigene Position dazu. Er klassifiziert die Phänomene der Welt in indifferente und interaktive Arten. Die Naturwissenschaften hätten es weitgehend mit indifferenten, die Sozialwissenschaften vorwiegend mit interaktiven Arten zu tun. Diese interaktiven Arten von Begriffen, Ideen oder Klassen seien durch sog. „Loopingeffekte“¹¹ von den indifferenten Arten unterschieden. So könnten interaktive Klassen verstehen, „(...) wie sie klassifiziert werden, und sich dementsprechend einen neuen Begriff von sich selbst machen“¹². D.h. die Klassifikation in Nationalitäten schafft erst das Bewusstsein von Nationalität. Vor diesem Hintergrund erscheint die Klassifikation in Nationen als gesellschaftlich oder politisch motivierte Konstruktion mit hoher „außertheoretischer Funktionalität“¹³, nicht jedoch als natürliche Kategorien mit Anspruch auf Unvermeidlichkeit.

Einschränkend muss man hier jedoch hinzufügen, dass die konstruktionistische Argumentation – wie sie hier eben anhand von Hacking entwickelt wurde – den Nationenbegriff nicht theoretisch widerlegt. Die konstruktionistische Argumentation erhebt vielmehr den Anspruch, das Aufkommen von Klassifikationen wie „Nation“ oder „Nationalität“ vor ihrem historischen Hintergrund zu er-

⁶ Fleck, Ludwik: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M. 1999, ¹1980 (ersch. in Originalsprache 1935).

⁷ Hacking, a.a.O., 1999, S. 96.

⁸ Ebd., S. 97.

⁹ Vgl. ebd., S. 117.

¹⁰ Latour, Bruno/Woolgar, Steve: Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts, Princeton 1986 (ersch. 1979), S. 180; zit. n. Hacking, a.a.O., 1990, S. 129.

¹¹ Hacking, a.a.O., 1999, S. 95.

¹² Ebd., S. 171.

¹³ Ebd., S. 87 ff. und S. 150. Hacking übernimmt hier den von Karl Mannheim geprägten Begriff der „außertheoretischen Funktionalität“. Vgl. Mannheim, Karl: Das Problem einer Soziologie des Wissens; in: ders.: Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk, hrsg. v. Kurt H. Wolff, Neuwied 1970 (Aufsatz ersch. 1925), S. 315 ff.

klären. Durch diese „Entnaturalisierung“ verlieren diese Klassifikationen jedoch erheblich an Wirksamkeit und Relevanz.¹⁴

Auch Benedict Anderson kommt in seinem 1983 erschienen Buch *„Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts“* zu dem Ergebnis, dass Nationalität und Nationalismus „kulturelle Kunstprodukte“¹⁵ sind. Anderson definiert die Nation als eine „vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän“¹⁶. Vorstellung meint, dass die Mitglieder sich untereinander niemals kennen werden, sich aber in ihrer Anonymität doch als zusammengehörig empfinden – verbunden durch das Nationalgefühl¹⁷. Dieses Gefühl wird als natürlich empfunden, weil die Zugehörigkeit zu einer solchen „Gemeinschaft“ nicht bewusst gewählt ist. Die vermeintliche Naturgegebenheit dieser Zugehörigkeit lässt – nach Anderson – die Menschen für ihr Vaterland in den Tod ziehen.¹⁸

Anderson nun ist der Auffassung, dass Nationalismus nicht als politische Ideologie wie Marxismus oder Liberalismus verstanden werden sollte, sondern als kulturelles System wie die religiöse Gemeinschaft oder das „dynastische Reich“¹⁹. Die dynastischen Reiche hätten ihre Herrschaft – anders als Nationen – auf Verwandtschaft²⁰, Klientismus und persönliche Loyalität gestützt und durch diese spezifischen kulturellen Bezüge unterschiedlichste „Sprechergemeinschaften“ verbunden. So stellt sich für Anderson die Frage: „welche Nationalität man den Bourbonen, die in Frankreich und Spanien, den Hohenzollern, die in Preußen und Rumänien, und den Wittelsbachern, die in Bayern und Griechenland herrschten, zuschreiben sollte?“²¹. Die dynastischen Herrscher herrschten über „Nationalitäten“ und Sprachen hinweg.

Gleichzeitig gab es aber auch Versuche, diese verschiedensprachigen Gruppen über eine in allen Teilen des Herrschaftsgebietes repräsentierte Sprache zu kontrollieren. So führt Anderson weiter aus, dass etwa Joseph II. Ende des 18. Jahrhunderts das Deutsche als Staatssprache für Österreich-Ungarn deshalb

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Anderson, Benedict: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a.M./New York 1996 (ersch. 1983), S. 14.

¹⁶ Ebd., S. 15.

¹⁷ Zu diesem „Nationalgefühl“ tragen wieder die Konzepte „Nationalsprache“, „Nationalliteratur“, „Nationalgeschichte“ etc. bei.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 144.

¹⁹ Ebd., S. 20.

²⁰ „Verwandtschaft“ ist schließlich auch das semantische Hauptmerkmal des Begriffes „Geschlecht“ im adligen Kontext im Gegensatz zum heutigen Ausdruck der „männlichen“ oder „weiblichen“ Geschlechtszugehörigkeit.

²¹ Ebd., S. 88/89.

eingesetzt habe, weil es zumindest von Teilen der Bevölkerung in allen Provinzen gesprochen wurde – im Gegensatz etwa zum Magyarischen. Die habsburgische Dynastie strebte auf diese Weise nach einer einheitlichen Verwaltungs- bzw. Amtssprache.²² Daraus folgte jedoch keineswegs ein Bestreben der Habsburger, eine „deutschsprachige“ Nation zu gründen. Motor der Nationengründung war schließlich das Bürgertum, nicht die Monarchie.

Die „*philologisch-lexikographische Revolution*“²³, also der Buchdruck in Verbindung mit der sich herausbildenden kapitalistischen Wirtschaftsweise, schuf schließlich die Voraussetzung für die sich allmählich im Bürgertum ausbreitende „*Überzeugung, Sprachen seien (zumindest in Europa) gleichsam der persönliche Besitz besonderer Gruppen – derer, die sie tagtäglich sprechen und lesen. Mehr noch: Diese als Gemeinschaften vorgestellten Gruppen hätten ein Recht auf Selbständigkeit in einer Bruderschaft von Gleichen*“²⁴ – ein Recht also auf einen Nationalstaat.

Dieses Recht wird nach Anderson schließlich als natürlich gegeben behauptet und der Gang der Geschichte als Kampf, dieses Recht einzulösen, dargestellt. Bei diesen Darstellungen wird ein seit Urzeiten immer schon vorhandener Drang der Nationen, sich zu konstituieren, unterstellt, also die Nationen- bzw. Nationalstaatsbildung auf die Geschichte rückwirkend projiziert. Die Aufgabe, die Urgeschichte der Nation zu rekonstruieren, übernahm die Nationalgeschichte. Tatsächlich handelte es sich bei diesen Rekonstruktionen aber um Konstruktionen der Historiker.²⁵

Anderson beschreibt auch die Ablösung der religiösen Gemeinschaft durch die nationalen. Die religiösen Gemeinschaften wurden bzw. werden durch die jeweilige heilige Sprache²⁶ verbunden, die den *Illitterati* durch die *Litterati* vermittelt wird. So bildete etwa die vorgestellte Gemeinschaft des Christentums eine Großgemeinschaft über verschiedene Herrschaftsgebiete hinweg.

Dabei konnte sich die Vorstellung von der volkssprachlich geeinten Nation erst mit Luthers Bibelübersetzung herausbilden. Diese Vorstellung setzte nämlich die Übersetzbarkeit der heiligen Sprachen ins Volkssprachliche voraus und wertete so die Volkssprachen auf. Diese Übersetzbarkeit beinhaltete den Bruch mit dem Glauben an die Nichtwillkürlichkeit des Zeichens, also daran,

²² Vgl. ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

²⁵ Vgl. auch Lodovico, Ludi (Pseudonym für Rudolf Walter): Wem das Posthorn bläst – zur Konstruktion und Konjunktur des Nationalen; in: Prokla, Nr. 87, 22. Jg., 1992, S. 189-206, hier S. 191.

²⁶ Latein, Griechisch, Hebräisch, Arabisch

dass die heilige Sprache „heilig“ und damit selbst ein Teil der Verkündigung ist. Im 19. Jahrhundert sollte das „Volk“ *„den neuen Glanz (...), den die Erhebung zur Schriftlichkeit der Sprache, die sie bis dahin einfach nur gesprochen hatten, verlieh“*²⁷ auch in außerreligiösen Kontexten entdecken. Alphabetisierung und Politisierung der Bevölkerung ermöglichten und erforderten beispielsweise das volkssprachliche Zeitungswesen. Nach Anderson war *„der Untergang des Lateinischen (...), mit einem Wort, nur der Ausdruck eines umfassenderen Prozesses, in dem die heiligen Gemeinschaften mit ihren alten heiligen Sprachen allmählich fragmentiert, pluralisiert und territorialisiert wurden“*²⁸, um – so könnte man fortfahren – den Nationalsprachen und mit ihnen den Nationalstaaten den Weg zu bahnen.

Nach Anderson konnten die Nationalsprachen nicht ohne die entsprechenden ökonomischen Bedingungen hervortreten. Die aufkommende Produktionsform des Kapitalismus und das sich ausbauende Verlagswesen reagierten auf das Phänomen der volkssprachlichen Pluralität. Diese Sprachenvielfalt, die sich in lokal begrenzten Varietäten darbot, musste über die Schriftsprachen reduziert werden. Über den Radius, den die Schriftsprachen um sich zogen, bildeten sich allmählich „national“ vorgestellte Gemeinschaften, die intern Solidarität erzeugten – nach Anderson *„die weitaus wichtigste Eigenschaft der Sprache“*²⁹.

Diesen Solidarität erzeugenden Status der Sprache kann nach Anderson auch eine Minderheitensprache erhalten, wie das Beispiel Indonesien für den außereuropäischen Raum zeigt. Als ehemaliges Kolonialgebiet Hollands ist das heutige Indonesien als Nationalstaat ein reines Kunstprodukt. Es schließt verschiedene Sprachen ein und verwandte Sprachen aus. Als Nationalsprache bildete sich das *bahasa Indonesia* oder *dienstmaleisch* aus. Diese Sprache – das „Indonesische“ – wurde Mitte des 20. Jahrhunderts von kaum einem Indonesier gesprochen, während es heute von Millionen junger Indonesier gesprochen wird.³⁰ Solidarität kann aber nach Anderson auch ohne einheitliche (Schrift-)Sprache erzeugt werden, wie das Beispiel Schweiz, deren Entstehungszeitpunkt als Nationalstaat mit 1891 angesetzt werden kann, zeigt. Die Nationalstaatsidee gründet hier auf dem Deutschen, dem Italienischen und dem Französischen (neben dem Rätoromanischen).³¹

Die Ausführungen von Anderson zeigen, dass – weitgehend auf Nationalsprachen gegründete – Nationalstaaten konkurrierende kulturelle Systeme zu

²⁷ Anderson, a.a.O., 1996, S. 85.

²⁸ Ebd., S. 27.

²⁹ Ebd., S. 133.

³⁰ Vgl. ebd., S. 134.

³¹ Vgl. ebd., S. 135 ff.

den religiösen Gemeinschaften oder dynastischen Reichen darstellen, die sich historisch legitimieren und keine zeitlosen Konstanten darstellen.

3. *Schlußbemerkung*

Mein Vortrag sollte die Legitimität des Nationenbegriffs hinterfragen. Mit Hacking kann der Begriff der Nation als soziale Konstruktion, die historisch begründet werden muß, aufgefasst werden. Dieser Begriff stellt keine gleichsam natürliche Kategorie dar, die universelle Gültigkeit beanspruchen könnte. Mit Anderson wird deutlich, dass die „Konstruktion“ von Nationalsprachen der „Konstruktion“ von Nationalstaaten diene, diese Nationalsprachen sich also historisch legitimieren und auch legitimieren müssen. Der Blick auf die Gegenwart evoziert die Frage nach einer *European community* als kulturellem System. Die Diskurse der 90er Jahre zeigen, wie an der Konstruktion einer europäischen Identität gearbeitet wird. In diesem Kontext suchen die Philologien in Europa nach neuen Begriffen und Selbstkonstruktionen: So hat etwa das Romanistische Institut in Frankfurt jüngst ein Symposium zu „Tradition und Entgrenzung“ des Faches veranstaltet und u.a. Versuche unternommen, das Bild einer „*postnationalen Romanistik*“³² zu entwerfen. Die Postulierung eines „*nationalen Rahmens*“³³ für die Germanistik erscheint vor diesem Hintergrund anachronistisch.

³² Diesen Begriff verwendete Birgit Scharlau in ihrem Plenumsvortrag „Die Romania beginnt am Grüneburgplatz – Elemente einer postnationalen Romanistik“ zur Sektion „Sprache, Mehrsprachigkeit und Migration als Gegenstand und Ressource sozialer Identifikationsprozesse“ auf dem Symposium „Romanistik zwischen Tradition und Entgrenzung – Praxis und Perspektiven. 100 Jahre Romanistik in Frankfurt am Main, 18. bis 20. April 2002“.

³³ Ivo, Hubert: *Deutschdidaktik – aus dem nationalen Rahmen gefallen? Die vielen Nationen und der eine Friede*; in: *Das wirkende Wort*, Wiesbaden 2002.